



grimme

48. Grimme-Preis 2012

Jury-Einblicke • Die Preise
Die Inhalte • Begründungen
Porträts • Trends
Hintergrund • Die Künstler

VORWEG GEHEN



Die Ministerpräsidentin
des Landes Nordrhein-Westfalen



3sat

WDR





NDR

Das Beste am Norden

Das prickelt!

„Eindringlich, skurril, nachdenklich – so unterschiedlich die drei **NDR** Produktionen sind, die einen Grimme-Preis 2012 erhalten, eins haben sie gemeinsam: Sie stehen für Qualität.

Allen Preisträgern gratuliere ich zu ihrem großen Erfolg.“

Lutz Marmor, **NDR** Intendant

HOMEVIDEO (NDR/BR/ARTE)

Jan Braren (Buch) | Kilian Riedhof (Regie)

Benedict Neuenfels (Kamera)

Jonas Nay, Sophia Boehme (Darsteller)

DER TATORTREINIGER (NDR)

Mizzi Meyer (Buch) | Arne Feldhusen (Regie)

Bjarne Mädel (Darsteller) | Benjamin Ikes (Schnitt)

DIE JUNGS VOM BAHNHOF ZOO (RBB/NDR)

Rosa von Praunheim (Buch/Regie)



arte

GRIMME-PREIS

**ARTE GRATULIERT
DEN PREISTRÄGERN**

2012

48. GRIMME-PREIS 2012



Foto: picture alliance / Uteger



Foto: ARD Degeto/Julia von Vietinghoff

Das große Ach und Ächzen von Uwe Kammann.....	7
Zwischen Krisen und großen Leiden von Silke Burmester.....	8
Eine Frage der Sichtweise von Johannes Hano.....	10
Es gibt kein Erfolgsrezept von Armin Maiwald.....	14
Journalismus in der Finanzkrise Interview: Henning Severin.....	16
Kann Fernsehen Vorbild sein? von Katrin Göring-Eckardt.....	22
Spannungsverhältnisse.....	25
Immer das Gleiche von Andrea Anonymus.....	26
Brotjob und Traumfilm von Alexander Anonymus.....	28
Regeln mit Ausnahmen von Andreas Schreitmüller.....	31
Der freundliche Herr der Fragmente von Uwe Kammann.....	34
Wirtschaftsfaktor Kultur von Androulla Vassiliou.....	36
Ein seltsames Paralleluniversum von Arnd Zeigler.....	38
Mein lieber Opa Hoppenstedt von Katja Bogdanski.....	41
Nominierungen im Überblick.....	45

Grimme-Preis Fiktion

Aus der Nominierungskommission Fiktion	
Das TV-Kloster Grimme von Annika Sehl.....	48
Preisträger Fiktion	
Liebesjahre (ZDF).....	50
Dreileben (ARD/BR/Degeto/WDR).....	54
Ein guter Sommer (ARD/HR).....	56
Die Hebamme – Auf Leben und Tod (ZDF/ORF).....	58

Homevideo (ARTE/NDR/BR).....	60
Aus der Jury Fiktion	
Das Beste aus den Möglichkeiten von Patrick Bahners.....	63

Grimme-Preis Unterhaltung

Nominierungen im Überblick.....	71
Aus der Nominierungskommission Unterhaltung	
Harmonie nur auf den letzten Blick von Thorsten Ziebell.....	74
Preisträger Unterhaltung	
Der Tatortreiniger (NDR).....	76
Walulis sieht fern (Tele 5).....	78
Aus der Jury Unterhaltung	
Information Unterhaltung von Hans Hoff.....	81

Grimme-Preis Information & Kultur

Nominierungen im Überblick.....	87
Aus der Nominierungskommission Information & Kultur	
Lohnende Suche von Niklas Hebing.....	90
Preisträger Information & Kultur	
Geschlossene Gesellschaft –	
Der Missbrauch an der Odenwaldschule (ARD/SWR/HR).....	92
The Other Chelsea (ZDF).....	94
Mein Leben – Die Fotografin Sibylle Bergemann (ARTE/ZDF).....	96
Die Jungs vom Bahnhof Zoo (rbb/NDR).....	98
Alarm am Hauptbahnhof – Auf den Straßen von Stuttgart 21 (ARD/SWR)	100
Aus der Jury Information & Kultur	
Tipps eines alten Juryhasen von David Denk.....	103

Herausgeber:


**Grimme
Institut**

Postfach 11 48, 45741 Marl
Telefon (0 23 65) 91 89-0
Fax (0 23 65) 91 89-89

E-Mail info@grimme-institut.de

Direktor Grimme-Institut: Uwe Kammann
Referatsleitung Grimme-Preis: Dr. Ulrich Spies
C. v. D.: Henning Severin
Redaktion Grimme 2012: Uwe Kammann,
Dr. Ulrich Spies, Henning Severin, Sven Schlüter

INHALT



Foto: ZDF / Katrin Knoke



Foto: ZDF / Rainer Bajor

Publikumspreis der Marler Gruppe

Mein Leben – Die Fotografin Sibylle Bergemann (ARTE/ZDF)..... 108

Aus der Marler Gruppe

Damals, heute, dazwischen von Mark Blumberg..... 110

Sonderpreis Kultur des Landes NRW

Du bist kein Werwolf – Über das Leben in der Pubertät (Ki.KA/WDR)... 112

Besondere Ehrung

Besondere Ehrung für Hannelore Hoger

Die Verstandesspielerin von Dieter Bartetzko..... 114

Begründung des Stifters, Deutscher Volkshochschul-Verband..... 117

Eberhard-Fechner-Förderstipendium

Der Brand (SWR)..... 120

Bert-Donnepp-Preis

Laudatio auf die Medienredaktion Deutschlandfunk

von Manfred Erdenberger..... 122

Besondere Ehrung: Laudatio auf Jakob Augstein

von Patrick Bahners..... 124

Bert-Donnepp-Preis – Chronik und Vita..... 127

Rückblick Marler Tage 2011

Kein Polaroid-Effekt von Jochen Voß..... 128

Hintergrund

Sponsoren

Škoda: Vorbildfunktion und höchstes Niveau..... 133

RWE: Kultur unter Strom..... 135

Plakat, Moderation, Künstler, Koch

Das Plakat zum Grimme-Preis 2012..... 137

Der Moderator: Michael Steinbrecher..... 139

Die Künstler: Salut Salon..... 141

Der Koch: Björn Freitag..... 143

Beirat und Förderer

Der Beirat..... 144

Sponsoren, Partner und Förderer des Grimme-Preises 2012..... 146

Mitarbeiter dieser Ausgabe: Patrick Bahners, Dieter Bartetzko, Mark Blumberg, Katja Bogdanski, Silke Burmester, David Denk, Manfred Erdenberger, Lucia Eskes, Katrin Göring-Eckardt, Holm-Henning Freier, Tillmann P. Gangloff, Thomas Gehringer, Johannes Hano, Leonard Hansen,

Niklas Hebing, Hans Hoff, Joachim Huber, Heike Hupertz, Daniela Kastrop, Armin Maiwald, Hannah Pilarczyk, Diemut Roether, Andreas Schreitmüller, Annika Sehl, Sybille Simon-Zülch, Lisa-Sophie Steinmann, Androulla Vassiliou, Jochen Voß, Fritz Wolf, Torsten Zarges, Arnd Zeigler, Thorsten Ziebell

Druck: news media Druck & Werbung e.K.; Barkhausstraße 30; 45768 Marl / Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung. / **Produktion, Grafik, Satz, Layout:** stawowy media Dresden, Nicole Kirchner
Titelbild: Markus Thiele

*Das Erste
freut sich auf
ausgezeichnetes
Programm.*

DasErste.de

Herzlichen Glückwunsch an alle
Gewinner des Grimme-Preises 2012!

Das Erste 

Das große Ach und Ächzen

| von Uwe Kammann



Foto: Grimme/Jorczyk

Ach, Europa... Enzensberger hat einst den suggestiven Tenor vorgegeben und jetzt nochmals verstärkt: Was kann es mit bestimmten Gebilden schon auf sich haben?

Ach, Kultur... Gerade hat der „Spiegel“ die provokante These von vier Köpfen aus dem Kulturbetrieb popularisiert: nämlich radikal umzusteuern einfach die Hälfte der Theater und Museen zu schließen, um einen „Kulturinfarkt“ abzuwenden.

Ach, Fernsehen... Der „Tagesspiegel“ hat in Berlin eine Debatte über die (speziell regionalen) Programm-Qualitäten des rbb angefacht, mit der dicken Daumen-runter-Geste eines Autors, der mehr als nur durchblicken lässt, dass er die TV-Praxis eigentlich gar nicht kennt, die er so bejammernswert findet.

Ja, so geht es. Mehr oder weniger gut, mehr oder weniger schlecht, auf jeden Fall aber immer mit ziemlichem Echo. Die Farbenlehre des Schwarz-Weiß ist gerade im Medien- und Kulturbereich an vielen Stellen äußerst beliebt. So sind die Verhältnisse, die Dinge und ihre Bedeutung ja auch äußerst schnell auszumessen, zu gewichten, zu bewerten und einzuordnen.

Aber jeder, der etwas genauer hinschaut, der nicht nur den vordersten Vorhang beiseite schiebt oder auf dem ersten Sessel sitzenbleibt, der weiß: Tatsächlich gibt es sehr viel mehr zu entdecken, gibt es eine ganze Palette von Tönen bei der Wahrnehmung auch und gerade der medialen Welten. Und das gilt, ausdrücklich, auch für das Fernsehen, so wie es jetzt ist – ganz im Hier und Jetzt, fern von allen so goldenen wie falschen Vergangenheitsbeschwörungen.

Dass dies keine Schönfärberei ist, das beweist auch wieder der aktuelle Preis-Jahrgang im Grimme-Wettbewerb. Und es sind nicht nur jene Sendungen, die am 23. März in Marl bei der großen Gala zur Feier des exzellenten Fernsehens beklatscht werden. Sondern dazu gehören eine ganze Reihe von Produktionen, die für einen in sich hoch differenzierten Reichtum im deutschen Fernsehen stehen. Eines allerdings muss jeder sein, der von diesem Spektrum des Sehenswerten, des Denk- und Diskussionswürdigen profitieren will: neugierig, offen und beweglich.

Das, was in vielfältigen Bewegungen der Menschen für selbstverständlich gehalten wird – auf die eigene Findigkeit zu vertrauen, um interessante Inhalte und die bestmöglichen Bearbeitungsformen aufzuspüren – genau diese individuelle Kompetenz scheint beim Fernsehverhalten als Eigenschaft im Bermudadreieck zu gelten. Entweder Erstes oder Zweites, entweder noch RTL und Sat.1, dann vielleicht noch drei, vier mehr oder weniger intensive Seitenblicke (von –sprüngen gar nicht zu reden): Und das war's dann schon. Mit dem Ergebnis: nichts Aufregendes unterm Fernsehhimmel.

Ja, und so zementiert sich die Jeremiade dann selbst. Wer gerade die Seh-Statistik des Februars nimmt, bekommt – zumindest was Zahlen-Wahrheiten (immer ja Durchschnitts-Hochrechnungen) angeht – einen Eindruck von der Ambivalenz von (kritischer) Theorie und (knopf-gestützter) Praxis: gerade mal 0,7 Prozent Marktanteil bei ARTE, gerade mal 1,1 Prozent bei 3sat. Sind das die Ohrfeigen für durchweg schlechtes, unwürdiges, qualitätsfernes, kulturimmunes Programm? Die Antwort kann jeder geben.

Nochmals: Nichts soll beschönigt werden, kein durchschnittliches, unterdurchschnittliches oder gar unterirdisches Programm – ob im einzelnen oder in systematischer Linie und Anordnung – muss vor falscher Kritik gerettet werden. Aber umgekehrt muss auch gelten: Verantwortung für gute, bessere oder beste Qualität haben nicht nur die Macher (an welcher Stelle der televisionären/medialen Erzeugungs- und Verbreitungskette auch immer). Nein, Verantwortung haben in gleicher Weise auch wir, die Zuschauer. Das (Bezug-)Spiel von Angebot und Nachfrage ist beim Fernsehen nicht einfach ausgesetzt.

Wie schwierig das oft zu bestimmen ist, zeigt übrigens die „Tagesspiegel“-Debatte exemplarisch, dank heutiger Online-Kommentarfunktion. Wie da die Vorlieben für ein Fernseh-Berlin zwischen hipper Szene-Stadt und heimeligem Rentner-Kiez hin und hergehen, das ist schon auch des fünften und sechsten Blickes wert.

Hier, im neuen „grimme“, versuchen wir deshalb auch, beim journalistischen Ausmessen oder beim Binnen-Vermessen wichtiger Fernsehfelder – von der Auslandsberichterstattung über den Wirtschaftsjournalismus bis zum Kinder-TV und zur Fiktion jene Punkte einzukreisen und zu benennen, die systematisch sehr kritisch und sehr gegensätzlich gesehen und beurteilt werden. Ganz exemplarisch dabei: die Eigenblicke bei der Fiktion aus den Bereichen Redaktion, Buch und Produktion.

Nach der Lektüre ist klar: Ohne Spannung, ohne Widersprüche, ohne leidenschaftliche Diskussion geht gar nichts. Aber am Ende, auch das ist klar, zählt nur eines: der fertige Film.

Ach, Qualität... Ja. Und wie. ■

Zwischen Krisen und großen Leiden

Die Dramen im TV-Jahresrückblick 2011

| von Silke Burmester



Foto: picture alliance/DeFodi

Wir brauchen dringend einen Arzt! Ist irgendwo ein Arzt? Im Saal? Unter den Zuschauern, den Lesern? Obschon – die Patienten sind eigentlich bestens versorgt. Und so tapfer sind sie! Leben mit dem Tumor, wo immer er sich findet, im Kopf, im Magen, in der Lunge auf Du und Du! Geben ihm Namen, singen ihm Lieder und werfen allenfalls ab und zu eine Tablette ein, damit er nicht übermütig wird.

Nein, so eine Fernsehfigur, die braucht einen Arzt eigentlich nur, damit der Zuschauer sie gut versorgt weiß. Alles andere macht sie ganz allein. Regelt ihren Nachlass, die Ehe, das Leben. Und vor allem löst sie Fälle. Kaum neue Kommissare, die nicht einen Mitbewohner namens „Krebs“ hätten. Kaum eine ermittelnde Genialität, der die Drehbuchschreiber nicht den inneren Feind entgegengesetzt hätten, auf dass der Zuschauer aus der eigenen Lethargie gerissen werde und sein Leben in die Hand nehme. Denn was den Fernsehpolizisten oder anderen tapferen Kämpfern der Krebs, ist dem Zuschauer Hartz IV, die Krise, die Klimakatastrophe oder die Obrigkeit: Ein Elend, dem man sich nicht ergeben soll.

Im Fernsehjahr 2011 hatten ernste Krankheiten Hochkonjunktur. Und da, wo bloßes Maladesein nicht ausreicht, wurden erneut die großen Katastrophen bemüht, menschliche Dramen für den Unterhaltungsabend zurechtzumachen. „Event-Movie“ so die suggestive Bezeichnung für die Filme, bei denen viele Menschen um Hilfe schreien, und nur die Attraktiven den Schluss erleben. Das zehn Millionen teure Aufgehen der „Hindenburg“ in der Atmosphäre war das, was RTL ins Rennen schickte. Die ARD erhob den „Untergang der Laconia“ zum Abendvergnügen. Überhaupt legen die historischen Produktionen der ARD den Verdacht nahe, man habe günstig Restposten aus der Zeit rund um den ersten Weltkrieg erworben – ein Filzuniform-Drama reihte sich an das nächste. Dabei hätte man gar nicht so gezielt die Vergangenheit bemühen müssen, die Gegenwart war 2011 von einer solchen Wucht, dass es ausreichte, dass das Fernsehen seine Kamera auf die Akteure hielt. Konnte man beim „Arabischen Frühling“ noch verfolgen, wie Völker aufbegehren, wie sich Unrechtsstaaten auflösen, waren es rund um die Proteste von „Stuttgart 21“ nicht zuletzt die Fernsehbilder, die den Zorn der

Deutschen – aller Deutschen? – auf ihren Staat schürten. Die Bilder von durch die Polizei misshandelten Demonstranten ließen Fragen nach der Verhältnismäßigkeit staatlicher Maßnahmen aufkommen und trieben den Protestlern die Sympathien zu.

Papst und Quote – kein glückliches Verhältnis

Die Frage nach der Verhältnismäßigkeit mag man sich auch stellen, im Angesicht des Bohais, das die Öffentlich-Rechtlichen um den Papstbesuch machten – und der überraschenderweise doch nicht die jungen Menschen dazu brachte, den Fernseher einzuschalten. Und das, obschon er so poppige Schuhe trug.

Leider sah das ZDF nicht gut aus, wenn es in Konkurrenz zur ARD trat. Aus irgendeinem, für Gebührenzahler unverständlichen Grund, berichteten beide Sender von der königlichen Hochzeit in Großbritannien. Um es kurz zu machen: Mit Rolf Seelmann-Eggebert hat die ARD den einzigen Adelsexperten im Repertoire, der im Angesicht von Glanz, Gloria und Liebesschwüren nicht seinen Verstand verliert und sich laut kreischend wie ein Kaninchen auf Speed gebiert. Das honorierte auch der Zuschauer, der der ARD eine royale Quote bescherte, das ZDF hingegen in den Kerker verwies.

Selten hat ein Jahr so viele bedeutsame und politische Ereignisse hervorgebracht, wie das vergangene. Wie etwa Fukushima, die Wirtschaftskrise, die vielen Diktatoren, die es zu stürzen galt, Occupy, der Massenmord in Norwegen, Berlusconi, der Aufstieg der Piraten-Partei. Entsprechend war auch das Fernsehjahr eines, in dem die Öffentlich-Rechtlichen im Bereich der Nachrichtenkompetenz ihre Schlagkraft und die Berechtigung eines großen Korrespondentennetzes beweisen konnten.

Privatsender erleben ein Jahr der Routine

Für die Privatsender blieb es ein Jahr der Routine. Man setzte auf Bewährtes und spulte ab, was sich als erfolgreich erwiesen hatte: die x-te Staffel „Bauer sucht Frau“, die x-te Staffel „Deutschland sucht den Superstar“, die x-te Staffel „CSI“ und us-amerikanische Erfolgsformate wie „Two and a half Men“ oder „How I met your Mother“. Nur wenige Privat-TV-Ereignisse sind im Gedächtnis geblieben: Der Ausstieg von Katharina Saalfrank bei „Die Super Nanny“ und die Diskussion über Scripted Reality, der Zuschauerschwind bei Sat.1 und der überraschende

Selten hat ein Jahr so viele bedeutsame und politische Ereignisse hervorgebracht, wie das vergangene.

Erfolg von „The Voice of Germany“, der Castingshow, bei der die dauernde Äußerung von Anerkennung im Skript steht.

Am Unterhaltsamsten aber war das Fernsehen, wenn es um sich selbst kreiste. Der Abgang von Thomas Gottschalk bei der bald 31 Jahre alten Sendung „Wetten dass...?“ hätte man nicht publikumswirksamer inszenieren können. Nicht nur, dass das ZDF im Angesicht des Fortgangs seines Unterhaltungskapitäns wie ein angeschlagenes Schiff hilflos herumdümpelte. Wochenlang konnte die Nation daran teilhaben, wie die Oberen ihre Telefonbücher wälzten und alles zwischen A und Z in die Runde warfen, was schon mal den Fuß auf einen Studioboden gesetzt hatte.

Ein hübsches Ei hatte sich auch die ARD ins Nest gelegt, indem sie Günther Jauch, der sich kaum als politischer Talker einen Namen gemacht hatte, auf ihren prominentesten Sendeplatz holte, worauf alle anderen Gesprächsleiter wie bei der Reise nach Jerusalem sehen mussten, wo sie noch ein Plätzchen finden.



Foto: ProSieben / Richard Hüßler

Überraschend großer Erfolg: „The Voice of Germany“

Das Alles ist jedoch pillepalle im Vergleich mit dem Spannungs- und Unterhaltungswert von Karl Theodor zu Guttenberg und auch mit dem von Christian Wulff, dessen Spielfilm „Tat oder Wahrheit“ auch 2012 noch für Quote sorgt. Keiner der gut bezahlten Fernsehprofis hat das Publikum so fesselnd unterhalten wie diese beiden Herren, die in einer Mischung aus Psychoshow und Krimirätsel die Menschen vor den Bildschirmen über Wochen bei Laune hielten / halten.

MDR: Zum Vortanzen bei einem Diktator

Filmreif auch der Betrug und die Mauseheilen innerhalb der Öffentlich-Rechtlichen. Der Skandal um veruntreute acht Millionen Euro beim Kinderkanal, die Machenschaften beim MDR, bei dem die Tatsache, dass das Fernsehballer zum Vortanzen bei einem Diktatoren vermietet wurde, die harmloseste ist. Und der Fall „Degeto“, jener ARD-Tochter, bei der die Etats auf Jahre einfach schon mal vergeben wurden, so dass kein Raum für aktuelle Produktionen bleibt. Was vielleicht auch den Eindruck erklärt, dem deutschen Fernsehfilm stünden pro Geschlecht nur etwa 15 Darsteller zur Verfügung. 30 Personen, die alles spielen. Egal, ob mit Krebs oder ohne.

Was sie 2011 spielten, war allerdings häufig von herausragender Qualität. Fernsehfilme, die nach früheren Jahren des Abstands endlich wieder das ausleuchten, was die Gesellschaft bewegt und auszuhöhlen droht. Großartige Produktionen, die zusammen mit ebensolchen Unterhaltungsformaten und Dokumentationen das umsetzen, was zum deutschen Fernsehen gehört: Anspruch.

Es muss also nur bedingt ein Arzt her. Einer für die Kammer vielleicht, den man herausholen kann, wenn es brenzlich wird. Auf jeden Fall könnte ein Dekorateur nicht schaden, der das kommende Fernsehjahr von diesen braunen Tapeten befreit, in denen die Menschen in Deutschland anscheinend leben. Zu den Dingen, die 2011 – neben dem Krebs – ausreichend zur Illustration des Abgründigen im Fernsehen bemüht wurden, gehören braune Mustertapeten definitiv dazu. ■

Silke Burmester

Silke Burmester, geboren 1966 in Hamburg, lebt und arbeitet als Journalistin und Dozentin für Kreativitätstechniken in der Hansestadt. Sie schreibt unter anderem für epd, Zeit, das Zeit-Magazin und Spiegel-Online. Darüber hinaus verfasste sie „Das geheime Tagebuch der Carla Bruni“. Im Februar 2012 veröffentlichte sie „Beruhigt Euch!“, ein Pamphlet gegen die Medienhysterie.



Foto: Eva Häberle

Eine Frage der Sichtweise

Von der Auslands- zur Weltinnenberichterstattung

von Johannes Hano



Foto: Athit Perawongmetha/Getty Images

Ich kann mich noch recht gut daran erinnern. Nicht an das genaue Jahr, aber an die Sache an sich. Es war ein Sommer Anfang der 70er Jahre. Meine beiden Geschwister und ich waren in den Ferien zu Besuch bei unserem Vater in Madrid. Es waren unruhige Zeiten in Spanien damals. Das Franco-Regime steuerte auf sein Ende zu. Die Opposition – Sozialisten, Gewerkschaften und die ETA – beehrte gegen die faschistische Diktatur Francos auf, der das Land seit 1939 fest im Griff hatte. Seine faschistischen Schlägertrupps durchkämmten die Straßen. Manchmal hörten wir sie, wie sie durch unser Viertel marschierten und Parolen riefen. Wir waren noch zu klein, um zu verstehen, worum es eigentlich ging, aber wir spürten die Nervosität unseres Vaters, wenn die Stimmen näher kamen. Die Nervosität hatte einen Grund.

Unser Vater war damals Fernsehkorrespondent für die ARD, zuständig für Spanien, Portugal und Nordafrika. Die Faschisten hatten kein Interesse daran, dass Bilder über die Proteste im Ausland Touristen abschrecken oder Regierungen ihre Politik gegenüber Spanien über-

denken lassen würde. Der spanische Faschismus wurde bei vielen, auch in Deutschland, immer noch eher als Bollwerk gegen die Ausbreitung des Sozialismus in Südeuropa gesehen, denn als das, was er in Wirklichkeit war – ein brutaler, antidemokratischer Unterdrückungsapparat.

Ein Kollege meines Vaters erzählte mir später mal die Geschichte, wie er während einer Demonstration meinen Vater plötzlich mit der Kamera in der Hand rennen sah. Dahinter einen Polizisten mit Knüttel, der es auf meinen Vater und dessen Kamera abgesehen hatte. Erwischt hat er ihn nicht.

Heute, fast 40 Jahre später, bin ich Korrespondent für das ZDF in China, zuständig für Ostasien, und auf den ersten Blick hat sich da in den vergangenen Jahrzehnten nicht viel an der Arbeit von Auslandskorrespondenten geändert. Und doch ist vieles anders. Die technische Entwicklung von der Filmrolle zur digitalen Aufnahme und Übertragung über das Internet hat nicht nur die Produktivität um ein Vielfaches

gesteigert, sondern auch zu einem Bedeutungszuwachs unserer Arbeit geführt, der damals noch gar nicht absehbar war.

In den 70ern hat es gerne mal, je nach Berichtsgebiet, ein bis zwei Tage gedauert, bis ein Bericht dann auch gesendet werden konnte. Das Material musste bis spätestens mittags gedreht sein, damit die Filmrolle noch einer Stewardess oder einem Piloten des Fluges von Madrid nach Hamburg in die Hand gedrückt werden konnte, um dann in Hamburg erst einmal in einem längeren Verfahren entwickelt zu werden. Die Ereignisse, über die berichtet wurde, lagen folglich immer schon länger zurück. Regierungen hatten in der Regel genügend Zeit, um sich auf öffentliche Reaktionen vorzubereiten.

Heute können mein Team und ich zu jeder Zeit von jedem noch so entlegenen Ort live berichten oder Berichte absetzen. Ob aus dem Erdbebengebiet in Sichuan oder Japan, den Demonstrationen auf dem Tahrir Platz, den Gefechten im Irak oder Polizeiaktionen in Lhasa – immer häufiger sind Informationen und Bilder schon in der Welt, bevor verantwortliche Politiker und sonstige Entscheidungsträger von ihnen erfahren. In kürzester Zeit verbreiten sich Informationen via Internet, über Videoplattformen, soziale Netzwerke und Onlinedienste. Der klassischen Auslandsberichterstattung – gedacht, dem heimischen Publikum dabei zu helfen, die Welt besser zu verstehen – kommt in einer immer enger zusammenrückenden globalen Öffentlichkeit eine neue Rolle zu.

Als am 11. März 2011 das große japanische Beben und der folgende Tsunami ganze Landstriche im Nordosten Japans auslöschten und schließlich noch der atomare Notstand erklärt wurde, hielt die Welt den Atem an. Es war eine Katastrophe, die beinahe in Echtzeit in die ganze Welt übertragen wurde. Fassungslos blickte die Weltöffentlichkeit auf die Informationspolitik der japanischen Regierung. Die Informationen flossen spärlich und standen in deutlichem Widerspruch zu dem, was auf den Fernsehschirmen dann zu sehen war. Es wurde abgewiegelt, die Gefahr für die Gesundheit der Menschen heruntergespielt. Und dann explodierte ein Reaktorgebäude nach dem anderen. Nein Kernschmelzen, also den Supergau habe es nicht gegeben, hieß es schnell.

Japans Tsunami: auch eine Informations-Katastrophe

Heute wissen wir, dass in drei Reaktoren die Kernschmelze schon in den ersten Stunden nach dem Beben begonnen hatte. Zu dem Dreifachdesaster aus Erdbeben, Tsunami und atomarem Notstand gesellte sich schnell ein Viertes dazu. Das Informations- und Kommunikationsdesaster in den Stunden, Tagen, Wochen und Monaten nach der Katastrophe hat dazu geführt, dass die Menschen ihrer Regierung, aber auch ihren Medien, das Vertrauen entzogen. Warum die Medien in Japan in dieser für das Land so wichtigen Frage zumindest in den ersten Monaten nahezu komplett versagten, ist eine andere Geschichte, die mit journalistischem Selbstverständnis, kulturellen Besonderheiten und auch mit der Verquickung der Atomindustrie zusammenhängt.

Fest steht nur, dass sich viele Japaner in dieser Krise schlecht informiert und alleingelassen fühlten. Und so machten sie sich auf die Suche nach vertrauenswürdigen Informationen. Wir wurden völlig überrascht, als plötzlich unsere Beiträge, die unter anderem in „Frontal 21“, in „heute“ und im „heute-journal“ liefen, in japanischen Blogs oder mit japanischen Untertiteln versehen, auf diversen Videoplattformen auftauchten. Allein zwei Beiträge für „Frontal 21“, in denen wir über die nukleare Verseuchung von Lebensmitteln und Böden und die Arbeitsbedingungen der Rettungsteams in zerstörten Reaktoren berichteten, wurden mehr als eine Million Mal bei Youtube angesehen.

Unsere Recherchen zeichneten ein deutlich kritischeres Bild der Lage, als es die Verlautbarungen der Regierung oder die Berichterstattung der japanischen Medien taten. Bürgerinitiativen und Nachbarschaften sammelten auf Grund unserer Informationen Geld, um eigene Messgeräte anzuschaffen, weil sie den offiziellen Messungen nicht mehr trauten. Wir bekamen Mails und Briefe, in denen wir aufgefordert wurden, weiter zu machen. Durch uns würden die Menschen in Japan Informationen

Immer häufiger sind Informationen und Bilder schon in der Welt, bevor Entscheidungsträger von ihnen erfahren.

bekommen, die ihnen die Regierung und die eigenen Medien vorenthielten, hieß es darin. Ein Professor der renommierten Tokio Universität verstieg sich sogar zu der Aussage, dass nach seinen Recherchen das ZDF weltweit der Sender sei, der am seriösesten und besten über die Atomkatastrophe und ihre Folgen berichtet und berichtet habe.

Mein Team und ich fühlten uns durch diesen Zuspruch geschmeichelt, und Anerkennung für harte Arbeit hebt. Aber die Tatsache, dass wir mehr und mehr durch unsere Berichterstattung auch außerhalb unseres „Heimatmarktes“ an öffentlichen Diskursen teilnehmen und diese dadurch beeinflussen, hat eine neue Dimension zu unserer Arbeit hinzugefügt. Ob wir wollen oder nicht: Wir entwickeln uns von der klassischen Auslandsberichterstattung hin zu einer Art Weltinnenberichterstattung mit Auswirkungen auf Gesellschaften, die eigentlich überhaupt nicht zu unserer „Zielgruppe“ gehören. Wir sind angekommen in der Globalisierung, über die wir ständig berichten.

Angekommen in der Globalisierung

Das aber wiederum hat direkte Auswirkungen auf unsere Arbeit vor Ort. Denn ein Auslandskorrespondent, der nur für ein fernes Land produziert, wird von den Machtstrukturen des Landes, aus dem er berichtet, anders wahrgenommen als jemand, dessen Berichterstattung direkte Auswirkungen auf die eigene Gesellschaft haben kann. Viele Kolleginnen und Kollegen haben das im vergangenen Jahr in Nordafrika zu spüren bekommen. Für unsere Berichterstattung aus China gehört diese Sonderbehandlung schon länger zum Alltag.

Meine Frau, deutsche Journalistin chinesischer Abstammung und Producerin für das ZDF, wurde am helllichten Tag mitten in Peking vor einem Gebäude des chinesischen Staatsrates ziemlich brutal zusammengetreten. Sie war unserem Kameramann zu Hilfe geeilt, als „Sicherheitskräfte“ in Zivil versuchten, die Kamera zu zerstören, nachdem das Team eine Gruppe sogenannter Petitionäre gefilmt hatte, die ihre



Abgewiegelt, die Gefahr für den Menschen heruntergespielt

Petitionen beim Staatsrat einreichen wollten. An der Aktion und auch an unserem Dreh war an sich nichts Illegales. Aber die Zivilschläger hatten ganz offensichtlich – von wem auch immer die Anweisung, Bilder über das Geschehen zu verhindern.

Meine Frau wurde grün und blau geschlagen. Die uniformierte Polizei stand daneben und schaute zu. Um Hilfe gebeten, meinten die Beamten nur, das Team solle doch besser einfach verschwinden. Zwei Monate später wurden mein Kameramann und ich festgenommen. Auch wir waren, wie fast alle ausländischen Korrespondenten an diesem Sonntag im Februar zur Wang Fujing gefahren, der größten Einkaufsstraße Pekings. Im Internet hatten Bürger in Anlehnung an die Jasmin-Revolution in Nordafrika zu friedlichen Sonntagsspaziergängen in dieser belebten Einkaufsstraße aufgerufen. Für die chinesischen Sicherheitsbehörden ein perfider Destabilisierungsversuch mit dem Ziel, die Macht der allein herrschenden Kommunistischen Partei zu brechen.

Schon auf der Fahrt von unserem Studio zur Wang Fujing wurden wir von einer schwarzen Limousine verfolgt. Deren Insassen, drei finstere Gestalten, folgten uns dann auch noch zu Fuß, als wir unseren Wagen geparkt hatten und mit unserer Kamera Richtung Einkaufsstraße gingen.

Von Demonstranten weit und breit keine Spur. Dafür ein massives Polizei- und „Stasi“-Aufgebot und jede Menge ausländischer Journalisten, die daran gehindert wurden, Film- oder Fotoaufnahmen zu machen. Ein amerikanischer Kollege wurde von Stasischlägern krankenhausrreif geschlagen, als er sich weigerte, die Speicherkarte seiner Kamera herauszurücken.

Viele Kollegen wurden körperlich bedroht oder festgenommen. Darunter auch wir. Auch wir sollten unser Material löschen. Wir dürften nicht gehen, bevor das Material gelöscht sei. Wenn wir dennoch versuchen würden zu gehen, könne man nichts mehr für uns tun, hieß es. Sprich, vor der Tür warten dann die Schläger. Wir entschieden uns zu bleiben. Sechs Stunden verbrachten wir so in einem kalten Behördenraum. Schließlich nahm man uns gegen unseren Willen unser Material weg, löschte es, und wir durften gehen. Ein paar Tage später, als ich mit meiner Frau und meinen beiden Kindern vom Essen wiederkam, stand unsere Wohnungstür offen. Nichts war gestohlen worden, aber Bilder hingen schief an der Wand.



Foto: Frederic J. Brown / AFP / Getty Images

Japan 2011: Die Folgen der Dreifachkatastrophe

Sicherheitschergen folgten mir und meiner Frau in den kommenden Wochen ganz offen zu Fuß oder mit dem Auto. Die Botschaft war klar: Wir haben euch komplett unter Kontrolle. Mehrfach wurden wir zur Polizei vorgeladen oder ins Außenministerium beordert. China sei ein Rechtsstaat, wir müssten uns an die Gesetze halten, sonst könnten wir ernste Probleme bekommen.

China erpresst private Medienunternehmen

An einem Tag im März wurden dann alle ausländischen Korrespondenten verpflichtend ins Außenministerium „eingeladen“. Wir wurden unterteilt in „wichtige“ Medien und weniger wichtige Medien. Zu den weniger wichtigen Medien zählten CNN, die New York Times, RTL, deutsche und internationale Zeitungen. Wir mussten draußen warten, bis wir an der Reihe waren, denn wir wurden gemeinsam mit der BBC, ABC aus Australien, Voice of America und der ARD den „wichtigen“ Medien zugeteilt.

Aber warum waren und sind wir in den Augen der chinesischen Regierung wichtiger als die anderen großen internationalen Verlagshäuser und Fernsehanstalten? Die folgende Frontalbelehrung durch die Offizi-

Die Botschaft war klar: Wir haben euch komplett unter Kontrolle. Mehrfach wurden wir zur Polizei vorgeladen oder ins Außenministerium beordert. China sei ein Rechtsstaat, wir müssten uns an die Gesetze halten, sonst könnten wir ernste Probleme bekommen.

ellen, in der uns klargemacht wurde, dass die chinesische Regierung keine Unruhestifter akzeptieren würde und wir mit ernstesten Konsequenzen zu rechnen hätten, wenn wir weiter gegen chinesische Gesetze verstoßen würden, gab allerdings keine Aufschlüsse.

Eine Erklärung bekam ich erst am Abend, als ich mit einem Kollegen telefonierte, der in der Gruppe vor uns war. Wir tauschten uns über die Belehrungen aus, die mehr oder weniger deckungsgleich waren, aber dann gab es einen Unterschied, der alles erklärte. Ihnen, so der Kollege, sei bedeutet worden, sich besser an die Gesetze der Volksrepublik zu halten, denn sie wollten – so sinngemäß – doch wohl nicht die wirtschaftliche Zukunft ihres Unternehmens in China aufs Spiel setzen. Das war also der Unterschied. ZDF, BBC, ARD, ABC und Voice of America – wir alle werden öffentlich finanziert und können nicht so einfach wie die Kollegen der privaten Medien wirtschaftlich unter Druck gesetzt werden.

Gute Geschäfte gegen gefällige Berichterstattung – so das Kalkül der chinesischen Regierung. Dass sie damit die Bedeutung der journalistischen Ethik und der Unabhängigkeit für die meisten, zumindest westlichen Medien völlig unterschätzen, mag dem kommunistischen Apparat nicht klar sein. Umgekehrt aber scheinen sich manche Medien dieser Bedeutung selbst nicht mehr ganz sicher. Ein amerikanischer Kollege, der im Besitz von Videomaterial über das brutale Vorgehen der Stasischläger gegen Journalisten während der Jasmin-Spaziergänge auf der Wang Fujing war, konnte dieses Material nicht veröffentlichen. Man wolle die chinesische Regierung nicht provozieren, so sein Mutterhaus in den USA. Das Unternehmen befindet sich auf Expansionskurs in China.

Warum aber greifen Chinas Kommunisten überhaupt zu solchen Einschüchterungsmethoden gegenüber ausländischen Journalisten? Im Ausland weiß doch jeder, der sich überhaupt für die Welt um ihn herum interessiert, dass China keine Demokratie, kein Rechtsstaat ist, sondern eine Diktatur, in der Andersdenkende gefoltert, verprügelt, zu langen Haftstrafen verurteilt werden, weil sie sich für einen Rechtsstaat, für Presse- und Meinungsfreiheit einsetzen.



Foto: Frederic J. Brown / AFP / Getty Images

Macht der Einschüchterung: Brutales Vorgehen gegen ausländische Journalisten ist in China an der Tagesordnung

Nicht einen Touristen hat das bisher abgeschreckt, kein Unternehmen, das den riesigen Markt und dessen riesige Gewinnmargen im Blick hat, und auch keine Regierung weltweit. Die einen möchten lieber heute als morgen den autoritären, kommunistischen Staatskapitalismus kopieren, die anderen sprechen leise, denn sie wollen chinesisches Geld und Investitionen, um ihre angeschlagenen Volkswirtschaften wieder in Schwung zu bringen.

Der Grund für diese massive Einschüchterung und das teilweise brutale Vorgehen gegen Auslandskorrespondenten hängt nicht zuvorderst mit Chinas Bild im Ausland zusammen, das durch die Korrespondenten gezeichnet wird. Die öffentliche Meinung in Deutschland, Holland oder Spanien kümmert die Machthaber der aufstrebenden Supermacht China herzlich wenig.

Angst der Staatsführungen vor der Rückwirkung im eigenen Land

Der Grund ist ein anderer. Unsere Berichte über Unruhen und Unzufriedenheit in der chinesischen Bevölkerung über Umweltkatastrophen und innerparteiliche Machtkämpfe, über wirtschaftliche Entwicklung und soziale Herausforderungen der Gesellschaft können nicht einfach durch die Zensurbehörde kontrolliert werden. Das wäre für Chinas Machthaber nicht weiter schlimm, würden diese Berichte, die im Ausland ausgestrahlt und veröffentlicht werden, dort auch bleiben. Doch sie kommen über das immer schwerer zu kontrollierende Internet und über chinesische Bürger, die im Ausland leben, wieder zurück ins Land. Es ist nach ganz nüchterner Analyse zu Recht die Angst, dass in Zeiten der globalen Vernetzung ein Bericht im „heute-journal“ oder der „Tagesschau“ auch langfristig Auswirkungen auf gesellschaftliche Prozesse und die Legitimation der Regierenden im eigenen Land haben kann.

Der Künstler Ai Wei Wei und der Friedensnobelpreisträger Liu Xiao Bo werden von den chinesischen Medien mit Erfolg weitgehend totgeschwiegen. Durch die Berichterstattung der ausländischen Medien aber bleiben sie am Leben. Wir, die ausländischen Medien, seien das Gedächtnis Chinas, hat Liu Xiao Bo mir vor seiner Verurteilung einmal gesagt.

Für uns Auslandskorrespondenten bedeutet das, dass wir, ob wir wollen oder nicht, zunehmend mehr Verantwortung übertragen bekommen, auch aus den Gesellschaften, über die wir berichten. Eine Verantwortung, über deren Bedeutung sich Verlagshäuser, Sendeanstalten und Medienpolitiker im Klaren sein müssen, wenn sie über die Zukunft der Auslandsberichterstattung nachdenken. ■

Johannes Hano

Johannes Hano, geboren 1963 in München, ist Leiter des ZDF-Studios Ostasien in Peking. Zuvor war er bei verschiedenen Formaten des ZDF tätig, so unter anderem beim „Morgenmagazin“, „Frontal 21“ und im Hauptstadtstudio Berlin. Er war bereits für den Grimme-Preis nominiert und wurde mehrfach ausgezeichnet, zuletzt mit dem Hans-Joachim-Friedrichspreis 2011.



Foto: Toby Marshall

Es gibt kein Erfolgsrezept

Fernsehen für Kinder braucht Wagnisse

| von Armin Maiwald

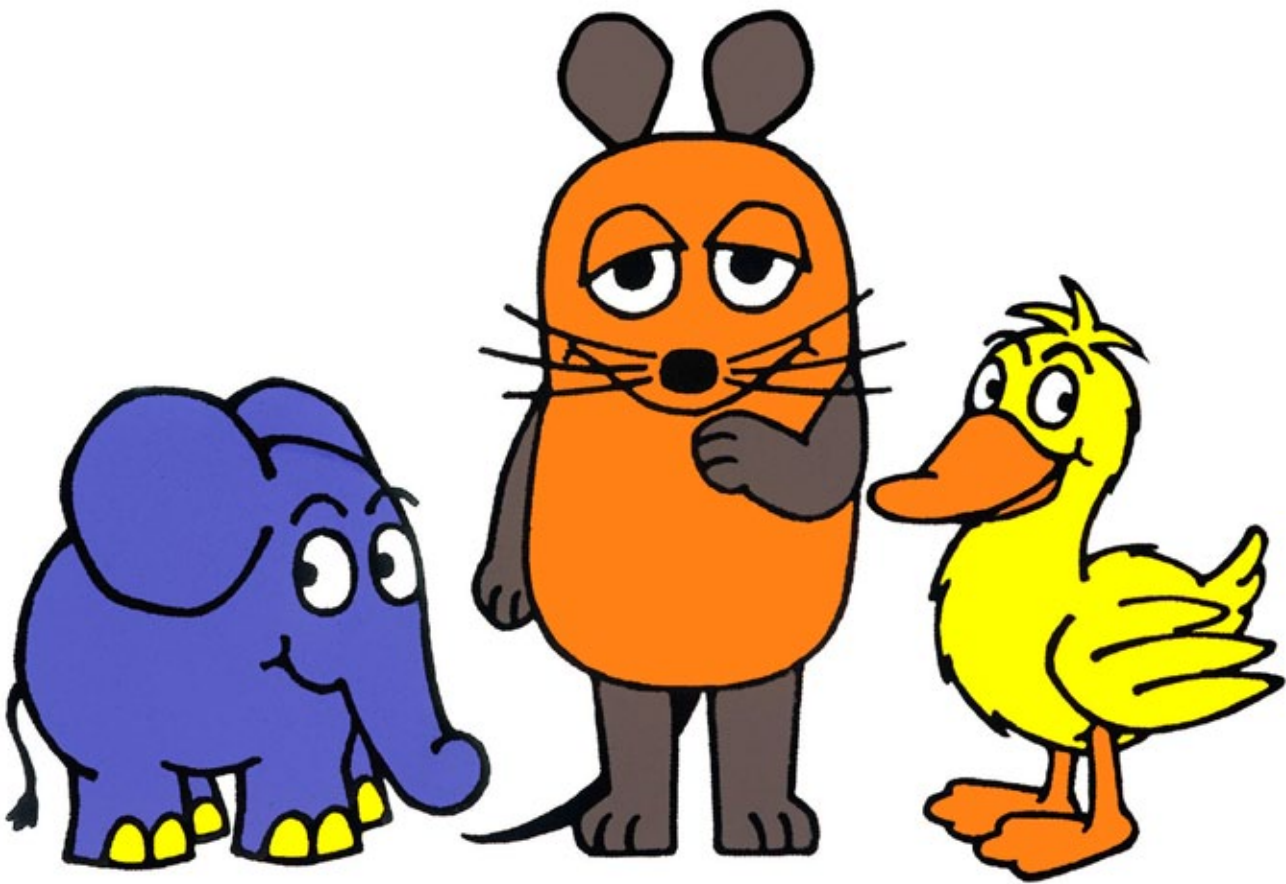


Foto: WDR / Schmitt-Menzel / Streich

Kinderfernsehen ist, wenn Kinder fernsehen", hat Gert K. Müntefering mal in grauer Vorzeit gesagt. Sind das „Dschungelcamp“ oder die „Sportschau“ also Programm für Kinder? „Wetten dass..?“ oder „Rettet die Million“? Das „Frühlingsfest der Volksmusik“ oder „Gute Zeiten – Schlechte Zeiten“? Wieso schauen Kinder das dann? Ganz einfach: Weil sie an allem interessiert sind, was die Erwachsenen auch sehen wollen. Heutzutage, wo in jedem Kinderzimmer mindestens ein Fernseher und/oder ein Computer steht, wo manchmal Sechsjährige schon virtuoser mit iPhones und anderen Ablegern digitaler Errungenschaften umgehen können als viele Erwachsene, was kann da noch Programm für Kinder sein? Und für welche Kinder? Solche von drei bis sechs, von sechs bis neun oder von sechs bis 14? Solche Messgrößen werden statistisch ja immer gerne genommen, gelten als Entscheidungsgrundlage. Eines haben sie gemeinsam: sie sind falsch.

„Kinder“ finden im täglichen Sprachgebrauch sowieso immer nur im Plural statt, wobei gerne übersehen wird, dass jedes Kind ein Indivi-

duum ist. Man traut sich gar nicht, das zu schreiben. Jedes Kind ist anders, entwickelt sich anders, abhängig davon, ob es Geschwister hat, ein Einzelkind ist und abhängig davon, in welchem sozialen Umfeld es aufwächst. Ist ein Kind eher kopfgesteuert, ist es sportlich veranlagt, ist es geschickt oder eher träge? Alles Faktoren, die für die Entwicklung nicht unbedeutend sind, und auch nicht für das Fernsehverhalten. Alles erforscht, alles Binsenweisheiten.

So unterschiedlich wie Erwachsene – nur eben jünger

Die Jüngsten sind genau so unterschiedlich wie Erwachsene, nur eben jünger. Ihre Interessen müssen also genauso unterschiedlich bedient werden. Es reicht nicht, sie ausschließlich mit Zeichentrickserien zuzuballern; ab und zu möchten sie auch gerne mal was über Sport sehen, ein Musikvideo oder einen Spielfilm, oder auch mal ein Quiz oder einen Dokumentarfilm über irgendein Thema.

Kinder sind grundsätzlich neugierig. Anders könnten sie ihr Umfeld, in das sie hineingeboren werden, gar nicht entdecken und erforschen. Das bedeutet, dass das Programm für Kinder genauso vielfältig und bunt sein muss, wie das für Erwachsene. Allerdings eine Spur sorgfältiger und besser gemacht. Finden die Kinder das nicht im Programm, wandern sie ab, zum DVD-Verleih, zu YouTube, Spielkonsolen oder sonst wohin. Jedenfalls wird „Fernsehen“ keine Anziehungskraft mehr haben.

Ich frage mich: Schafft sich das Fernsehen seine Zuschauer der Zukunft selbst ab, wenn es diese Herausforderung nicht wahrnimmt? Könnte das Programm für Kinder nicht Hilfestellung geben, die immer komplizierter werdenden Lebensumstände zu verstehen, Zusammenhänge klar zu machen, politische und gesellschaftliche Entwicklungen zu beleuchten, um sich dieser Konkurrenz zu stellen? Und damit meine ich ganz sicher nicht Fernsehen als Ersatz für Schule oder gar Fernsehen als Schule der Nation. Ich meine vielmehr Geschichten erzählen aus dem wirklichen Leben, wie es ist, nicht aus dem Leben, wie es sein sollte. Also auch keine rosaroten Serien, sondern Produktionen, nach dramaturgischen und journalistischen Regeln hergestellt, nicht nach Lernzielkatalogen oder Curricula. Das soll spannend sein und Spaß machen. Und wenn man innerhalb so einer Geschichte etwas lernt, kann das nur ein Nebeneffekt sein. Das Fernsehen hat unendliche Möglichkeiten, aber es hat sie heute nicht mehr alleine: DVDs, Videospiele und das Internet haben mächtig aufgerüstet und aufgeholt. Auch die können die Kraft der Bilder und Töne transportieren, können Emotionen erzeugen.

Wo bleiben die Millionen?

Es gibt so viele Themen, die auf Antworten warten. Aber sie müssen so sein, dass Kinder sie auch verstehen, mit Tricks, Gags und allem Handwerkszeug, dessen sich unsere Branche bedient. Und immer so, dass kein Horrorszenario daraus entsteht. Es muss immer die Möglichkeit geben, die Probleme durch Nachdenken zu lösen. Das alles darf keine Hoffnungslosigkeit ausstrahlen, denn unsere nachwachsenden Generationen werden allen Optimismus der Welt brauchen, um die Probleme, die wir ihnen hinterlassen, zu lösen.

Kann man sich ein solches Programm für Kinder vorstellen? Fähige Autoren gibt es. „Tatort“, „Nachtschicht“, „Schtok“, „Der letzte schöne Tag“ und Fernsehfilme aller Art belegen das eindrücklich. Würden diese Autoren für das Kinderprogramm schreiben, oder würden sie das als unter ihrer Würde empfinden? Mal angenommen, sie würden es tun, könnten das Kinderprogramm sie bezahlen? Da sagt mir die Erfahrung eher „Nein“. Und dann erst recht die Produktion. So etwas kostet richtig Geld! Aber das Geld ist eigentlich da. Es ist doch möglich, Millionen für Fußballrechte locker zu machen, auch Fernsehfilme für Erwachsene, Galas und große Shows kosten viel. Aber ein paar Millionen in einen Kinderspielfilm oder eine Dokumentation zu investieren, scheint unmöglich.

Trotzdem hat gerade der WDR in der Vergangenheit immer wieder den Versuch unternommen, etwas auf die Beine zu stellen, von „Pan Tau“ über „Die Vorstadtkrokodile“ bis hin zu „Janna“, „Der kleinen Vampir“. Auch Dokumentarreihen und alle möglichen Mischformen. Alle diese Programme waren erfolgreich, erwiesen sich im Nachhinein als gute Investitionen. Die Spielfilme waren meist nur über Co-Produktionen zu stemmen und gingen während ihrer Entstehung bis an die Grenzen des finanziell Machbaren.

Dennoch bleibt festzuhalten: Im Grunde haben Kinder in unserem Land keine Lobby. Hat es schon mal einen Fernsehdirektor gegeben, der gesagt hat: „So, dieses Jahr produzieren wir ein Fernsehspiel für das Abendprogramm weniger, und den gleichen Etat nehmen wir und machen dafür einen Spielfilm für Kinder?“ Ein Aufschrei würde durch

die Landschaft gehen. Wenn ich bei Dreharbeiten unterwegs bin, werde ich von den meisten Leuten als der „Herr Fernsehen“ wahrgenommen. Und alle denkbaren Beschwerden über *das Fernsehen* prasseln auf mich herab. Es bedarf immer einer gewissen Zeit, den Leuten klarzumachen, dass ich ein winziges, unbedeutendes Rädchen in einem unübersichtlich großen Getriebe bin, und dass die wichtigen Entscheidungen an ganz anderer Stelle getroffen werden, ohne dass ich davon in der Regel weiß

Es gibt so viele Themen, die auf Antworten warten. Aber sie müssen so sein, dass Kinder sie auch verstehen.

oder sie gar beeinflussen könnte. Ich habe mich nur danach zu verhalten. An den Reaktionen der Menschen kann ich aber heraushören, dass bei ihnen über viele Jahre gut erzählte Kindergeschichten hängen geblieben sind. Viele der alten Produktionen waren damals ein Wagnis, manchmal ein Ritt über den Bodensee, haben sich hinterher aber als erstaunlich nachhaltig erwiesen.

Was geht noch?

Ich versuche den Menschen dann immer zu erklären, dass es für solche Produktionen keine Sendeplätze mehr gibt, dass wir sparen müssen, dass keine Redaktion mehr eine Produktion anschiebt, bei der nicht im Vorfeld sichergestellt ist, dass sie eine gewisse Quote erreicht. Und dass wir froh sein müssen, dass wir überhaupt noch so eine Sendung wie die mit der „Maus“ machen können. Die Leute sehen mich dann ratlos an. Keine Ahnung, ob sie es verstehen. Ich selbst bin verunsichert. Ginge heutzutage die „Puppenkiste“ noch? Ich weiß es nicht. Nicht einmal der Kinderkanal sendet sie noch. Jede Produktion ist mittlerweile ein Wagnis. Selbst die heute mit Kultstatus versehene „Maus“ war damals ein Wagnis. Es gibt kein Erfolgsrezept. Selbst mit hochkarätigen Schauspielern besetzte und einem enormen Etat ausgestattete Stücke erweisen sich hinterher manchmal als Flops.

Nach wie vor gilt: Wer nicht wagt, der nicht gewinnt. Steuert uns die Angst, dass ein neues Projekt nicht sofort von allen angenommen wird? Sollten wir nicht wieder etwas mehr wagen dürfen? Natürlich nicht blauäugig, sondern aufgrund der Erfahrung vieler Jahre.

Artenschutz als Lösung?

Haben wir so wenig Selbstvertrauen, neue eigenständige Formate zu entwickeln? Und die Zeit, sie dann zu verfeinern? Wäre das nicht eigentlich unsere vornehmste Aufgabe? Fällt uns nichts anderes ein, als anderswo schon erfolgreiche Projekte abzukupfern? Oder fremde Produktionen anzukaufen? Sicher, das ist billiger. Aber macht es uns auch unverwechselbarer? Im Hinterkopf höre ich dabei immer die neuhochdeutsche Vokabel „Alleinstellungsmerkmal“.

Vielleicht kann man unsere immer weniger werdenden Kinder ja unter Artenschutz stellen. Dann ist es sicher möglich, eine „Stiftung für Kinderprogramm“ ins Leben zu rufen und sie hätten wieder eine Lobby. Auch im Fernsehen. ■

Armin Maiwald

Armin Maiwald, geboren 1940 in Köln, ist Autor, Regisseur und Filmproduzent. Er zählt zu den Erfindern der „Sendung mit der Maus“ und hat zahlreiche Kinderformate verantwortet, darunter Klassiker wie „Robbi, Toobi und das Fliewatüt“. Maiwald wurde bereits mehrfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem Grimme-Preis und dem Bayerischen Fernsehpreis.



Foto: FLASH Film

„Wir befinden uns mitten in einem Paradigmenwechsel“

Journalismus in der Finanzkrise – Mittler, Mitläufer, Profiteur?

| Interview: Henning Severin



Foto: Kostas Triantis/Bloomberg

Die Finanz- und Wirtschaftskrise war im vergangenen Jahr eines der zentralen Medien-Themen. Auf Titelseiten, in Nachrichten, Talkshows und Sondersendungen wurde das Bild einer drohenden Apokalypse an die Wand gemalt. Die Narration schien klar: Heute Griechenland, morgen Europa, übermorgen die ganze Welt. Sind die deutschen Medien in dieser Situation ihrer Rolle als objektive Berichtersteller gerecht geworden? Oder waren sie mit der Komplexität der Materie überfordert? Klar ist: Der deutsche Wirtschafts- und Finanzjournalismus hat sich 2011 verändert.

Hubert Seipel, Michel Friedman und Thomas Fricke über journalistische Herausforderungen, die Rolle der Medien in Krisenzeiten und Lehren aus dem Finanzkollaps.

Hans Magnus Enzensberger hat einmal gesagt: „Die beste Schlagzeile ist die Apokalypse: Zeitenwende, Untergang – da läuft doch

dem Journalisten das Wasser im Mund zusammen.“ Bei der Betrachtung der Titelseiten des vergangenen Jahres drängt sich unweigerlich die Frage auf: Haben die Medien überreagiert?

Seipel: Natürlich – weil sie nicht wussten, was sie da vorgefunden haben. Das macht das Ganze noch schlimmer. Nehmen Sie beispielsweise den zeitlichen Abstand, in dem SPIEGEL ONLINE am Tag Schlagzeilen produziert: Da können Sie im Verlaufe des Tages drei verschiedene Entwürfe einer Apokalypse lesen, die bedauerlicherweise am nächsten Tag nicht so eingetreten ist, wie sie vorhergesagt wurde.“

Friedman: Wir Journalisten sind genauso wenig wie die anderen Akteure bei der Finanzkrise zur ernsthaften Analyse in der Lage. Wir überblicken die Puzzlestücke einfach überhaupt nicht. Das heißt: alles ist spekulativ. Zudem ist auch nicht zu leugnen, dass Journalismus ein Geschäft ist. So hat natürlich die Wirtschafts- und Finanzpresse hier etwas gefunden, was ihr neue Legitimation auf dem Markt gibt.

Fricke: Für mich ist diese Finanzkrise eher eine Aneinanderreihung von

nicht vorhergesehenen Katastrophen. Es ist ja nicht so, dass Ökonomen oder auch Journalisten da Horrorentwicklungen prophezeit haben, die sich anschließend von selbst erfüllt haben. Es sind in der Krise in Wirklichkeit ja fast monatlich Dinge passiert, die noch kurz zuvor keiner für möglich hielt. Wir haben am Beispiel Griechenland gesehen, wie schnell an den Finanzmärkten Sachen außer Kontrolle geraten können.

Haben Sie sich gefreut, dass der Wirtschafts- und Finanzjournalismus plötzlich so stark im Mittelpunkt stand?

Fricke: Als privatwirtschaftende Zeitung sieht man das schon mit gemischten Gefühlen. Wenn man weiß, dass man selbst von der wirtschaftlichen Entwicklung abhängt, dann sieht man so eine enorme Krise bestimmt nicht mit Freude. Im Gegenteil: Das hat mir zwischenzeitlich schon Angst gemacht.

Manche Kollegen schienen mit der Krise ein Thema gefunden zu haben, das sie immer weiterschreiben konnten. Hat das die Unsicherheit an den Märkten und in der Bevölkerung nicht verstärkt?

Friedman: Ich glaube nicht, dass Journalisten die Verursacher einer Panik sind oder eine Panik verstärken. Es gibt aber eine Inkompetenz neben der Kernkompetenz, die zum Beispiel Fachkollegen im Bereich Ökonomie haben. Aber trotzdem muss ja produziert werden. Genau daraus entsteht dann ein sich verselbstständigender Prozess von Spekulationen unter dem Deckmantel der Kompetenz.

Seipel: Es wird so getan, als ob es in diesem Finanzmarkt Naturgesetze gibt, die von sich aus zwangsläufig ablaufen müssen. Tatsächlich geht es um Interessen und Mechanismen, die gezielt von der Finanzindustrie hergestellt werden. Ein Teil der Journalisten nutzt das zur Panikmache. Ein Grund dafür ist die teilweise Ahnungslosigkeit in diesem hochtechnisierten Bereich. Viele Kollegen sind zu lange mit der gängigen betriebswirtschaftlichen Lehre ideologisch mitgelaufen, bevor der Markt explodiert ist.

Den Bürgern wurde der Eindruck vermittelt, dass jeder Euro-Gipfel – vor allem im Fall Griechenland – entscheidender war als der vorherige. Wieso?

Friedman: Das ist die Reflexion einer Krisendynamik. Ein Teil der Dramatik liegt doch darin, dass keiner wirklich diagnostizieren oder therapieren kann, weil zu viele unterschiedliche und nicht immer anwesende Player an dieser Krise beteiligt sind. In einem solchen Prozess von Krisen wird die Taktzahl von Handlungsnotwendigkeiten immer kurzfristiger.

Es wurde immer von den Märkten, den Ratingagenturen, der Eurozone gesprochen. Differenziert wurde nur selten. Wie problematisch ist das?

Fricke: Ein Phänomen der aktuellen Krise ist für mich vor allem, wie einheitlich die Krise in Deutschland eingeordnet wurde, und wie sehr dies von der Einordnung im Rest der Welt abwich. Wir Deutsche haben uns ein bisschen in einen Graben verzogen, weil es uns noch ganz gut geht: Die Krise ist die der Anderen, der Griechen, die einfach unsolide wirtschaften. Dabei liegt der Ursprung schon in einer Krise der Banken und Finanzmärkte. Man hat die Bankenkrise irgendwann umgedeutet in eine Staatsschuldenkrise, verbunden mit der sehr simplen Idee, wenn die Staaten nur alle brav sparen, werde schon alles gut. Diese Formel hat die ganze Berichterstattung dominiert. Man hat Gipfel zu Erfolgen erklärt, weil Frau Merkel die Schuldenbremse oder den Fiskal-Pakt durchgesetzt hat. Nur: Kurz danach haben sich die Menschen gewundert, dass die Krise eben nicht vorbei ist.

Herr Friedman, zur Ihren Sendungstiteln zählten „Wer stoppt Banker und Zocker?“, „Euro-Krise: Angela Merkel am Ende?“, oder „Euro-Krise: Versagt die Politik?“ Ging es Ihnen darum, in der Erzählung einen Cliffhanger zu produzieren, den vom Scheitern des Euro?

Friedman: Diese Titel kann ich auch heute noch alle verantworten. Was wir aber in den Sendungen festgestellt haben, ist eine unglaubliche Inkompetenz der politischen Akteure. Da haben Abgeordnete selbst aus dem Finanz- und Haushaltsausschuss die Komplexität überhaupt nicht verstanden, haben keinerlei Gesamtüberblick mehr, können nur Ausschnittsblicke diskutieren. Ich könnte verzweifeln an denen, die mich repräsentieren.

Wie haben Ihre Zuschauer auf solche Gäste reagiert?

Friedman: Sobald ich bei einer solchen Ausgangslage gerade ein Stück Erkenntnis habe, bricht es auch schon wieder weg. Das empfinden sehr viele Zuschauer genauso.

Fricke: Diese Krise ist gar nicht so schwierig zu verstehen, wenn man sich die typischen Muster von Finanzkrisen ansieht, in denen sich die Angst irgendwann verselbständigt und die Ausschläge an den Märkten immer weniger mit der Realität zu tun haben. Diese Spirale hätte man viel früher stoppen müssen. Hätte man Griechenland im Dezember 2009 Hilfen garantiert, hätte die ganze Panik nicht einsetzen können. Stattdessen herrscht immer noch dieses Bild, dass hier böse Staaten von Investoren rational bestraft werden.

Seipel: Als es um die griechischen Schulden ging, haben viele deutsche Journalisten eine Stimmung geschürt und angeheizt, dass wir den Griechen gar nicht helfen müssten, weil sie im Wesentlichen in den letzten 50 Jahren auf unsere Kosten gelebt hätten. Das schuf eine stark ablehnende Front gegen Griechenland-Hilfen in einem sehr frühen Stadium.

„Wir Journalisten sind genauso wenig wie die anderen Akteure bei der Finanzkrise zur ernsthaften Analyse in der Lage.“

Kann man ein so komplexes Thema in kurzen Beiträgen oder Diskussionsrunden unterbringen?

Seipel: Nein, das geht nicht. Dafür ist es viel zu komplex.

Friedman: Tatsächlich gab und gibt es viel Verlogenheit und Heuchelei bei allen Beteiligten. Schlicht, weil uns ein System plötzlich die hässliche Fratze zeigt, von der wir dachten, sie sei ein lächelndes Gesicht. Wir müssten zugeben, dass alle, auch wir Journalisten, auf ein falsches Pferd gesetzt haben. Der Journalismus verschließt seit Jahren die Augen vor der Frage der Überschuldungen der jeweiligen nationalen Ökonomien.

Auch gegenüber der Verschuldung Deutschlands?

Friedman: Absolut. Wir alle sind Verursacher einer Situation, die wir nicht kritisch genug beleuchtet haben. Im Grunde sind wir als Kritiker ungeeignet. Aber es gibt nur uns. Und das ist das endgültige Drama im Drama.

Seipel: Zugegeben, das ist eine ziemlich komplexe Materie. Und im Aufzeigen von Zusammenhängen sind Journalisten in der Regel nicht besonders gut. 2011 habe ich im deutschen Fernsehen keine einzige Dokumentation über die Finanzindustrie gesehen. Dabei könnte man sie durchaus anschaulich darstellen, die richtigen Bilder und Formen zur Einordnung finden. Man muss es nur wollen.

Als Reaktion auf offenkundige Mängel wurde auch ein wirklicher 24-Stunden-Nachrichtenkanal in Deutschland gefordert. Zu Recht?

Friedman: Nein, das Internet bringt doch permanent aktuelle Informationen. Doch Fernsehen funktioniert anders. Es müssen Bilder produziert werden, wenn es nicht zu einer 24-Stunden-Quassel-Anstalt werden soll. Eine unfundierte TV-Aktualität: Das wäre sogar gefährlich.

Seipel: Es würde aus einem einfachen Grund nicht funktionieren: Schauen sie sich nur mal um fünf vor acht im Ersten die Wirtschaftsnachrichten an, die als Börsenbericht etikettiert sind. Was man da erfährt, ist bestenfalls der Verlauf einer Fieberkurve. Der Kursverlauf: rauf, runter, Seitwärtsbewegungen. Inhaltlich bringt das nichts, es trägt nichts zur Klärung oder zum Verständnis der Vorgänge bei. Eine Farce.

Fricke: Wir befinden uns mitten in einem Paradigmenwechsel in der Ökonomie. 30 Jahre lang konnte es gar nicht liberal genug sein: Finanzmärkte deregulieren, Steuern und Arbeitskosten immer und überall runter. In dieser Krise sind eine ganze Menge lang gepredigter Dogmen gekippt. Das Modell des Finanzmarktes als Prototyp der liberalisierten Wirtschaft mit geringster Regulierung und Aufsicht ist grandios gescheitert. In Amerika, Großbritannien oder Frankreich gibt es viel kritischere Debatten. Da wird dieses Scheitern viel stärker reflektiert. Dass das bei uns weniger der Fall ist, hat sicher auch damit zu tun, dass es uns aus konjunkturellen Gründen zufällig gerade besser geht. Daher scheint unser Drang, Neues zu überlegen, relativ gering. Zudem gibt es bei uns ein geradezu religiöses Herangehen an Ökonomie. Und so eine Religion wechselt man halt nicht so schnell.

Die New Yorker Columbia University hat die Berichterstattung von knapp 220.000 Wirtschaftsartikeln in den Jahren vor dem Krisenausbruch 2008 untersucht und dabei festgestellt, dass sich nur wenige hundert kritisch mit dem System auseinandergesetzt haben. Was sagt das über journalistische Qualität aus?

Seipel: Das zeigt ganz klar, dass der Journalist als Begleiter des Mainstreams sehr lange mit dem erfolgreichen Modell mitläuft, an das er glaubt, das ihm gepredigt worden ist und von dem man ihm gesagt hat, dass es funktioniert.

Friedman: Das Ganze ist auch das Ergebnis einer Werte-Epoche, in der die Währung Geld neben dem realen Geld einen zusätzlichen Wert bekommen hat. Erfolgreich war plötzlich nicht mehr der Professor mit einer akademischen Laufbahn, sondern der Teenie, der kurz bei BWL oder VWL reingeschaut hat und acht Jahre später schon seine erste Million gezogen hat. Wenn jemand dieses System in einer politischen Debatte kritisch besprochen hat, dann war er gleich ein Kommunist und wurde nicht nur idealistisch in die philosophisch-marxistische, sondern auch realpolitisch in die sowjetisch-deutsche-demokratische-Republik-Ecke geschoben. Das kritische Denken wurde stark stigmatisiert.

Fricke: Wenn ich die Debatten in den USA verfolge und sehe, welche radikale Konsequenzen etwa der ehemalige amerikanische Notenbankchef Paul Volcker aus der Krise zieht, der für Obama die Finanzmarktreform mitentwickelt hat, dann müssen wir hier bei Sarah Wagenknecht nachschauen, um Ähnliches zu finden.

Anya Schiffrin, Dozentin an der Columbia University, behauptet in ihrem Buch „Bad News“, dass Journalisten die Wirtschafts- und Finanzkrise deshalb nicht vorhergesehen haben, weil die Einsparungen in den Medienhäusern auf Kosten der Qualität gingen. Wie sehen Sie das?

Seipel: Man teilt sehr oft die Meinung des Arbeitgebers. Das ist bei Journalisten, auch wenn sie das gelegentlich anders sehen, nicht



„Das endgültige Drama im Drama“

unbedingt anders. Was das Journalistische angeht: Die Recherchezeiten sind kürzer geworden. Da konzentriert man sich nicht unbedingt auf systemkritische Betrachtungen über die Wirtschaft. Letztlich geht es aber um das journalistische Selbstverständnis und den eigenen Umgang damit. Der Druck ist mit Sicherheit da, aber er ist nicht das Entscheidende. Beim Fernsehen speziell kommt hinzu, dass Wirtschaftsthemen dort eher Schnäppchenjagden sind.

Friedman: Oder Service-Themen.

Seipel: Oder auch die Skandalisierung von Problemen, die es gegeben hat und die nun plakativ gezeigt werden. Aber bei solchen komplexen Themen wie der Finanzindustrie systematische Zusammenhänge aufzudecken und Hintergründe zu recherchieren, das ist nicht erotisch und

„Die Sender versprechen oft eine kontinuierliche Analyse, doch dieses Versprechen wird in der Regel nicht eingelöst.“

bringt auch nicht unbedingt Quote.

Friedman: Doch, es bringt in solchen Zeiten Quote, in denen ökonomische Themen Hochkonjunktur haben.

Seipel: Die Sender versprechen oft eine kontinuierliche Analyse, doch dieses Versprechen wird in der Regel nicht eingelöst, weil die Entscheider denken, dass die Thematik irgendwann wieder von der Tagesordnung verschwindet. Aber das tut sie nicht. Im Gegenteil: Wir werden in den nächsten zwei, drei Jahren noch jede Menge Arbeit haben.

Friedman: Fernsehen geht mit Wirtschaftsthemen so um wie mit feuilletonistischen Themen. Kultur und Ökonomie nehmen die Programmdirektoren nur in in den seltensten Fällen wirklich ernst. „Stattdessen gibt es wöchentliche oder monatliche Service-Magazine, nach dem Motto: „Welche Versicherung ist die beste für mich?“

Oft haben Moderatoren in Interviews Fakten durcheinander gebracht oder sachliche Fehler gemacht. Ist die Materie zu komplex für einen nicht-spezialisierten Journalisten?

Seipel: Nein. Jedes Thema lässt sich aufbereiten. In solchen Fällen hat die Redaktion schlicht schlecht gearbeitet.

Fricke: Grundsätzlich kann man im Fernsehen noch einiges ausschöpfen. Was mich an der Selbstpeinigung aber stört: Die Journalisten sind in gewisser Weise nur Teil eines Mainstreams ökonomischen Denkens, der viel tiefer verankert war. Auch die bislang vorherrschende Lehre der Ökonomie war mit der Krise stark überfordert.

Friedman: Aber hätte man es nicht wissen können? Wir haben es nur nicht interpretieren wollen, weil wir das aus verschiedensten Gründen nicht leisten durften, konnten oder wollten. Auch weil es unser eigenes Selbstverständnis zu sehr irritiert hätte.

Fricke: Mir ist jeder verdächtig, der sagt, dass er die Krise in der Form vorhergesehen hat. Es gibt Aspekte, die man vorher wusste, aber dass das genau so kollabiert, haben auch die viel zitierten Propheten nicht vorhergesagt. Man hat halt dreißig Jahre an das Paradigma geglaubt, dass es die freien Märkte schon immer richten. Und es hat lange gedauert, bis Experten wie Professor Thomas Straubhaar...

...der Direktor des Hamburgischen WeltWirtschaftsinstituts...

Fricke: ...der ein ganz orthodoxer, prinzipienfester Ordnungspolitiker ist, bis jemand wie er also sagt, bei ihm hätte es Klick gemacht. Und dass er sich ärgert, lange die angeblich gut funktionierende Rolle der liberalisierten Finanzmärkte nicht kritisch hinterfragt zu haben. Kann man, wenn schon die Mehrzahl der Experten ein desaströses Bild bieten, von Journalisten und Moderatoren eine kritischere Reflexion erwarten?

Friedman: Politik-Talkmoderator und Journalisten müssen zu den aktuellen Themen Sendungen machen können. Natürlich hat jeder ganz bestimmte Gebiete, wo er besser drauf ist. Aber vom Grundsatz her könnte man die Problematik nur überwinden, wenn wir zum Thema Ökonomie wirklich reine Wirtschaftstalkshows hätten, in denen dann Spezialisten zu Wort kommen könnten.



Foto: Seilüter

Hubert Seipel, geboren 1950 in Wasserlos, ist Wirtschaftsjournalist und investigativer Dokumentarfilmer. Seine Produktionen wurden bereits mehrfach ausgezeichnet. 2006 bekam er für „Leben und Sterben in Kabul“ den Grimme-Preis. Im Februar lief seine Dokumentation „Ich, Putin“ im Ersten. Hubert Seipel hat Politikwissenschaften und Geschichte an der Philipps-Universität Marburg und der London School of Economics studiert.



Foto: FD

Thomas Fricke, geboren 1965 in Aachen, ist Chefökonom der Financial Times Deutschland und in gleicher Position für alle Wirtschaftsmedien der Verlagsgruppe Gruner & Jahr tätig. Er schreibt in der FTD eine wöchentliche Kolumne. Er hat Wirtschaftswissenschaften unter anderem an der Sorbonne in Paris studiert und war daneben beim Forschungsinstitut OFCE, dem Berliner Tagespiegel und anderen Publikationen tätig.



Foto: Schlüter

Michel Friedman, geboren 1956 in Paris, ist Anwalt, Journalist sowie Moderator des wöchentlichen Talkformats „Studio Friedman“ auf N24. Zwischen 2000 und 2003 war er Vizepräsident des Zentralrats der Juden in Deutschland. Daneben war er Mitglied im Bundesvorstand der CDU. Michel Friedman studierte Jura und Philosophie. Er schreibt für den Blog „Starke Meinungen“.

Seipel: Ich bezweifle sehr, man könnte mit dieser Form der Berichterstattung komplizierte Themen abfangen. Die Erkenntnis, die der Zuschauer daraus zieht, ist relativ gering.

Fricke: Wenn ich von den Fernsehredaktionen Anrufe bekomme, lässt mich das manchmal schon verzweifeln. Ich merke sofort, dass die Kollegen dort jede Woche ein anderes Thema abdecken müssen. Das können sie nicht packen. In Fernsehdebatten geht es nur um die konfrontative Auseinandersetzung. Wenn ich versuche, eine differenzierte Sichtweise darzulegen, dann war das mit dem Vorgespräch immer der letzte Anruf.

Wie seriös ist es, wenn Börsenexperten im Fernsehen Prognosen abgeben? Unterliegen die Händler nicht den gleichen Spinn-Gesetzen wie alle anderen Akteure auch?

Friedman: Ich könnte es mir leicht machen, indem ich sage, dass ich diese ganze Expertentis nicht nur im Fernsehen, sondern auch in Zeitungen wie der Financial Times Deutschland wiederfinde. Aber ich greife gerne auf, was Herr Fricke gesagt hat. Wie funktioniert Journalismus in solchen Extremsituationen, in der mitunter extreme Positionierungen plötzlich ihren eigenen Marktwert bekommen?

Seipel: Also geht es um Inszenierung.

Friedman: Wenn jemand wie der ehemalige BDI-Chef Hans-Olaf Henkel sagt, die D-Mark müsse wieder her, dann ist das nicht nur Inszenierung. Es ist vielmehr eine radikale Positionierung, die die Befindlichkeit eines nicht unwesentlichen Teils der Bevölkerung anklingen lässt. In diesem Moment könnte man in einer Talkshow im Sinne der Aufklärung mit guten Argumenten einer solchen Position entgegentreten. Dafür brauche ich aber Kompetenz, Expertise im Sinne von wirklicher Qualifikation. Grundsätzlich aber glaube ich, dass die besten Sendungen meinungsstarke Sendungen sind.

Seipel: Es braucht Emotionen, um damit durchzukommen.

Friedman: Auch das intellektuelle Moment.

Seipel: Bei Henkel habe ich allerdings meine Probleme, weil er ein ziemlich ideologischer Handlungsreisender mit handfesten Interessen ist.

Die BBC interviewte 2011 den Börsenhändler Alesso Rastani, der sich eine neue Krise gewünscht hat, um mehr Geld zu verdienen. War das verantwortlich?

Seipel: Er war sicherlich nicht der Top-Trader, aber ein Punkt wurde sehr deutlich: Finanzströme kümmern sich nicht um volkswirtschaftlichen Schadensbegrenzungen, wenn sie spekulieren, in bestimmte Anleihen reingehen. Es geht ausschließlich um einen maximalen Profit. Diese Haltung hat er in plakativer Form sehr gut dargestellt. Es gibt viele Leute,

„Wenn ich von den Fernsehredaktionen Anrufe bekomme, lässt mich das manchmal schon verzweifeln. Ich merke sofort, dass die Kollegen dort jede Woche ein anderes Thema abdecken müssen.“

die Unmengen an Kapital bewegen. Die freche Schnauze, die er riskiert hat, war schon äußerst unterhaltsam.

Friedman: Ich finde solche Beiträge extrem aufklärerisch, weil Teile der Banking-Community genauso drauf sind. Die sagen: Was bedeutet für mich Krise? Neues Geschäft!

Herr Fricke, Sie haben im Herbst 2011 eine Ausgabe mit einem ganzseitigen Leitartikel auf der Titelseite veröffentlicht, Überschrift: „Es gibt kein Zurück zur D-Mark!“ Im Blatt haben Sie so getan, als gäbe es wieder D-Mark, Francs und Lira. Wieso haben Sie das gemacht?

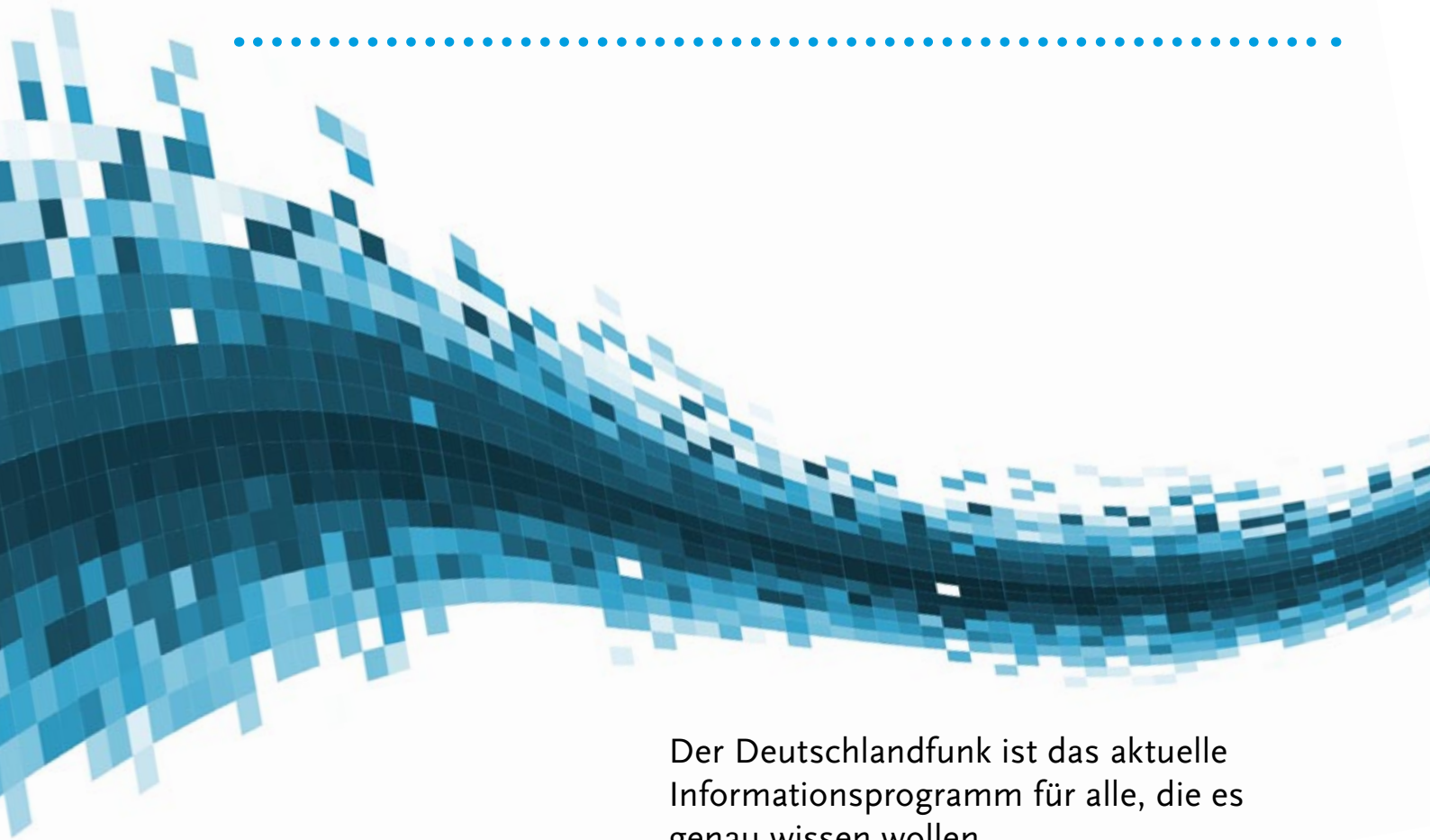
Fricke: Uns ist dieser Übermut in Deutschland sehr stark aufgestoßen. Eben dieses Gefühl, wir können das alles besser. Und dass halt jemand wie Olaf Henkel kommt und fordert, einen Nord-Euro einzuführen, was ökonomisch ziemlicher Unsinn ist. Da hatten wir das Gefühl, die Fahne mal hochhalten zu müssen. Das hat uns viel Kritik, aber auch viel Zustimmung eingebracht.

Die Programme des Deutschlandradios jetzt auch im neuen

.....

DIGITAL RADIO

.....



Der Deutschlandfunk ist das aktuelle
Informationsprogramm für alle, die es
genau wissen wollen.

Deutschlandradio Kultur ist das
Radiofeuilleton für Deutschland.

DRadio Wissen ist das neue Wissensradio
für alle, die besonders neugierig sind.

Deutschlandfunk

Deutschlandradio Kultur

DRadio Wissen

Weitere Informationen:
Hörerservice 0221.345-1831
www.digitalradio.de

deutschlandradio.de



Foto: Ralph Ortowski/Bloomberg

„Es wird so getan, als ob es in diesem Finanzmarkt Naturgesetze gibt, tatsächlich geht es um Interessen.“

Welche Konsequenzen haben Sie drei in Ihren Redaktionen aus der Krise gezogen?

Fricke: Wir haben an und in unseren Strukturen aufgrund der Krisenentwicklung nichts Grundsätzliches geändert. Fakt ist aber, dass wir uns natürlich enorm viel mit dem Thema beschäftigt haben. Gerade in der Euro-Krise haben sich auch bei uns in der Redaktion mal Gräben aufgetan, genau wie in der gesamten politischen Debatte. So haben wir uns intern teilweise sehr gefetzt, wie wir mit der Krise umgehen sollten; ob beispielsweise die Bazooka...

...eine große Finanzspritze durch die Europäische Zentralbank...

Fricke: ...rausgeholt werden soll. Da gab es teils sehr irrationale Ängstlichkeiten. Viele Journalisten-Kollegen merken langsam, dass sie lange Zeit in einer Schön-Wetter-Welt geschrieben haben. Und jetzt berichten wir über Dinge, die auch für uns ganz ernst werden können.

Seipel: Man hört mir auf Konferenzen länger zu, wenn ich für eine Dokumentation nun ein Wirtschaftsthema vorschlage. Mein letztes Thema, das ich 2011 vorgeschlagen hatte, hieß im Arbeitstitel „Euroland ist abgebrannt“ und sollte 45/60 Minuten dauern. Das wurde damals nicht genommen. Heute wäre das vielleicht anders.

Friedman: In 2012 suche ich eigentlich eine Diversifizierung dieses Kernthemas. Das heißt, wir versuchen das Thema so aufzuschlüsseln, dass die Zuschauer begreifen, welche mittelbaren und unmittelbaren Folgen der Ist-Zustand und die Nicht-Lösung oder die angebotenen Lösungsentwürfe für sein Leben haben. Ich versuche auch weiterhin bei Politikern herauszufinden, ob sie wissen, welche Konsequenzen die gegenwärtige Situation hat – über die reine fiskalische Frage hinaus.

Wie hat sich der deutsche, tagesaktuelle Wirtschaftsjournalismus zwischen 2008 und 2011 entwickelt?

Seipel: Er steckt mitten im Paradigmenwechsel und ist daher hektischer

geworden, lässt mehr Zweifel zu und ist nicht mehr ganz so systemtreu, wie er einmal war. Und er versucht, sich selbst besser zu informieren, was eigentlich angesagt ist, wenn er die Zeit dazu hat. Aber er ist noch sehr unsicher.

Friedman: Wir alle spüren, dass die Systemnaivität, die wir hatten, nicht mehr funktioniert. Aber wir haben noch nicht gelernt, was es für Alternativen gibt. Daher ist noch nicht klar, wie wir dazu stehen. Im Moment haben wir die Chance, ganz neue systematische Gedanken zu entwickeln. Das birgt natürlich auch ein Risiko, aber das muss sein.

Fricke: Die Deutschen sehen sich im Moment einfach auf der richtigen Seite. Das spiegelt sich im Journalismus wieder. Darin sehe ich auch sehr viel Unangenehmes. Schlicht, weil wir damit einen Keim von Übermut in uns tragen, wenn wir jetzt anderen Staaten erklären, wie sie die Krise zu meistern haben. Deshalb wünsche ich mir, dass wir uns selbst gegenüber kritischer werden und nicht nur mit den üblichen Klischees arbeiten – wie jenen, dass nur wir die richtige Stabilitätskultur haben und der Rest der Welt aus lauter Schluderern besteht, die es nicht verstanden haben.

Das Gespräch fand in der Deutschen Kinemathek-Museum für Film und Fernsehen, Berlin, statt.

Henning Severin

Henning Severin, geboren 1984 in Herten, ist freier Journalist. Er hat Politik und Geschichte an der Universität zu Köln und der London School of Economics studiert und war u.a. für die FIFA, den WDR und die EU-Kommission tätig. Bei der Produktionsfirma Zeitsprung hat er Dokus realisiert. Er verantwortet seit 2010 die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit des Grimme-Preises.

Foto: Schlüter



Kann Fernsehen Vorbild sein?

Den eigenen Diskurs führen

| von Katrin Göring-Eckardt

Vorbilder können natürlich nur Menschen sein, nicht technische Medien oder deren Inhalte. Allerdings: Fernsehen ist uns Vorbild, weil es uns Bilder vorgibt – es ist Vor-Bild. Es ist uns ein Fenster zur Welt, einer Welt, die größer ist als die, die wir selbst erfahren können, jedenfalls äußerlich. Dabei müssen es nicht einmal exotische Orte am anderen Ende der Welt; nein, es kann auch eine Welt um die Ecke sein, von der wir ohne Fernsehbilder keine Ahnung hätten. Wobei es natürlich nicht um voyeuristische Formate wie „Big Brother“ oder all die angeblichen Real-Life-Dokumentationsserien geht, die ein Verhältnis zur Wirklichkeit haben, das gegen null tendiert.



Foto: pixel 66 / Fotolia.com

Aber es geht natürlich auch ganz anders, vorbildlicher. Der allsonntägliche Krimi, ob „Tatort“ oder „Polizeiruf 110“, bringt uns neben reiner Unterhaltung Menschen und Milieus mit ihren Problemen und Herausforderungen nahe, zeigt regionale Besonderheiten, die sympathischen und die skurrilen. Es werden verschiedene Charaktere und Psychogramme gezeichnet, es wird aus Zusammenhängen und gesellschaftlichen Milieus erzählt, mit denen wir sonst nie oder nur sehr vereinzelt in Kontakt kämen. Hier werden immer wieder Fragen, Themen und Konflikte aufgegriffen, verarbeitet und somit darstellbar und erlebbar gemacht, nicht abstrakt, sondern in einer Form, die interessiert.

Der Blick auf gesellschaftliche Realitäten

So wurde uns das Thema Leben mit Hartz IV in der Tatort-Folge „Jagdzeit“ nahegebracht – etwas überspitzt, aber dennoch eindringlich; Einblicke in die Fußball-Hooligan-Szene sowie in die Problematik und Konflikte homosexueller Fußballer gewährte „Mord in der ersten Liga“; die Folge „Der Kormorankrieg“ führte die Konflikte zwischen Berufsfischern und Umweltschützern am Bodensee vor Augen – Themen und Perspektiven, die normalerweise keine direkte Rolle im Leben vieler Zuschauer spielen und doch zu den Realitäten im Land gehören.

Mancher fühlt sich durch die sozialpolitischen und gesellschaftlichen Anspielungen im Sonntagabendkrimi pädagogisiert. Aber Relevanz erhält das Fernsehen erst durch das vielleicht zunächst Ungewöhnliche und manchmal Unbequeme, durch Neues. Es ist noch nicht lange her, 1990, als ein Kuss zwischen zwei schwulen Männern in der „Lindenstraße“ zur besten Sendezeit einen Sturm der Empörung auslöste. Die beiden Darsteller bekamen Morddrohungen, und der Bayerische Rundfunk verweigerte die Wiederholung der Episode, derselbe Sender übrigens, der 1977 auch die Aussendung des Grimme-gekrönten Films „Die Konsequenz“ von Wolfgang Petersen ablehnte, ebenfalls wegen einer schwulen Thematik.

Von „Verbotene Liebe“ bis zu „Queer as Folk“, von „Sex and the City“ bis „Six Feet Under“: Was heute vollkommen normal ist – wie die Darstellung von Homosexualität im Fernsehen nicht erst zu späterer Stunde war etwas, an das sich das Fernsehpublikum, also die Gesellschaft erst gewöhnen musste. Das ist ein Beispiel dafür, wie Fernsehen gesellschaftliche Entwicklungen vorantreiben kann.

Es ließen sich viele weitere gesellschaftspolitische Bereiche wie Integration oder Rechtsextremismus nennen, die über das Fernsehen wichtige

Diskurs-Impulse bekamen. Als 1999 in der Serie „Sinan Toprak“ der erste türkischstämmige Fernsehkommissar auf Sendung ging, war auch dies für viele Menschen noch gewöhnungsbedürftig.

Entfesselung gesellschaftlicher Kräfte

Das Fernsehen kann manchmal sogar noch mehr als Diskurse anstoßen, es kann sogar regelrecht Kräfte in der Gesellschaft entfesseln. Nicht zu unterschätzen ist zum Beispiel der Einfluss, den das Fernsehen der Bundesrepublik auf die Menschen hinter dem Eisernen Vorhang hatte, vornehmlich auf die in der DDR, die ja keine Sprach- und kaum eine Kulturbarriere hatten.

Das Westfernsehen war für uns im Osten auch ein Fenster in die Freiheit, und es war ja nicht zufällig lange Zeit verboten, Westsender zu empfangen – weil dort zu sehen war, wie es sich im anderen Teil Deutschlands lebte. Wir sahen Freiheit, Wohlstand, Demokratie. So konnten wir vergleichen und Schlüsse ziehen. Wir sahen, wie im Westen über die DDR berichtet wurde, welches Bild dort von uns und der DDR herrschte. Und hier erfuhren wir zum Beispiel auch von Ereignissen wie der Katastrophe von Tschernobyl Ende April 1986, die im Ostfernsehen zunächst ausgeblendet wurde.

Zwar führte dieses vermittelte West-Bild manchen in die Irre – das stets auf Hochglanz polierte Niveauland gab es in Wirklichkeit so natürlich nicht, was viele Ostdeutsche erst nach 1989 begriffen; doch unser Bild von dem System und der Gesellschaft, in der wir damals lebten, veränderte sich. Dieser Blick auf das Außen hat viele von uns mutiger

Die meisten Menschen denken eben doch selber. Und auch die wachsende Konkurrenz durch das Internet kann hier qualitätsfördernd sein – Propaganda wird schwieriger.

gemacht. Über das Westfernsehen wurde klar, dass auch die paar Friedensgebetter in der Provinz nicht allein waren. Die Mund-zu-Mund-Propaganda bekam quasi ein offizielles Gewicht, als vor gut zwanzig Jahren Menschen auf die Straße gingen, um für die Freiheit zu kämpfen und für den Systemwechsel.

Da half auch der legendäre Schwarze Kanal im DDR-Fernsehen nicht, in dem Karl-Eduard von Schnitzler ungläubwürdig und verzerrt Ausschnitte aus dem Westfernsehen kommentierte. Es gelang der SED weder, Fernsehen als vorenthaltenes Bild zu kontrollieren, noch es als Vorbild für ihre Zwecke zu nutzen. Allerdings war sogar der Schwarze Kanal ein Fenster zur Welt. In Gegenden nämlich, in denen der Westfunk nicht zu

empfangen war, sah man so doch einen Zipfel des Anderen, die Kommentare bewusst übergehend.

Diese wichtige Lehre trägt einiges zur Ehrenrettung des Fernsehens bei: Die meisten Zuschauer lassen sich nicht so leicht beeinflussen, sie sind kritisch und können einordnen. Der Kommunikationswissenschaftler Andreas Dörner beschreibt es in seinem Buch „Politainment“ so: „Die

Der allsonntägliche Krimi, ob „Tatort“ oder „Polizeiruf 110“, bringt uns neben reiner Unterhaltung Menschen und Milieus mit ihren Problemen und Herausforderungen nahe, zeigt regionale Besonderheiten, die sympathischen und die skurrilen.

Zuschauer bauen die medialen Angebote in den alltäglichen Prozess der Kommunikation ein, ohne die Vorgaben einfach zu übernehmen. Sie nutzen die Materialien zur Konstruktion von Realität und Identität. Sie deuten die Bilder vor dem Horizont der eigenen Lebensgeschichte und im Rahmen der aktuellen Lebenssituation. Sie selektieren und montieren, wie es ihnen gerade passt. Gleichwohl sind die Ausgangsmaterialien, die massenmedialen Texte, jeweils die gleichen.“ Das verneint die These vom reinen „Verblendungszusammenhang“ zwischen TV und Zuschauern.

Das eigene Deutungs- und Konstruktionsvermögen

Auch ich bin überzeugt: Das TV-Publikum ist kritisch und weiß in der Regel, wie mit bestimmten Informationen umzugehen ist. Dies auch, weil die Lebensumstände eben nicht vordringlich oder gar ausschließlich vom Fernsehen geprägt sind, sondern der allgemeine Bezugs- und Rezeptionsrahmen immer noch vom „echten Leben“ bestimmt ist. So kann das Fernsehen ergänzen, aber es wirkt in seinen eins-zu-eins-Aussagen nicht unmittelbar. Es kann beeinflussen, aber in Demokratie und Freiheit nicht nachhaltig manipulieren.

Obwohl beispielsweise Silvio Berlusconi praktisch das gesamte Fernsehen in Italien beherrschte und die Programme politisch-unkritisch und krawallig-unterhaltend ausrichten ließ, gingen Millionen Italiener gegen ihn auf die Straße. Der Einfluss des Fernsehens ist also nicht nur begrenzt, er kann bei plumpem Missbrauch seitens der Mächtigen auch das Gegenteil erzeugen und geradezu demaskierend auf die gegenwärtigen Zustände hinweisen. Auch wenn es natürlich Menschen gibt, die sich gerne von populistischen Medienformaten beeinflussen lassen und ihre einfachen Wahrheiten daher beziehen: Die meisten Menschen denken eben doch selber. Und auch die wachsende Konkurrenz durch das Internet kann hier qualitätsfördernd sein – Propaganda wird schwieriger.

In der grimme-Serie „Kann Fernsehen Vorbild sein?“ bereits erschienen:

2011: Dr. Matthias Schreiber



Foto: cw-design / fotolia



Damals eine Kontroverse: ein schwuler Kuss in der „Lindenstraße“

Allerdings, es gibt Gegenbeispiele massiver Beeinflussung. So nutzen in Nordkorea die Machthaber das Fernsehen massiv zur Propaganda, wie gerade beim Tod von Kim Jong-il zu beobachten. Auch in China versucht die politische Führung, wieder mehr Einfluss auf die Gestaltung der Programme zu nehmen. Aber selbst in Russland gehen immer mehr Menschen trotz einseitiger medialer Berichterstattung auf die Straße – zu Hunderttausenden!

Dies bedeutet nicht, dass wir hier in der besten aller TV-Welten leben. So muss natürlich über den Einfluss des Fernsehens auf Kinder kritisch diskutiert werden, über zu früh und zu viel, über Zumutungen wie die verharmlosende Darstellung von Gewalt schon am Nachmittag, über falsche Idole oder die Scheinwelt der Werbung, die gerade Kinder zu einer bedenklichen Konsumhaltung verführen kann.

Der Zwang zur eigenen Verortung

Generell gilt: In Zeiten wachsender Konkurrenz durch das Internet beeinflusst Fernsehen auch immer noch unser Bild von der Welt und vor allem vom Menschen und damit auch davon, was ethisch vertretbar und für die Gesellschaft noch verkraftbar ist. Es zeigt Beispiele, gute wie schlechte, aus denen wir lernen können, weil wir gezwungen sind, uns dazu zu positionieren. Wer im TV-Dschungelcamp Ekelhaftes und Abartiges sieht, der wird dazu eine Meinung haben und gerade im Tabubruch sich seiner eigenen Verortung versichern. Auch hier gilt: Man darf das auch einfach schlecht und falsch finden – der Knopf zum Ausschalten ist nicht abgeschafft.

Wer den schweren Unfall bei „Wetten Dass..?“ gesehen hat, war plötzlich mit etwas konfrontiert, was sonst völlig fern scheint, aber kein fiktionales Schicksal ist. Wer 1999 das TV-Drama „Schande“ gesehen hat, das sexuellen Missbrauch in der Familie thematisiert, kann sich vielleicht über einen Tabubruch empören; aber er kann – und musste dann auch – sich damit auseinandersetzen, dass Missbrauch am häufigsten in Familie oder Nachbarschaft vorkommt.

Wird allerdings der Tabubruch zur Norm, die Provokation zur Endloswiederholung, droht ohne Zweifel Abstumpfung. Und wird der Tabubruch zum Selbstzweck, dann wird das Fernsehen zum reinen Unterhaltungsmedium, das dann eben nicht mehr Vorbild ist oder Abbild, sondern nur noch Bild, ohne eigenen Sinn und Bedeutung, nur fokussiert auf den kurzfristigen Reiz.

Der gesellschaftliche Bildungs- und Informationsauftrag, den nicht nur das öffentlich-rechtliche Fernsehen zu erfüllen hat, darf auch in Zukunft nicht zu kurz kommen. Bei allem Wettbewerb im TV-Markt: Die Öffentlich-Rechtlichen müssen schon so souverän sein, die qualitative Messlatte höher zu legen, auch um den Preis, im Quotenrennen hinter die Privaten zurückzufallen.

Anlass und Anreiz: in allen Formen und Formaten

Der Informations- und Bildungsauftrag betrifft nicht nur reine Informationssendungen und Dokumentationen, sondern auch unterhaltbare Formate wie Spielfilme oder Serien. Selbst die vielgescholtenen Politik-Talkshows können Bewusstsein schaffen für die Realität, in der wir leben, indem sie hinweisen, aufmerksam machen, Themen aufgreifen und behandeln – mal gut, mal weniger seriös. Doch immerhin, es werden politische Themen fokussiert und behandelt, und über das Fernsehen erreicht man auch Bürger, die sich sonst überhaupt nicht mit Politik auseinandersetzen würden. Aber, das muss betont werden, ein Ersatz für das ernsthafte Gespräch, den tiefen politischen Austausch oder gar die parlamentarische Debatte können solche Formate so wenig sein, wie ein anrührender Film die Umarmung des Liebsten ersetzen kann.

Dass solche Sendungen Anlass dafür sein können, den dort begonnenen Diskurs auch im eigenen Umfeld und mit eigenen Argumenten weiterzuführen, funktioniert auch und gerade wegen der fernsehtypischen Überzeichnung, Zuspitzung, Dramatisierung, Verknappung – all das muss kein Manko sein. Wer würde denn im Ernst den bildenden, schöngeistigen Aspekt einer klassischen Oper mit der Begründung bestreiten, diese sei völlig überzeichnet, bilde Realität nicht eins zu eins ab und werde so der gesamten Komplexität eines Themas nicht gerecht?

Nein, die Übersetzung, die Interpretation des Gesehenen bleibt immer jedem einzelnen Zuschauer überlassen, bei RTL wie bei „Tosca“. Wer zuschaut und zuhört, tut dies im Rahmen des eigenen Erfahrungshorizonts und kann so profitieren. Natürlich bleibt es dem einzelnen Menschen überlassen, wie sehr er das Vor-Bild-Angebot des Fernsehens

Generell gilt: In Zeiten wachsender Konkurrenz durch das Internet beeinflusst Fernsehen auch immer noch unser Bild von der Welt und vor allem vom Menschen.

annimmt und umsetzt. Nicht allen wird das immer gleichermaßen gut gelingen, und wahrlich nicht alle Formate sind gleichermaßen dazu geeignet.

Es bleibt daher gesellschaftliche und politische Verpflichtung, ein Auge zu haben auf die Achtung des Menschenbildes und der Menschenwürde im Wettstreit um Aufmerksamkeit. Kulturpessimismus aber ist unangebracht – ob uns das Vor-Bild gefällt oder in sich schlüssig erscheint, entscheiden wir am Ende schon selbst. ■

Katrin Göring-Eckardt

Katrin Göring-Eckardt, geboren 1966 in Friedrichroda, ist Vizepräsidentin des Deutschen Bundestages. Als Abgeordnete für Bündnis 90/Die Grünen war sie Fraktionsvorsitzende und parlamentarische Geschäftsführerin. Sie ist Präses der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland und erhielt 2010 die Wilhelm-Leuschner-Medaille für Verdienste um die Deutsche Einheit.



Spannungsverhältnisse

Redakteur, Autor, Producerin: Drei Perspektiven des Filmemachens



Zeichnung: Ulrich Queste

Christian Petzold, nun dreifacher Grimme-Preisträger („Toter Mann“, „Wolfsburg“, „Dreileben“), hat gerade zur Premiere seines neuen Films „Barbara“ vor einer Sehnsucht nach Vereinfachungen oder gar nach einem neuen großen ästhetischen Manifest gewarnt. Statt auf das große verbindliche Muster setzt Petzold auf Spielerisches, auf Bewegliches.

Wobei klar ist: Die Bezüge, auch im inneren „Werk“ des Filmemachens, gerade in der Fiktion, ändern sich mit jedem einzelnen Film. Und auch der Autorenfilm ist natürlich nicht denkbar ohne eine Vielzahl von Beteiligten, ohne das berühmt-berüchtigte Team mit ganz vielfältigen Aufgaben und Aktionsfeldern. Film, das bedeutet eben immer auch Arbeitsteilung.

Dass hier wiederum Spannungen entstehen, dass immer wieder neu austariert werden muss, wer wie beteiligt ist am Entstehungsprozess eines Films, gehört zu den Grunderfahrungen aller Beteiligten. Oft wer-

den diese Spannungen als Antagonismen erlebt, als Grund-Auseinandersetzungen, die den Kern des Selbstverständnisses berühren. Bis zum Punkt, wo die eigene Integrität und Autorität – gegenüber dem Werk, gegenüber den ästhetischen Grundüberzeugungen – in Frage gestellt wird.

Die gemeinsame Wirklichkeit erleben, auch anonym

Wir haben dies zum Anlass genommen, einmal drei Hauptpositionen – die eines Redakteurs und Programmverantwortlichen, die eines Autors und die einer Producerin – abzufragen: Wie erleben sie jeweils individuell diese im Werk dann gemeinsame Wirklichkeit des Filmemachens.

Autor und Producerin wollten ihre Erfahrungen lieber anonym darstellen. Dies haben wir respektiert, verbunden mit der inneren Frage, ob sich in dieser Vorsichtsmaßnahme schon ein Teil des Verhältnisses exemplarisch spiegelt. Die Debatte ist eröffnet.



| von Andrea Anonymus

Am Computerbildschirm in meinem Büro klebt eine Postkarte. Darauf steht: „Was mache ich hier eigentlich?“ Zu Beginn war es ein Witz, ein kleines ironisches Augenzwinkern. Mittlerweile ist es das Leitmotiv einer ganzen Branche. Producerin sein, das war mein Traumberuf. Wie J.J. Abrams mit „Lost“ einmal eine großartige Serie aus der Taufe heben oder zumindest einen grimmepreiswürdigen Film zustande bringen.

Erstere Idee hat sich schon lange ins Reich der Träume verabschiedet, Zweitere hat noch eine marginale Chance, Wirklichkeit zu werden. Das aber ist die absolute Ausnahme, welche die Regel bestätigt, dass es nicht darum geht, einen tollen Film zu machen. Es geht darum, überhaupt einen Film zustande zu bringen – irgendwie.

Eine großartige Idee für einen Film zu haben, das ist im deutschen Fernsehen soviel wert wie ein Sack griechischer Staatsanleihen. Wenn die Idee in die Genres Action, Horror oder Science-Fiction fällt, kann man sie gleich auf einem Altar den Göttern der Kleingeistigkeit opfern. Satire, Komödie und Thriller haben minimale Chancen – allerdings auch nur auf einem dreibeinigen Schemel mit einem Strick um den Hals. Das deutsche Fernsehen kennt drei Genres und will von einem Producer wie mir immer das Gleiche: Krimi, romantische Komödie oder anspruchsvolles Sozialdrama. In meinem Kopf sterben die Ideen deshalb bereits in der Embryonalphase den Dolchstoßtod durch den inneren Redakteur, der aus zahlreichen Absagen seiner lebensgroßen Vorbilder erwachsen ist.

Redakteure und höher in der Nahrungskette angesiedelte Sender-Menschen werden widersprechen. Sie weisen dann auf all die Versuche hin, andere Genres zu bedienen, die angeblich immer kolossal scheitern. Tatsächlich passen die Titel all diese Versuche bequem auf die bereits erwähnte Postkarte an meinem Bildschirm. Die Idee, es noch einmal und beim zweiten Mal besser zu machen, ist den Verantwortlichen vor lauter Schreck beim Blick auf die Quotentabelle noch nicht gekommen. Was einmal nicht funktioniert hat, wird nie funktionieren. Eine fortschrittsfeindliche Einstellung, deren Auswirkungen jeder an den fliehenden jungen Zuschauern ablesen kann.

Endlose Entwicklung – ohne zufriedenstellenden Endpunkt

Doch selbst eine originelle Idee für eines der erlaubten Genres sichert mir noch keinen Film. Denn vor der Verfilmung steht die Entwicklung. Dabei kann ich es gut haben und auf einen Redakteur mit einer Vision treffen. Einer, der genau weiß, wohin er mit dem Stoff will. Der im

Sender dafür kämpft und sich bei seinen Vorgesetzten für die Realisation einsetzt. Solche Redakteure trifft man selten. Stattdessen entwickeln wir endlos – vom Exposé übers Treatment bis zum Drehbuch, ohne je einen zufriedenstellenden Endpunkt zu erreichen. Weil der Redakteur nach jeder Fassung eine neue Idee hat. Oder neue Zweifel. Oder doch noch einmal den Bogen zurück zur ersten Fassung schlagen möchte.

Zwischen den Fassungen warten wir auf Feedback, verzögert durch Urlaub oder Reisen an ferne Drehorte und zu wichtigen Events. Und selbst einem allseits akzeptierten Drehbuch steht noch die schwierigste Hürde bevor: der Redaktionsleiter. Ihm (oder ihr) wird das mühsam errungene Werk vorgelegt. Woraufhin der Redakteur gern verkündet, man müsse doch noch einmal alles überarbeiten. Die Ehrlichen geben zu, dass es ihrem Chef/ihrer Chefin nicht gefällt und sie überstimmt wurden. Die anderen flüchten sich in weitverbreitete Redakteurs-Demenz und behaupten, nie etwas Positives über das von ihnen maßgeblich mitentwickelte Drehbuch gesagt zu haben.

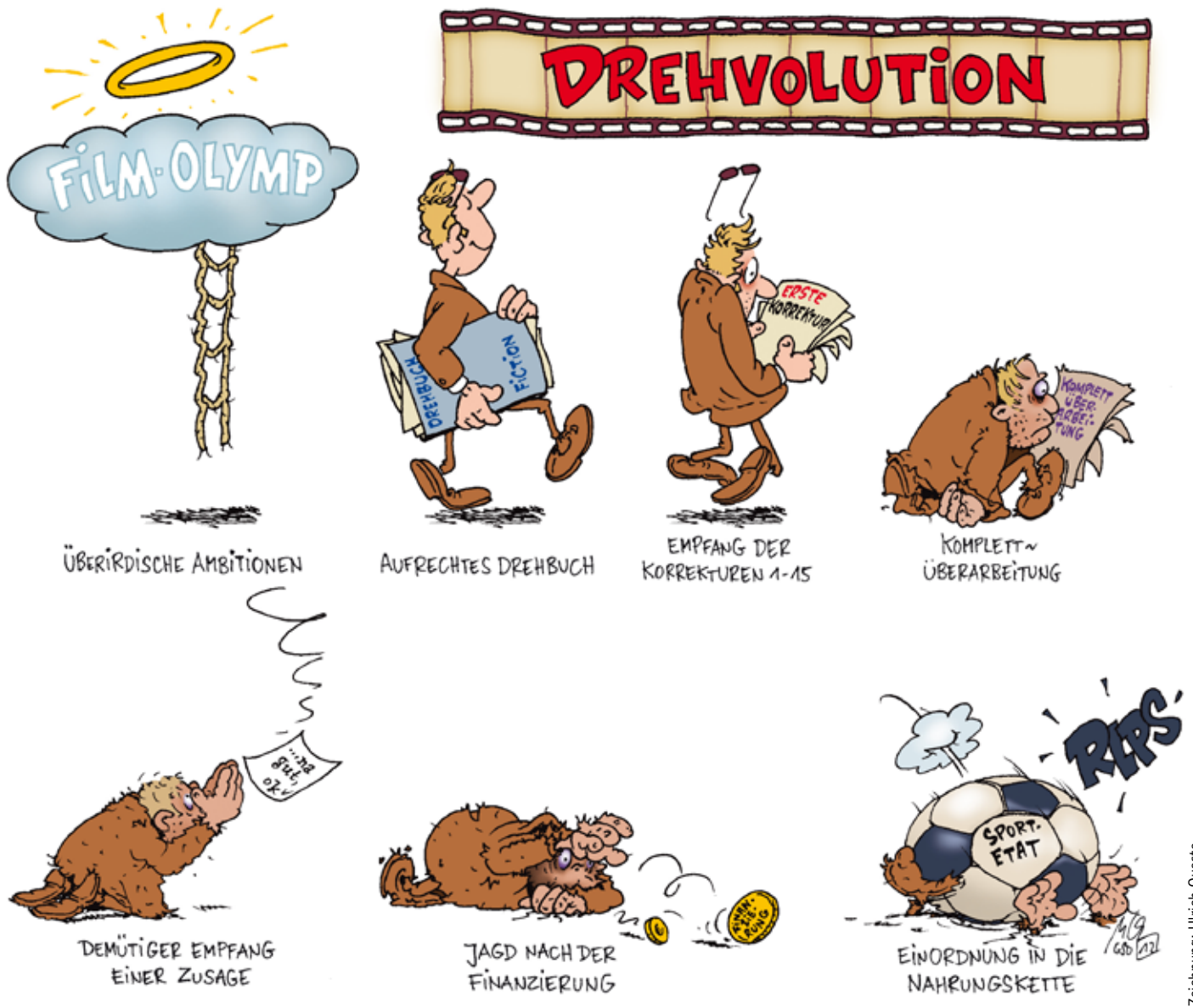
Ist die Hürde des Abteilungsleiters genommen, sprintet man jedoch nicht automatisch in die Produktion. Denn jetzt geht es um die wirklich wichtige Frage: Können wir das bezahlen? Eine Fangfrage. Natürlich kann der Sender. Schließlich werden ARD und ZDF jährlich bereits über sieben Milliarden Euro in den Rachen geworfen, die sie allerdings lieber für Sport (Champions League: 54 Millionen, Fußball-WMs und -EMs 2014 und 2016 sowie die Olympischen Sommerspiele 2012: 500 Millionen Euro) ausgeben. Wollen sie es bezahlen? Als Antwort darauf gibt es zwei Möglichkeiten.

Antwort 1: Sie wollen nicht. Weil das Thema zu heiß ist und sie den Zorn der politisch motivierten Rundfunkräte fürchten. Weil vor 30 Jahren schon einmal so etwas Ähnliches gemacht wurde. Weil sie ihren Etat komplett für eine aufgeblasene Riesenproduktion aufgebraucht haben, die gnadenlos floppte. Irgendeine hanebüchene Begründung findet sich immer.

Dann bekomme ich die Absage für den Film und das Drehbuch – und weil mittlerweile die Schließung von Verträgen von Senderseite wochen- bis monatelang hinausgezögert wird und man deshalb bei Absage keinen Vertrag hat, werden immer öfter schon geschriebene und hundert Mal überarbeitete Bücher nicht bezahlt. Daran gehen Firmen zugrunde. Und

Satire, Komödie und Thriller haben minimale Chancen – allerdings auch nur auf einem dreibeinigen Schemel mit einem Strick um den Hals.

Autoren. Das ist in etwa so, als würde BMW bei einem Zulieferer eine neue Karosserie bestellen und bei Lieferung verkünden, doch keinen Motor einzusetzen und deshalb natürlich die Karosserie auch nicht zu bezahlen. Bezeichnend, dass es in der freien Wirtschaft, regiert vom bösen Kapitalismus, fairer zuzugehen scheint, als im öffentlich-rechtlichen Selbstbedienungsladen für sich-selbst-engagierende Fiction-Chefinnen, Thailand-urlaubende Geschäftsführer und Kredit-sammelnde Unterhaltungschefs.



Zeichnung: Ulrich Queste

Antwort 2: Der Film wird bezahlt. Mein Producerinnen-Herz möchte jubeln. Doch vor dem Dreh steht die Kalkulation: Und bei der soll an allen Ecken und Enden gespart werden. Der Sender möchte einen hochkarätig besetzten Film, aber nicht viel für die Darsteller ausgeben. Ich musste schon gestandenen Charakterköpfen des deutschen Films Rollen zu Gagen anbieten, die mir peinlich waren. Aber der Sender wollte genau diesen Schauspieler und dafür keinen Cent mehr zahlen. Ich habe fast gehofft, empörte Absagen zu erhalten, die ich an den Sender weiterreichen könnte. Aber Schauspieler, die nicht zu jenen Stars gehören, deren Gagenforderungen mit Kusshand bewilligt werden, haben gar keine andere Wahl. Wer überhaupt noch engagiert werden will, arbeitet eben auch zu Dumping-Preisen.

Enormer Kostendruck – irgendwie muss die Arbeit gemacht werden

Drehtage werden immer weniger, dafür immer länger. Irgendwie muss die Arbeit gemacht werden. Überzieht man zu oft, steht die Gewerbeaufsicht auf der Matte. Die Strafe zahlt die Produktionsfirma, nicht der Sender. Dabei muss man sich als Hersteller fiktionaler Inhalte noch glücklich schätzen. Im non-fiktionalen Bereich nagen alle freien Mitarbeiter am Hungertuch. Dort werden Budgets für eine komplette Produktion veranschlagt, mit denen man vor zehn Jahren noch einen einzigen Drehtag bestritten hätte. Der Kostendruck schlägt sich durch, auf die

Produktionsfirmen, auf die Regisseure und Darsteller, auf die Ausstattung und die Drehorte – kurzum: auf die Qualität. Die Sender wollen immer mehr für immer weniger. Wer nicht mitmacht, wird geschnitten, bekommt keine Aufträge mehr. Kritik ist zwecklos, es gibt genug Dumme, die es für weniger hinbekommen und dabei die Zustände weiter verschlechtern. Den Mund aufzumachen aber ist beruflicher Selbstmord. Bleibt nur, still zu halten oder sich zumindest als Tarnmäntelchen ein Pseudonym zuzulegen, wie ich es hier getan habe.

Unermüdlich arschkriechend trotzen wir den Sendern hin und wieder doch einen Film ab, dessen Entwicklung in einen Dreh mündet. Etwa in einem von zehn bis 15 Fällen. Die restlichen Ideen und Entwicklungen verbrenne ich zeremoniell auf einem Scheiterhaufen der zerstörten Illusionen. Manche lege ich auch in die Schublade und krame sie in fünf Jahren, wenn die schon erwähnte Redaktions-Demenz neue Opfer gefordert hat, einfach noch einmal heraus.

Bei den Privaten ist es noch weitaus schlimmer bestellt

Bei aller Schelte für ARD und ZDF soll hier keineswegs exklusiv auf die öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten eingepöbeln werden. Bei den Privaten ist es um die Fiktion noch weitaus schlimmer bestellt. Allerdings herrschen in den Fiction-Abteilungen – diesen winzigen Grüppchen von

Menschen, die sich dort noch so nennen dürfen – so erbarmungswürdige Zustände, dass man nichts kritisieren möchte. Schließlich schlägt man niemanden, der am Boden liegt.

Wahrlich, einen Traumberuf gibt es in dieser Branche nicht mehr. Einige Redakteure, die ich gut kenne, plaudern auch einmal aus dem Nähkästchen. Dann bekomme ich schon fast wieder Mitleid. Offenbar reicht der Wahnsinn, an dem ich mich jeden Tag hinter meinem Schreibtisch abarbeite, bis ins höchste Amt. Viele Redakteure würden gerne anders. Aber sie können nicht, weil sie von allmachtsfantasierenden Vorgesetzten ständig neue Vorgaben bekommen. Weil gute Ideen weniger gewürdigt werden als braves Streicheln der Exekutiv-Egos. Weil sachferne Selbst-Profiler im Rundfunkrat die Oberaufsicht haben und die Kernpositionen mit eitlen Selbstdarstellern besetzen. Der Fisch stinkt vom Kopf, doch am unteren Ende beginnt es zu gären. Noch ist offen, ob zuerst die komplette Kannibalisierung der Branche oder ein Aufstand gegen die Sendersonnenkönige in ihren Glaspalästen eintritt.



Egal ob Kino oder Fernsehen. Wir wollen alle tolle Filme sehen. Was ein toller Film ist, darüber kann man streiten. Die Quotenbombe „Die Wanderhure“ oder ein Stück von Lars von Trier? Bei diesem Streit sollte es eigentlich alleine um den Film, seinen Inhalt, seine Erzählform gehen und nicht um den so genannten Erfolg. In der Realität unserer Filmindustrie ist dagegen der Erfolg das einzige Maß aller Dinge. Erfolg, dieser Begriff ist allerdings nicht eindeutig. Für den einen kann er eine gute Quote oder Boxoffice bedeuten, für andere Festivaleinladungen, Preise, gute Kritiken, für dritte wiederum einen Skandal. Hohe Qualität ist dabei nicht immer Voraussetzung für Erfolg im Film. Qualität ist überhaupt noch schwerer zu definieren und zu begreifen als Erfolg. Aber man spürt sie, wenn sie von der Leinwand oder dem Bildschirm zu einem herüberleuchtet.

Nicht der Film steht im Fokus der Diskussion, nicht auf die Idee kommt es an, wenn heute ein Projekt begonnen werden soll. Die erste Entscheidung (meist gegen ein Projekt) wird nach Vorurteilsrastern getroffen.

Soll man als professioneller Autor nun resignieren? Nein! Ich habe, wie übrigens viele andere Kollegen, inzwischen ein geteiltes Arbeitsfeld: Brotjob und Traumfilm.

Grund zur Hoffnung besteht auf jeden Fall nicht. Bleibt die Umschulung. Vielleicht zum Postkarten-Designer. Oder zum GEZ-Gebühreneintreiber. Und das deutsche Fernsehen? Wird weiter vergeblich auf Geschichten amerikanischen Kalibers warten. Vielleicht lassen sich stattdessen FIFA, UEFA und DFB neben Bundesliga, DFB-Pokal, DFB-Supercup, DFL-Ligapokal, Champions League, Europa League, Supercup, EM, WM und Confederations Cup noch ein paar Fußball-Wettbewerbe für das Hauptprogramm einfallen. Oder wir erfreuen uns bald alle an Live-Übertragungen aus dem Bayerischen Wald, wo wir den Bäumen beim Wachsen zusehen. Billig wär's.

Andrea Anonymus

Andrea Anonymus ist seit vielen Jahren Producerin im Fernsbereich. Sie hat zahlreiche Filme auf den Weg gebracht, die nicht nur beim Publikum sondern auch bei vielen Preisverleihungen große Erfolge feierten. Die Identität von Andrea Anonymus ist der Redaktion bekannt.

Foto: nataliasheikin / Fotolia.com



von Alexander Anonymus

Beim Traumfilm mache ich keine Kompromisse, schließe wenn möglich bis zum Dreh keine Rechteverträge ab und steige lieber (zusammen mit meinen Rechten am Stoff) aus, als mein Buch der Beliebigkeit von „guten Ideen“ zu überlassen. Ingmar Bergmann hat einmal gesagt: „Gute Ideen sind der Tod eines guten Films.“

Richtig! Jeder hat (mit Recht) eine Meinung zu einem Drehbuch. Aber nicht jeder hat das Recht, sie in meinem Drehbuch unterzubringen. Ich bin keinesfalls beratungsresistent, ich suche immer die kritische Auseinandersetzung. Aber nur mit Kolleginnen oder Kollegen, von denen ich annehmen kann, dass sie denselben Film meinen, wenn wir ein Projekt angehen, und nicht einen anderen, der ihnen beim Lesen meines Buchs gerade mal in den Sinn gekommen sein mag.

Der Weg zum Traumfilm ist mehr als mühsam. Ich habe in den 18 Jahren meines Autorenlebens drei (in Ziffern: 3) meiner Traumfilme auf der Leinwand und dem Bildschirm gesehen. Mehr nicht.

Eigenartig aber: Alle drei führen auch die Liste meiner Publikumserfolge an. Alle drei passten anfangs nicht in die Schemata für Stoffentwicklung, sind bei vielen Redaktionen und Verleihen durchgefallen. Und bei allen dreien verdanke ich die große Qualität kreativen und kritischen Partnern, mutigen Regisseuren, Redakteuren, Produzenten, Verleihern und Teammitgliedern. Das ist für mich ein Beleg dafür, dass die alltägliche Mühsal und Plage im Brotjob nicht nur an meiner Sturheit und Verstiegenheit liegen kann.

Bewunderung und Neid liegen dicht beieinander

Kommen wir zur Praxis des Brotarbeiters. Sagen wir, ich hätte einen Film wie „Das Leben der Anderen“ geschrieben (was nicht der Fall ist, es ist

nur ein sehr hoch gegriffenes Beispiel). Wie würde man in der deutschen Filmindustrie damit umgehen? Auf jeden Fall mit Bewunderung und oft mit einer kräftigen Portion Neid. Dann wird hinter dem Rücken kolportiert, das Buch sei im Wesentlichen von anderen abgeschrieben oder man spricht gar von einem blinden Huhn... etc. Neid ist manchmal diffus im direkten Kontakt zu spüren, kommt auch gerne mal bei Gremientscheidungen über Drehbuchförderung zu Tage oder versteckt sich hinter schulterklopfendem Lobgehudel.

Das Blöde ist, dass ein Film mit unbestrittener Qualität noch nicht einmal zu einem Kompetenzgewinn für den Autor in der täglichen Arbeit führt. Gesetzt den Fall, nach „Dem Leben der Anderen“ würde mich eine Redaktion bitten, einen anderen Stasi-Stoff zu entwickeln: Dann wäre es doch eine prima Idee, man würde sich auf die Erfahrung und den Erfolg des Autors verlassen und alles daran setzen, dass möglichst viele aus dem damaligen Team auch bei dem geplanten Film mitmachen. Warum lehnt sich dann die Redaktion nicht einfach zurück und lässt das Team mal was entwickeln? Sagen wir mal so: Karl Lagerfeld schneidert ja auch nicht alle Entwürfe selber. Aber die Redaktion verfügt trotzdem letztinstanzlich, wer an den Tisch darf. Ich bin fast sicher, in der Kurie in Rom geht es respektvoller zu.

Jeder gibt seinen Senf dazu

Wir reden natürlich auch über das Projekt. Es ist heute völlig ausgeschlossen, dass jemand in eine Buchbesprechung kommt und nicht seinen Senf zum Skript abgeben muss. Denn jeder geht grundsätzlich davon aus, dass das Buch nicht fertig ist und dass es ohne den eigenen und natürlich segensreichen Beitrag auch nicht fertig werden kann.

Das Drehbuch wird also nicht danach gelesen, was gut und wichtig sein könnte, nein, das Interesse richtet sich alleine darauf, was man – aus der subjektiven Sicht – verbessern könnte. Auch Praktikanten sehen sich bemüßigt – wenn sie denn mit am Tisch sitzen dürfen –, mit einer

langen Liste handschriftlicher Anmerkungen anzurücken statt die Ohren aufzusperren, um etwas zu lernen. Verkehrte Welt: Der Autor gerät in die Position des Verteidigenden, des Lernenden, die anderen hingegen wissen, wie es geht.

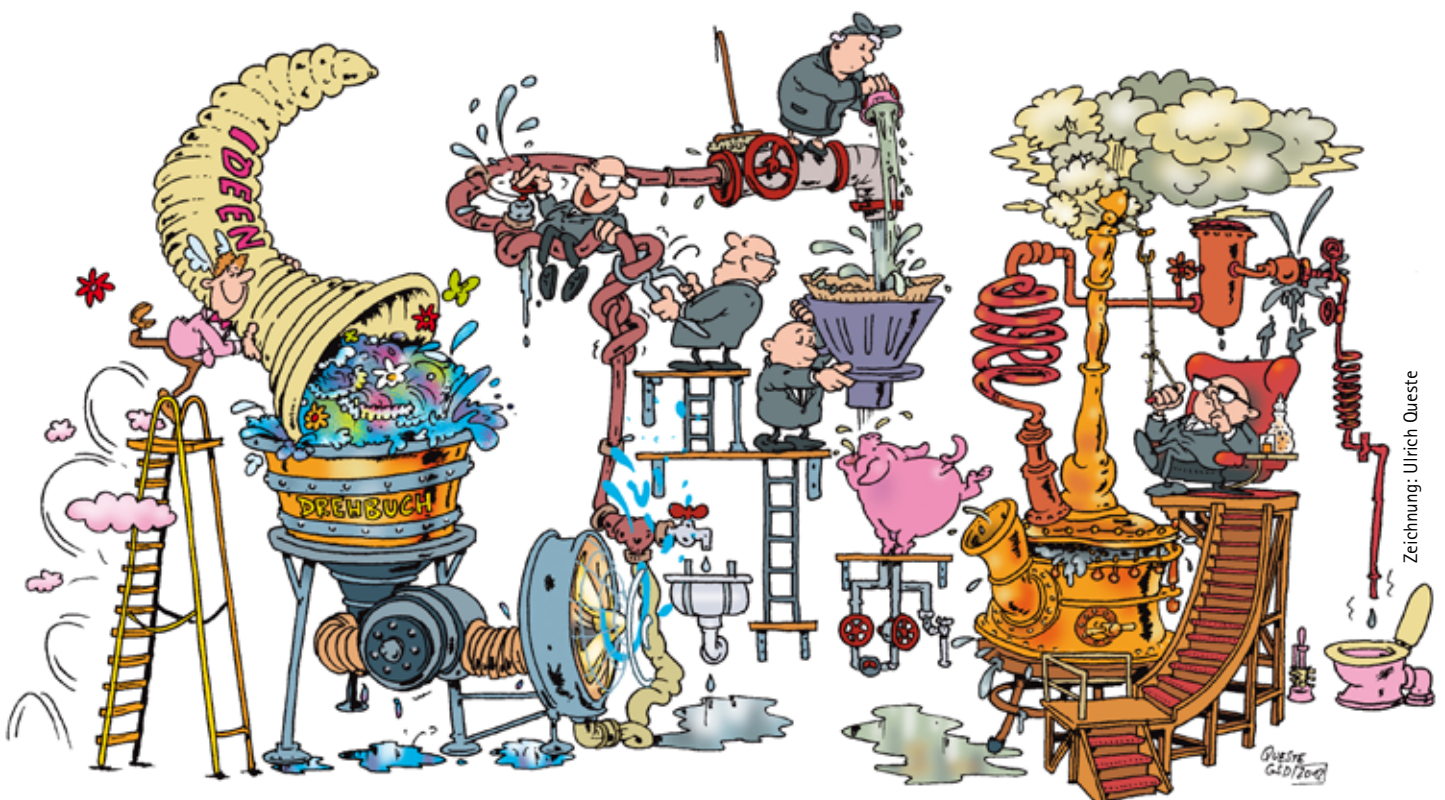
Der Redakteur hat „gute Ideen“, natürlich, erst recht der neue Regisseur. Und wer übertrifft alle? Richtig, der Redaktionsleiter. Er hat zwar die neue Fassung des Buchs nur einmal im Flieger kurz überflogen, wie er freimütig zugibt. Aber da kommen einem ja die besten Ideen, weil man sich nicht ins Detail verliebt. Der zweite Stasi-Film ist für mich wichtig, aber bei weitem nicht so wichtig wie der erste. Angesichts der „Ideen“, „Probleme“ und der „Anmerkungen“, die in den ersten Besprechungen in Wellen dahergerauscht kommen, stellt sich für mich heimlich die Frage: Traumfilm oder Brotjob? Doch noch hoffe ich.

Der Autor gerät in die Position des Verteidigenden, des Lernenden, die anderen hingegen wissen, wie es geht.

Auf einmal taucht wie aus dem Nichts ein Lektorat auf. Ich erfahre, dass alle Beteiligten es schon kennen, nur ich nicht. Mir werden nur Ausschnitte zugänglich gemacht. Nämlich jene, die für die Meinung meiner Gesprächspartner günstig sind. Ich verkneife mir die Bemerkung, dass die scheinbar Verabreichung von Informationen nicht nur bei der Stasi, sondern auch in den Fällen Gutenberg und Wulff gängige Praxis war.

Das Lektorat, Noten und die Qualifikation

Das Lektorat endet mit einer für mich ernichtenden – weil mediokeren – Benotung: „dialogue writing: 2-3, overall writing: 3, emotions: 3.“ Wie in Fernsehzeitschriften, bloß aus irgendwelchen Gründen auf Englisch. Die Lektorin bleibt anonym, als müsse man befürchten, dass ich einen Anschlag auf sie plane. Durch einen Fehler bei der Produktion steht in einer Mail ihr Name. Dann schaue ich schon mal bei Internet Movie



Zeichnung: Ulrich Queste

Database (IMDb) nach, was die Dame so an Qualifikationen hat. Nichts. Kein Eintrag. Das Lektorat ist bei Licht besehen also nicht mehr als eine persönliche Meinung irgendeiner klugen Frau, wie sie es zu Millionen bei uns gibt. Das Lektorat ist bloß eine weitere Stimme in der Kakophonie und ein kleines Flak-Geschütz im Krieg um die Lufttheater bei dieser Stoffentwicklung.

Inzwischen ist es dem Produzenten gelungen, die Starschauspielerin zu engagieren, die dem Hauptabteilungsleiter als „Quotenfee“ vorschwebt. Sie sitzt nicht am Tisch. Sie dreht gerade was anderes. Aber ihr Geist schwebt über uns. Der Produzent gibt den Hohepriester mit der Deutungshoheit, was Madame aus dem Drehbuch zu spielen geruhen dürfte und was sie ablehnt (beispielsweise komplizierte Dialoge), weil er sie ja „gebracht“ hat. Dabei hat die Kollegin noch keine Zeile gelesen. Sie dreht ja gerade was anderes. Aber zum Thema Stasi hat sie schon bei ihrem vorläufigen „commitment“ geäußert. Und jetzt kommt eine Salve von Vorurteilen, Eitelkeiten und „guten Ideen“. Ich finde das gut und notwendig, wenn sie sich auf diese Weise dem Stoff nähert, aber nicht als verbindliche Ansage, die der Autor kongenial umsetzen muss.

Ich werde den Eindruck nicht mehr los, dass es in diesem gruppendynamischen Prozess nur noch darum geht, wer sich am Ende als Sieger fühlen darf. Ich bin nicht ohne Schuld dabei, behaupte aber, dass ich für Qualität streite, die anderen dafür, dass ihr Fingerabdruck im Buch sichtbar wird.

Der Regisseur (ein Wessi der Nachwendegeneration) „glaubt“ einfach nicht, dass die Stasi einen IM auf der Straße anspricht, der Produzent findet es „absolut unlogisch“, dass der IM in einer Szenekneipe am Prenzlauer Berg kontaktiert wird, der Redakteur wiederum „kann

Trotz schlechter Erfahrungen, es ist beileibe nicht so, dass außer dem Autor nur Vollidioten am Tisch sitzen, wenn ein Filmstoff entwickelt wird.

überhaupt nicht nachvollziehen“, dass die Stasi, egal wo, schon in der fünften Szene den IM anspricht. Mein Argument, dass das alles aus der einschlägigen Fachliteratur bekannt ist, wird sofort abgebugelt. Da sind sich alle einig, mit dem Argument „wir machen hier doch keine Literaturverfilmung“ (Originalzitat).

Am Ende habe ich keine Ahnung, was ich schreiben soll. Das Gespräch wird mit der Bemerkung abgebrochen, ich sei schließlich der Autor – was ja zutrifft. Was aber schon lange nicht mehr zutrifft ist, dass ich irgendeine Entscheidungsbefugnis habe, außer jener, ob ich noch weitermache oder hinwerfe. Ich weiß aber, letzteres wird als extrem feindlicher Akt angesehen werden. Also weitermachen, im Herzen die Hoffnung, dass man gefeuert und beim folgenden Vertragspoker über die Ablöse mit Geld und Credit nicht noch vollends über den Tisch gezogen wird.

Machtkämpfe und gruppendynamische Prozesse

Trotz schlechter Erfahrungen, es ist beileibe nicht so, dass außer dem Autor nur Vollidioten am Tisch sitzen, wenn ein Filmstoff entwickelt wird. In dem eben beschriebenen Fall hatte fast jeder von uns vorher gute Filme gemacht. Ursachen des Debakels waren, dass wir völlig disparate Vorstellungen vom Stoff hatten und keine filmbezogenen Entscheidungsprozesse stattfanden, sondern Eitelkeiten und Machtspiele.

Mein erster Fehler war, dass ich mich bei den Personalentscheidungen nicht durchgesetzt habe. Als klar war, dass das Team nicht passt (trotz

der unbestrittenen Kompetenz der Einzelnen), hätte ich mich spätestens zurückziehen müssen. Ich hätte mir viel Ärger und Arbeit erspart und dem Publikum einen konfuse Film.

Die Machtfrage allerdings kann ich nicht ändern, es sei denn, ich gebe meinen Beruf auf. Faktisch entscheiden heute die Hauptabteilungsleiter, was im Fernsehen und im Kino gezeigt wird oder nicht. Allenfalls kann sie ein Veto eines fest gesetzten Schauspielers beeinflussen, was bei Serien eine Plage sein kann. Kollegiale Entscheidungen sind die Ausnahme.

Der Hauptabteilungsleiter ist ein höherer Angestellter, der mit keinem Cent für das Ergebnis haftet. Mir ist kein Fall geläufig, dass ein Redaktionsleiter wegen Erfolglosigkeit oder gar wegen fortgesetzter Folter des Publikums mit schlechten Filmen hätte gehen müssen. Dasselbe gilt übrigens auch für „einfache“ Redakteure. Die Sanktion ist die Nichtbeförderung, ganz wie bei Berufsbeamten. Aber die meisten sind ohnehin am Ende ihrer Karriereleiter angekommen.

Dramatische Entwicklung bei den Produzenten

Das Niveau unserer Redakteure ist extrem unterschiedlich, weil unklar ist, was einen Menschen zu dieser Machtfülle qualifiziert. Warum führt man nicht als zwingende Berufsqualifikation eine praktische Erfahrung ein: fünf Jahre als Regisseur, Producer, Produzent oder Autor? Es gibt leuchtende Beispiele für gute, respektvolle, qualifizierte Redakteurinnen und Redakteure; und es gibt abschreckende Fälle, auch mit arbeitsscheuen Gestalten, die für die Lektüre eines Buches Monate brauchen, aber sich auf jedem Festival auf Senderkosten herumdrücken. Und im Job gilt die Devise: keine Experimente, lieber Filmexkremente.

Was die Produzenten betrifft, so ist die Krise dramatisch verschärft. Eine starke Produzentenlandschaft fördert Qualität. Aber uns brechen momentan die Mittelständler weg – durch Insolvenzen und durch jahrelange Konzentration auf dem Markt. Das wäre noch ein relativ normaler Prozess für die kapitalistische Wirtschaft, stünden nicht hinter den meisten Großunternehmen wiederum die Sender.

UFA, Studio Hamburg, Bavaria – alleine Studio Hamburg hält 43 Unterfirmen. Der ohnehin enge Markt für Drehbücher in Deutschland wird zusätzlich eingezwängt in Konzerninteressen, bei denen Qualität eher als eine Behinderung der Expansion angesehen wird als ein tragfähiges Geschäftsmodell.

Beim immer seltener werdenden Mittelstand gibt es noch die Marke „Traumfilm“, auch die Leidenschaft dafür – aber wie lange noch? Die Mikrofirmen, die sich mit einem Film pro Jahr gerade so über Wasser halten können, sind neugierige, offene und weit über ihre Möglichkeiten risikobereite Partner. Aber sie können sich eine sorgfältige Stoffentwicklung meist nur mit öffentlichen Fördergeldern leisten. Und wer sitzt in allen Gremien am langen Hebel? Die Sendervertreter, also die Redakteure. „Ick bün all hier“, sprach der Igel zum Hasen im Märchen. ■

Alexander Anonymus

Alexander Anonymus ist langjähriger Drehbuchautor und wurde bereits mehrfach für seine Werke ausgezeichnet. Sein Liebe gilt den Texten, Dialogen und Rollen auf Bildschirm und Leinwand. Die Identität von Alexander Anonymus ist der Redaktion bekannt.

Foto: nataliasheikin/fotolia.com





| von Andreas Schreitmüller

Unlängst sah ich einen Film wieder, der mich einst sehr geprägt hatte: „Easy Rider“ von 1969. Zu Beginn sieht man Dennis Hopper und Peter Fonda am Flughafen, über sie hinweg fliegt ein Düsenjet nach dem anderen. Da kam es mir plötzlich in den Sinn: Die Dinger sehen heute eigentlich immer noch genau so aus wie damals, und für den Nutzer, also Passagier, hat sich im Prinzip seit damals nichts verändert, außer dass das Fliegen billiger und unbequemer geworden ist.

Und in unserer Branche, der Welt der elektronischen Kommunikation? Da ist nichts mehr wie es war!

Zum Beispiel prognostizierte man noch Ende der 80er Jahre, dass es auf absehbare Zeit nicht möglich sein werde, einen kompletten Spielfilm auf einer Festplatte unterzubringen. Dass heute mehrere Filme auf einen daumengroßen Stick passen: Damals unvorstellbar. Worte wie „twittern“, „googlen“ und „bloggen“ waren noch gar nicht geboren. Um abends zu Hause anzurufen, musste man vor einer Telefonzelle Schlange stehen. Schriftliche Dokumente benötigten Tage, bis sie beim Empfänger anlangten.

Wenn man als normaler Zuschauer eine Fernsehsendung verpasst hatte, gab es keine zweite Chance. Denn die allermeisten Programme wurden nur ein einziges Mal ausgestrahlt (vermutlich der Grund für die bis heute andauernde, absurde Praxis, Programmfolge ausschließlich an der Reichweite der Erstsendung zu messen. Statt an der Gesamtzuschauerzahl, inklusive Mehrfachausstrahlungen, Wiederholungen, Online-Abrufe und DVD-Verkäufe). Gegen Mitternacht ertönte jedenfalls die Nationalhymne, anschließend wurde für viele Stunden nur ein Testbild gesendet. Und von wichtigen Ereignissen gab es oft keine Bilder, weil gerade kein TV-Team vor Ort war. Dass dereinst praktisch jeder Mensch mittels seines Smartphones zur wandelnden Bildagentur werden könnte, dass also radikal nichts mehr davon verschont bleibt, als Foto oder Filmschnipsel festgehalten und innerhalb von Minuten weltweit verbreitet zu werden, das konnte man sich damals beim besten Willen nicht vorstellen.

So war das, als ich anfang beim Fernsehen zu arbeiten.

Angesichts der permanenten Medienrevolution kann man sich fragen, warum bei vielen Betrachtungen des aktuellen Zustands unseres Fernsehens letztlich die Erwartung durchschimmert, TV-Programme sollten noch genauso aussehen und wirken wie zur Frühzeit des Fernsehens. Als wäre unsere Medienwelt von heute noch dieselbe wie in den 80er Jahren.

Zum Schatz unverrückbarer Wahrheiten der Fernsehkritik gehört die Überzeugung, dass das Fernsehen früher einmal besser war und seit seinen Anfängen in einer dramatischen Abwärtsbewegung gefangen sei (irgendwann, so sagte ich mir schon als Berufsanfänger, müsste es dieser Auffassung zufolge doch so weit unten angekommen sein, dass weitere Qualitätsverluste schon rein physikalisch gar nicht mehr möglich sind).

Das schlechte Image des Redakteurs: gehegt und gepflegt

Und gehegt und gepflegt wird gleichermaßen das notorisch schlechte Image des Redakteurs. Schon vor 30 Jahren – damals trugen Vertreter dieses Berufsstandes noch Lederjacken und Schnauzbärte – galten Redakteure als Spezies, denen nichts mehr am Herzen liegt als die Verflachung, Verharmlosung, Verkarstung und Verkitschung des TV-Programms. Ausgewogenheit und Konsens herzustellen scheint ihre einzige Ambition zu sein. Und nichts macht sie demzufolge glücklicher, als Programmen Saft und Kraft zu entziehen und Ecken und Kanten sorgfältig abzuschleifen.

Seltsam nur: Diesen Typus habe ich in 30 Jahren nie und nirgends angetroffen. Natürlich ist Arte in mancher Hinsicht eine Idylle. Aber im Laufe meines Berufslebens habe ich mit einem Großteil der im Fiction-Bereich arbeitenden Redakteure und Redakteurinnen von ARD und ZDF zusammengearbeitet. Und auch von RTL, Sat.1 und ProSieben habe ich manche Kollegen kennengelernt, mit denen sich auf derselben Wellenlänge zu verständigen durchaus möglich war. (Matthias Glasner, Regisseur einiger wirklich mutiger und unangepasster Filme, sagte vor wenigen Wochen in einem FAZ-Interview: „Ich finde, man kann im Fernsehen viel mehr machen, als die Leute glauben. (...) Die Redakteure sind doch froh, wenn man ihnen mit etwas Ungewöhnlichem kommt“).

Diesen Redakteuren geht es also zunächst einmal darum, aufregende Projekte zu finden. Wie Laurens Straub in einer Diskussion einmal klar-

Zum Schatz unverrückbarer Wahrheiten der Fernsehkritik gehört die Überzeugung, dass das Fernsehen früher einmal besser war.

sichtig formulierte: „Früher wurden Projekte bei Redakteuren ‚eingereicht‘, heute müssen Redakteure Projekte akquirieren.“ Es genügt eben nicht mehr, genügsam in den häufig inkriminierten „Redakteurstuben“ auf Vorschläge zu warten. Man muss schon selbst aktiv werden. Entweder indem man selbst Themen setzt und Verfilmungen anregt oder indem man Verbindungen zu Autoren pflegt, Produzenten ermutigt, neue Talente erkennt und dann auch noch Kontakt zur außermedialen Realität hält.

Denn Redakteur zu sein heißt ja nicht mal eben Daumen senken bzw. heben wie in den altrömischen Arenen. Vielmehr muss man oft Verbündete finden und Allianzen schmieden, auch die eigenen Vorgesetzten und Gremien überzeugen – eine vornehme Aufgabe namentlich von Redaktionsleitern.

Wer das geringschätzt, dem könnte man, wenn man böswillig wäre, einmal die Ausreden von Freien entgegenhalten, wenn sie wortreich erklären, warum sie vor bollwerkhaften Großinstitutionen so schnell resignieren. Ein gewisser sportiver Ehrgeiz, Projekte, an die man glaubt, gegen Widerstände im eigenen Haus durchzuboxen, muss schon sein. Da sind durchaus auch demütigende Erfahrungen zu konstatieren, man schaut in nach oben gerollte Augen, wenn man zum wiederholten Mal mit diesem oder jenem Projekt ankommt. Aber es ist ja, wie man in Frankreich sagt, „pour la bonne cause“, schlicht: Es geht um die gute Sache – besser noch: um die beste.

Verbinden von Kreativem und Organisatorischem

Das Faszinierende unseres Berufs liegt für mich nach wie vor im Verbinden von Kreativem und Organisatorischem. Den klassischen Dramaturgen der alten Fernsehzeit – am Theater geschult –, der sich nur um Inhalte zu kümmern hatte, gibt es längst nicht mehr. Vielmehr kommt es darauf an, virulente Ideen zu erspüren und gleichzeitig über das Know-how zu verfügen, sie angesichts immer neuer juristischer, administrativer und fördertechnischer Klippen um- und durchzusetzen.

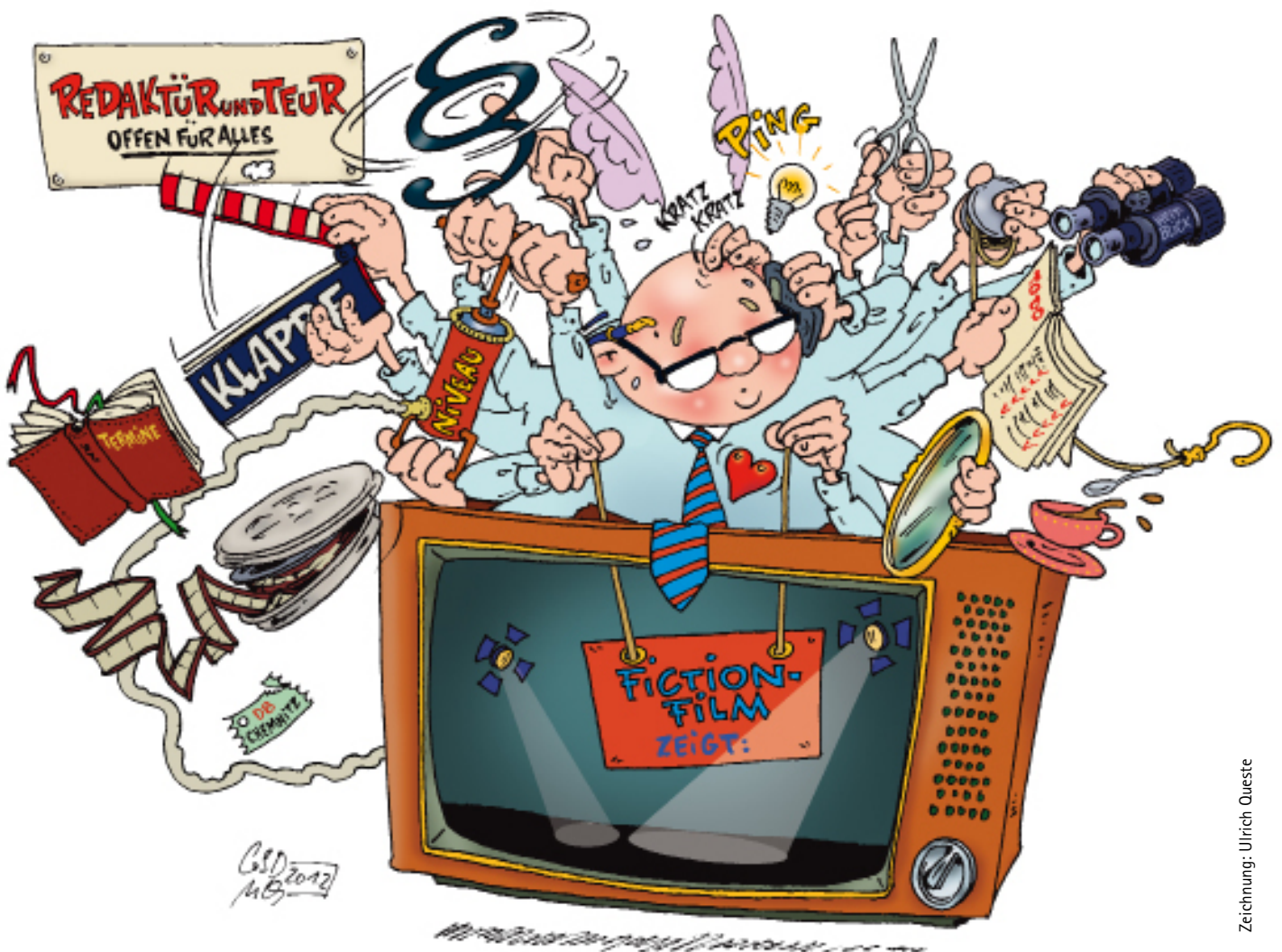
In der Regel sind sich die Hauptbeteiligten dabei einig, was das Besondere, die Essenz eines Projekts ausmacht. Und für diese Ideen können sich durchaus auch Redakteure immer wieder aufs Neue begeistern. Sonst wäre es ja auch gar nicht möglich, sich über einen so langen Zeitraum (vom ersten Pitch bis zur Zweitausstrahlung und den Auslandsverwertungen können fünf Jahre und mehr vergehen) intensiv mitzuarbeiten. Unsere Hauptaufgabe ist es, Produzenten, Autoren und Regisseure dabei zu unterstützen, dass der Film seine optimale Wirkung entfaltet. Im

Gegensatz zu den meisten anderen Beteiligten der Filmproduktion haben es Redakteure jedes Jahr mit Dutzenden von Projekten zu tun, im Laufe eines Berufslebens sind es Hunderte, wenn nicht Tausende, und da erwirbt man schon einen gewissen Überblick. Klischees fallen schnell ins Auge. Themen, die anderen einzigartig erscheinen, erweisen sich in diesem Licht bisweilen als Déjà vu.

Hilfreiche Erfahrung – ohne Rezeptdogmatismus

Man muss sich natürlich vor der „Hatten wir alles schon“-Mentalität hüten. Aber die Erfahrung ist hilfreich, wenn sie sich nicht zum Rezeptdogmatismus verhärtet. Es gibt keine absoluten Sicherheiten, sondern immer nur Regeln mit Ausnahmen: Filme, die massenweise Protagonisten aufweisen und trotzdem zur Identifikation einladen. Stilbrüche, die zu besonders eindrücklichen Sequenzen werden, an die man sich noch nach Jahren erinnert. Multiple Filmschlüsse, von denen man keinen missen möchte.

Wesentlich ist es, seiner Intuition vertrauen zu lernen. Ein darauf gegründetes, engagiertes und ehrliches Feedback ist willkommen – so habe ich es bisher fast immer erlebt. Denn wer sich beim Schreiben eines Buchs, beim Dreh und im Schneiderraum wochen- und monatelang mit einem Film beschäftigt, kann es gar nicht vermeiden, in Hinblick auf Prioritäten unsicher zu werden, Längen und Auslassungen nicht mehr richtig einschätzen zu können, und Unklarheiten zu übersehen. Ein Genie, das ein Buch im Alleingang schreibt, anschließend dreht und schneidet und es dabei nicht nötig hat, auf Missverständliches, Unlogisches, Überflüssiges und mögliche Alternativen hingewiesen zu werden, habe ich daher auch noch nicht kennengelernt.



Doch hatte ich es schon manches Mal mit angeblich beratungsresistenten, querköpfigen Filmemachern, gefürchteten enfants terribles zu tun, darunter einige der kreativsten Köpfe des deutschen Films. Und ich konnte – nach ersten Erfahrungen dann eigentlich gar nicht mehr so sehr überrascht – immer wieder feststellen, mit welchem Heißhunger sie Vorschläge und kritische Anmerkungen aufsogen – um danach etwas ganz anderes daraus zu machen. Denn genau so funktioniert ja Kreativität: Aus einer Anfangsidee, die man für unübertrefflich hält, entsteht durch Austausch eine andere, noch bessere, und diese führt dann wieder zur nächsten – und so weiter.

Größter Einfluss in der Buchphase

Den meisten Einfluss als Redakteur hat man zweifellos in der Buchphase, in der noch alles möglich ist. Beispiel Filmanfänge: Vor kurzem hatte ich eine Diskussion zum Buch eines sehr berührenden Familienfilms. Die slapstickhaft-maliziöse Anfangssequenz setzte uns als Zuschauer jedoch zunächst auf eine ganz falsche Fährte. Ich fasste das als Verrat an den Figuren auf und bestand auf einer Änderung, zumal ja im Fernsehen die ersten 30 Sekunden entscheidend sind für die Bereitschaft der Zuschauer, sich auf einen Film einzulassen. Angesichts der Mühen, die sich Dutzende von Menschen geben, einen Film auf die Beine zu stellen, lohnt es sich meines Erachtens durchaus, über Filmanfänge und Filmende, Stimmigkeit und Glaubwürdigkeit zu streiten.

Beim Dreh selbst ist man dann eher Zuschauer; und meist kann man sich des Gefühls nicht erwehren, nur im Weg zu stehen und die Teammitglieder von der Arbeit abzuhalten. Aber auf der anderen Seite ist es ein Zeichen des Respekts, zur Kenntnis zu nehmen, mit welchem Aufwand und welchem Engagement und unter welchen bisweilen extremen klimatischen und logistischen Bedingungen ein Dreh stattfindet. Doch um eines klarzustellen: Ich war noch nie in Australien, auf Bali oder auf den Seychellen, sehr wohl aber schon auf Drehbesuch in Duisburg, Chemnitz, Eutin, Wuppertal und Bad Krotzingen.

Beim Schnitt schließlich muss man mit dem umgehen, was vorhanden ist, auch kennen Regisseur und Cutter das Material ungleich besser als wir Redakteure, so dass der Spielraum begrenzt ist. Beim Casting geht es um das Einbringen von Ideen, um Einschätzungen, auch um Ermunterung zu ungewöhnlichen Ideen (Helge Schneider als Hitler), nicht um Machtspiele. Kein Redakteur, der bei Trost ist, wird einem Regisseur einen Darsteller aufzwingen. Schließlich muss dieser am Set wochenlang mit ihm oder ihr zusammenarbeiten.

Zwar steht rein rechtlich die Rollenverteilung Auftraggeber/Auftragnehmer außer Frage, doch damit ist noch lange nicht gesagt, wer tatsächlich das letzte Wort hat. Nach meinen Erfahrungen lohnt sich eine gewisse Hartnäckigkeit beim Ausfechten der besten Option, denn oft funktionieren die besonders hart umkämpften Stellen dann auch besonders gut. Wenn eine Seite auf einer bestimmten Lösung beharrt, sich an diesem einen Punkt uneinsichtig zeigt, kann das ein Hinweis auf eine besondere Relevanz und Kraft sein. Unerwünscht sind alle Spielarten künstlerischer Zugeständnisse. Vielmehr muss immer wieder versucht werden, durch These und Antithese eine neue Qualitätsstufe zu erreichen. Das ist anstrengend, aber es macht auch Spaß.

Der sprichwörtlich verdorbene Brei

Das Sprichwort von den vielen Köchen, die den Brei verderben, enthält dabei wie alle Sprichwörter eine Prise Wahrheit, trifft aber – wie ebenfalls alle Sprichwörter – nicht auf alle Lebenslagen zu. Bei „Im Angesicht des Verbrechens“ waren wir immer mindestens vier Redakteure, manchmal auch zu siebt, ohne dass dies zu Kompromissen oder

Mehrheitsentscheidungen geführt hätte. (Eine starke Regiepersönlichkeit wie Dominik Graf, die dennoch oder gerade deshalb höchst neugierig ist auf Kritik und Vorschläge, lässt diese Gefahr erst gar nicht aufkommen; Filmautoren, die genau wissen was sie wollen und dennoch für Einsprüche und Ideen offen sind, habe ich viele getroffen).

Aber der Mythos, dass der Einfluss von Redakteuren grundsätzlich schädlich sei, ist unausrottbar: Im Abschlussbericht eines prominenten

Natürlich nervt auch mich manches, was so über den Bildschirm flimmert. Aber ich finde Tag für Tag anregende und spannende und informative Sendungen.

(festangestellten) Filmkritikers der Süddeutschen Zeitung zum Festival von Locarno fand sich vor einigen Jahren die Bemerkung, dass ein bestimmter Film aus Deutschland, der ihm missfallen hatte, wohl daran gescheitert sei, dass laut Abspann gleich zwei Redakteure für den Film verantwortlich zeichneten. Dass im Abspann eines anderen Films, einer österreichisch-deutschen Koproduktion – für ihn das Festivalhighlight – die Namen von sogar drei Redakteuren aufgelistet waren, hatte er übersehen. Ich konnte es mir nicht verkneifen, ihn auf seinen Trugschluss hinzuweisen. Einer Antwort für würdig befand er meinen Hinweis freilich nicht.

Im Vergleich zu den meisten anderen Ländern dieser Welt ist das deutsche Fernsehen – was Vielfalt, Realitätsbezug, erzählerische Kraft, handwerkliche Qualität und Schauspielkunst anbetrifft – exzellent. Das muss immer wieder deutlich gesagt werden, wenn sich der Blickwinkel zu sehr auf die Primetime-Programme der großen Sender zu verengen droht. Meine positive Einschätzung kann jeder im Umkehrschluss beim nächsten Auslandsurlaub (Großbritannien und einige skandinavische Länder einmal ausgenommen) überprüfen.

TV-Exzellenz – und der merkwürdige (Un-)Wert der Quote

Natürlich nervt auch mich manches, was so über den Bildschirm flimmert. Aber ich finde Tag für Tag anregende und spannende und informative Sendungen. Es käme doch auch niemand auf die Idee, die deutsche Buch- und Zeitschriftenproduktion in Bausch und Bogen zu verdammen angesichts des Überangebots von Trivialem und Reißerischem, das rund um die Kasse ausliegt.

Eines allerdings fasse ich nicht: dass Programmentscheidungen für insgesamt 7 Milliarden Euro an einer einzigen Zahl ausgerichtet werden, dem durchschnittlichen Marktanteil des jeweiligen Senders. Dieser Zahl, einer ziemlich willkürlichen statistischen Größe, wird allenthalben gehuldigt und das nicht nur von Anstaltsinsassen, sondern von der gesamten Öffentlichkeit, Medienjournalisten und wertkonservative Politiker inbegriffen. Ein Sender gilt dann als erfolgreich, wenn er seinen Marktanteil steigert oder andere überholt.

Aber dieser simple Messwert wird sich zum Glück ohnehin bald erledigt haben in unserer ständig komplexer und unübersichtlicher werdenden neuen Medienwelt.

Andreas Schreitmüller

Dr. Andreas Schreitmüller, geboren 1956 in Konstanz, ist seit 1991 Leiter der ARTE-Redaktion Spielfilm und Fernsehfilm. Er hat Linguistik in Konstanz und Manchester studiert und war Lehrbeauftragter an der Jiao-Tong-Universität in Shanghai. Darüber hinaus war er Mitarbeiter bei den Kurzfilmtagen in Oberhausen sowie von 1984 bis 1991 Redakteur beim Kleinen Fernsehspiel.



Foto: Stephanie Gagel

Der freundliche Herr der Fragmente

Heinrich Breloer zum Siebzigsten

| von Uwe Kammann



Foto: WDR

Die Grimme-Preis-Formel – laut Statut wird die Trophäe solchen Sendungen zugesprochen, welche die spezifischen Möglichkeiten des Fernsehens auf hervorragende Weise nutzen und nach Form und Inhalt Vorbild für die Fernsehpraxis sein können – erfüllt Breloer in vielerlei Hinsicht im allerbesten Sinne.

Das wird natürlich keiner vergessen: Armin Mueller-Stahl alias Thomas Mann greift 2002 im Roncalli Zirkus-Zelt zur Geige – ein bezaubernder Moment zur Feier einer grandiosen Fernseharbeit. Nein, natürlich noch viel mehr. Denn bei der Einkreisung der Lebenslinien (und der Lebensdramatik) der Familie Mann zieht der Autor und Filmemacher Heinrich Breloer buchstäblich alle Register seiner so unglaublich vielfältigen (und dabei so genau in ihrem Kern kenntlichen) Methode. Nämlich: in einer auf genauester Recherche basierenden offenen Form aus Interviews, Dokumentarmaterial und Spielszenen eine Mischung zu erzeugen, die zur Annäherungen an Wahrheiten einlädt – in einem oft suggestiven Gestus, der diese Einladung unwiderstehlich macht.

Jetzt: Großer Bahnhof allüberall für diesen Heinrich Breloer, dessen Eltern – selbst eine ehrwürdige Kaufmannsfamilie, Buddenbrooksche Kernzüge schimmern durch – in Marl ein Landhotel mit ganz besonderem Charme betrieben, die Loemühle. Anschauungsort für den jungen Heinrich, der dort Fernsehgrößen mit Windhunden und großer Entourage bewunderte, wenn sie zum Grimme-Preis kamen. Das wäre doch keine schlechte Zukunftsperspektiven...

Nein, wären sie nicht, wurden sie nicht. Denn die Vision erfüllte sich, wieder und wieder, mit insgesamt sieben Auszeichnungen in Marl. Eine jedesmal fulminante Ortsverbindung. Breloer und Grimme: eine innige Beziehung, geschürzt über einen Knoten, der beim Herstellen eine ganze Reihe von Richtungen einschlägt: exzellente Fernsehqualität, Aufklärung durch journalistische Investigativ-Intelligenz und brillante Anschauung, politisch-gesellschaftliche Sondierungen über angenommene Grundströmungen.

Und derjenige, der das alles in Gang und in Szene setzte – oft in kongenialer Kooperation mit seinem Freund, dem NDR-Redakteur Horst Königstein –, der soll wirklich Mitte Februar (ganz genau: am 17.) siebzig Jahre alt geworden sein? Wir müssen es wohl glauben, die große Feier in der Kinemathek, dem Film- und Fernsehmuseum am Potsdamer Platz in Berlin, bezeugt Daten und Datum. Und das Online-Archiv, welches die Kinemathek nun aus 130 Kisten des so genannten „Vorlasses“ von Breloer in digitalisierter Form herausgefiltert hat, ist ja auch kein Phantom. Jeder kann nun an mehr als 1.000 als Netzphänomen kursierenden Einzelobjekten studieren, was es auf sich hat mit Breloers Methodik – Drehbücher, Storyboards, Standfotos, und und und – die Puzzlewelt beginnt sich dank dieses Digitalfundus auf beste Weise zu erschließen.

Und nochmals: 70. Geburtstag, wirklich? Wer den Jungen aus dem Ruhrgebiet – der, beste Dialektik, über eine enge katholische Internats-erziehung im westfälischen Lüdinghausen entscheidende Schübe für intellektuellen Befreiungsdrang bekam – in den vielen Interviews zum



Foto: WDR



Foto: WDR



Foto: WDR



Foto: ARD/WDR

„Runden“ gehört oder gelesen hat, dem präsentierte sich ein absolut Junggebliebener, urlebendig und beflügelt und neugierig und tatenlos wie eh und je.

Heinrich Breloer, ist ein Sammler, ein Leben-Botanisierer, ein Ordner, vor allem aber auch ein Biographien-Konstrukteur und –Strukturalist, ist ein begnadeter Finder jener Linien und Fäden, die eine Person, eine Konstellation, eine Situation, einen Umkreis, die Kraftfelder einer Epoche zusammenhalten – und verstehbar machen. Über eine innengesteuerte Hermeneutik; und da, wo die äußeren Belege, die Abzeichen, die Zeugnisse vielfältiger Art fehlen, über die Anschauung – eben über das fiktive Spiel der vorgestellten Wahrheiten, die nun auf der Folie aller Recherchen inszeniert werden.

Nein, es ist eine aneignende, ein auch das Mittel der distanzierten Empathie einbeziehende analytisch-erzählende Operation, mit der hier Personen und Gegenstände vergegenwärtigt und unserer eigenen jeweils individuellen Reflexion überantwortet werden. Um Ereignisse, Personen, Gegenstände, Verlaufslinien geht es dabei, die letztlich alle zu den harten und weichen Politik-, Gesellschafts- und Kultur-Kernen der Bundesrepublik gehören – auch in jenen Teilen, die einer anderen Zeit angehören, aber hinführenden, prägenden, deutenden Charakter haben, die signifikant für deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts stehen, gerade auch in changierenden, zwispältigen, vieldeutigen und nicht eindimensional ausdeutenden Grundzügen.

Das zeigt sich sofort, wenn man die Schlüsselfiguren nimmt, die Breloer gewählt hat. Ob Herbert Wehner („Wehner – Die unerzählte Geschichte“, 1993), Björn Engholm („Einmal Macht und zurück“, 1994), Uwe Barschel („Die Staatskanzlei“, 1989), Hans Martin Schleyer („Todesspiel“, 1997), Bernd Otto („Kollege Otto“, 1991): Sie alle stehen für Hintergründiges, das in den oft nach Oberflächenreizen sortierten Schubladen nicht sofort oder gar nicht zu finden ist. Bei allen offenbart sich in der Breloerschen Sicht ein komplexes Persönlichkeitsmuster, das zugleich exemplarisch mit gesellschaftlichen und politischen Zuständen zusammenhängt, in einem erhellend aufgedeckten und spannend erzählten Gesamtgeflecht.

In dieser Konstellation, mit diesem so weit ausholenden und in den Grundwerten doch so konzentrierten Werk zeigt Breloer eine Intensität der Arbeit und eine Meisterschaft in der Realisierung, die nicht nur in der spezifischen Qualität, sondern auch in der beeindruckenden Quantität zu den herausragenden Ergebnissen eines Fernsehens zählt, das in dieser Form nur vorstellbar ist, wenn die Grundeigenschaften gesellschaftsorientiert und gemeinwohlverpflichtet den Wesenskern (und auch die formale Verfassung) bestimmen.

Kein Wunder deshalb auch, dass beim Grimme-Preis, der jährlichen Belobigung von Fernseh-Erzeugnissen, diese Filme, diese Leistungen einen so großen Stellenwert haben, weit über die konkreten Auszeichnungen hinaus. (Eine Hypothek bedeutet das übrigens nicht, auch wenn manchmal der Verdacht aufkam, eine Nicht-Auszeichnung wie beim „Todesspiel“ sei nur so zu verstehen.) Wesentlich ist: Die Grimme-Preis-Formel – laut Statut wird die Trophäe solchen Sendungen zugesprochen,

welche die spezifischen Möglichkeiten des Fernsehens auf hervorragende Weise nutzen und nach Form und Inhalt Vorbild für die Fernsehpraxis sein können – erfüllt Breloer in vielerlei Hinsicht im allerbesten Sinne. Das war schon bei der ersten Auszeichnung (für die Reihe „Mein Tagebuch“, 1981) überdeutlich zu sehen.

So wie auch der Hauptcharakterzug des Autors, Rechercheurs, Arrangeurs und Regisseurs: seine Neugier. Er lässt sich entzünden von leisesten Signalen, lässt sich verlocken von verwaschensten Spuren, von zartesten Andeutungen. Je gefestigter nach außen eine Sache erscheint, je abgehangener eine Bewertung ist, umso stärker nimmt er Witterung auf. Ziemlich untrüglich in seiner Ahnung, unglaublich sicher in den Richtungen, wo sich das Vermutete auch konkretisieren könnte.

Breloer und Grimme: eine innige Beziehung, geschürzt über einen Knoten, der beim Herstellen eine ganze Reihe von Richtungen einschlägt.

Assoziativ, suggestiv gibt Breloer dabei oftmals Deutungen, Optionen, Weglinien vor – aber häufig, eigentlich stets so, dass der Befragte sich darin wie im eigenen Assoziationsraum wiederfindet, um dann weitere Punkte anzusteuern, die das Verfahren weitertreiben. Was nichts anderes bedeutet, als dass der Autor natürlich den Faden in der Hand behält.

Wenn Spielszenen inszeniert werden, wenn sich Zeugenaussagen und Dokumentarmaterial gegenseitig erhellen, wenn Widersprüche aufgedeckt oder Parallelen betont werden, wenn Sachverhalte verkleinert und parzelliert oder neue große Räume geöffnet werden: Stets ist Breloer der Herr der Fragmente, will es auch sein. Um abschließend zu sagen: So ist das mit Intuition ebenso wie mit akribischer Recherche in seinen Einzelteilen aufgelesene, inszenierte Bild, so sieht es aus in der Endmontage – nicht ohne Suggestion, dies sei auch zwingend so, halt- und lesbar, und bezingend in Machart und Rhythmus obendrein.

Heinrich Breloer: ein Sammler, Forscher und Erkunder mit einem in dieser Konstellation, Form und Machart einzigartigen TV-Aufklärungskunstwerk ohne Anbell-Pose, ein freundlicher Mensch, der allem und jedem gefährlich werden kann.

Bald werden wir sehen, wie es Brecht bekommt. Sprich: Demnächst im besten TV-Theater. So bleibt hier nur ein möglicher Schluss: Herzliche Glückwünsche zum 70.!

Uwe Kammann

Uwe Kammann, geboren 1948 in Bünde, ist Geschäftsführer des Grimme-Instituts. Von 1984 bis 2005 war er Leiter des Medienfachdienstes „epd medien“. Seine journalistische Laufbahn begann er als Redakteur bei der „Rheinischen Post“ und wechselte danach zum epd. Er wurde mit dem Deutschen Preis für Medienpublizistik und Hans-Bausch-Mediapreis ausgezeichnet.

Foto: Grimme/Jorczyk



ehemals unterschiedliche Bereiche immer weiter miteinander verschmelzen oder interagieren. Verschiedene Plattformen wie Kino, Fernsehen, Internet, Handys, Video verbinden, „connecten“ sich. Dies bietet eine Chance für Komplementarität und muss nicht notwendigerweise Kannibalismus bedeuten.

Auf vielen dieser Plattformen finden wir eine Generation von aktiven Nutzern. Sie sind heute technikaffiner und generieren eigene Inhalte, so dass die Grenze zwischen Nutzern und Produzenten vielerorts kaum noch erkennbar ist. Auch „traditionell“ produzierte Inhalte kommen heute ohne Link zu sozialen Netzwerken nicht mehr aus.

Mit dem Aktionsbereich MEDIA im neuen Programm „Kreatives Europa“ möchte ich auf diese Herausforderungen, mit denen der audiovisuelle Sektor konfrontiert ist, antworten. Das Programm bietet unter anderem Training und Qualifikation, im Fernsbereich z.B. durch neue Workshops für Drehbuchautoren und „Showrunner“ von TV Serien, Förderung für neue Geschäftsmodelle wie beispielsweise neue Kommunikationswege zwischen Produzent und Zuschauer (so genanntes „audience building“). Darüber hinaus werden TV-Koproduktionen, im Fiktionsbereich für Koproduktionen mit internationalem Potential, wie z.B. „Borgia“, weiter gefördert. Durch interaktive Projekte wie „Farewell Comrades“ wollen wir das Engagement für junge Zuschauer stärken.

Die EU-Förderung, die unter dem Programm „Kreatives Europa“ vorgesehen ist, würde Künstlern und Kreativschaffenden einschließlich dem audiovisuellen Sektor helfen, die Chancen eines europäischen Binnenmarktes zu nutzen und die bestehende Fragmentierung des Marktes zu überwinden.

Die Kommission hat für „Kreatives Europa“ im Vergleich zu den vorherigen Programmen ein um 37 Prozent erhöhtes Budget vorgeschlagen. Ein bedeutender Teil des Budgets soll, nach Zustimmung von Rat und Europäischem Parlament, der Förderung des audiovisuellen Sektors durch den MEDIA-Aktionsbereich gewidmet werden. Insgesamt würden von 2014–2020 mehr als 900 Millionen Euro in die Förderung des audiovisuellen Sektors sowie beinahe 500 Millionen Euro in den Kultursektor fließen. Wir schlagen darüber hinaus vor, mehr als 210 Millionen Euro in die Errichtung eines Garantiefonds zu investieren, der es kleinsten, kleinen und mittleren Unternehmen und Organisationen ermöglichen würde, Kredite im Wert von über einer Milliarde Euro zu erlangen. Ein weiterer Teil des Programms sieht die Förderung von zwischenstaatlicher Kooperation zur Förderung von Innovation und Wissensaustausch vor.

„Kreatives Europa“ würde es etwa 300.000 Künstlern, Kreativschaffenden und ihren Werken ermöglichen, neue Zuschauerschichten zu erreichen; mehr als 1.000 Europäische Filme und 2.500 Kinos könnten unterstützt werden, und die EU würde die Übersetzung von 5.000 Büchern finanzieren können. Mindestens 100 Millionen Bürgerinnen und Bürger würden direkt durch die vom Programm geförderten Projekte erreicht werden.

Ich bin überzeugt, „Kreatives Europa“ wird uns kulturelle Vielfalt, Innovation sowie Wachstum und Arbeitsplätze für den Kultur- und Kreativsektor in Europa bringen. ■

Androulla Vassiliou

Androulla Vassiliou, geboren 1943 in Paphos, Zypern, ist EU-Kommissarin für Bildung, Kultur, Mehrsprachigkeit, Jugend und Sport. Vor ihrem Wechsel nach Brüssel war sie mehrere Jahre Mitglied im zyprischen Abgeordnetenhaus und engagierte sich zusammen mit den Vereinten Nationen in zahlreichen Projekten für die Durchsetzung der Menschenrechte.



Foto: Europäische Kommission



Freunde des Adolf-Grimme-Preises

Seit 1989 fördern die „Freunde des Adolf-Grimme-Preises“ die Ziele des Fernsehwettkampfs. Sie helfen mit bei der Sicherung der Unabhängigkeit des Preises und vergeben darüber hinaus den Bert-Donnepp-Preis, den deutschen Preis für Medienpublizistik.

Wenn auch Sie den Freunden des Adolf-Grimme-Preises beitreten möchten, rufen Sie an!

Dirk Hünerbein; Telefon 02365 - 5 64 05

Ein seltsames Paralleluniversum

Tugenden und Untugenden des Sportjournalismus

| von Arnd Zeigler



Foto: Lars Baron/Bongarts/Getty Images

Der Bilderrahmen lehnt derzeit an der Heizung im Wohnzimmer. Keine Ahnung, ob oder wo ich ihn aufhänge. Den Rahmen. Darin: Eine Urkunde. Drauf steht: „Journalist des Jahres: Arnd Zeigler“.

Zugegebenermaßen ging es „nur“ um die Kategorie „Sport“, aber dennoch: Da ist das Ding! Habe ich im Januar verliehen bekommen, in feierlichem Rahmen, in Berlin. Thomas Gottschalk war auch da. Und jede Menge Journalistenelite. Schlaue Menschen, bis an die Zähne gebildet. Honorige Schreiber, bis in die Fingerspitzen für den Journalistenjob qualifiziert. Und dazwischen also ich: Kein Studium, abgesehen von der wimperschlagkurzen Absicht, eventuell mal Psychologie studieren zu wollen, vor langer Zeit. Niemals an einer Journalistenschule gewesen – wengleich einmal mit dem Auto dran vorbeigefahren. Und meinen Abi-Notenschnitt könnte ich hier allenfalls zur Belustigung ins Feld führen. Lange Rede, kurzer Sinn: Der „Sportjournalist des Jahres 2011“ hat nicht viel von dem drauf, was man an Hochschulen und Universitäten eingebst bekommt.

Aber man kann es ja auch positiv sehen: Scheinbar kommt es im Journalismus auch auf andere Tugenden an. Eventuell hilft es, mit viel Freude und Enthusiasmus an die Arbeit zu gehen. Anders als in anderen Jobs ist es vielleicht auch nicht verdächtig sondern hilfreich, wenn selbst Außenstehende merken: „Der macht das richtig gerne, was er da tut!“ Das ist es zum Beispiel auch, was ich an jedem guten Fußballreporter schätze. Dieses Gefühl, dass derjenige gerade wirklich richtig gerne im Stadion sitzt.

Die besten Reporter des Landes haben immer genau dieses Gefühl vermittelt: Hansi Küpper, Günther Koch, Steffen Simon, Fritz von Thurn und Taxis, Marcel Reif – das sind Journalisten in Tateinheit mit Fußball-Leidenschaft. Das negative Ende des Spektrums bilden, ohne Namen zu nennen, jene Berufskollegen, deren Leistungsnachweise aus den Stadien so klingen, als könnten sie exakt genauso gut die Durchsagen in ICE-Zügen durch knarrende Lautsprechersysteme näseln: „Wie will bie nau ereif Duisburg Mehn Schtäschen. Ssänk ju for trewwel wiss Deutsche Bahn.“

Leidenschaft also ist im Journalismus zumindest nicht allzu hinderlich. Sie allein kann aber nicht der Grund sein, weshalb jemand wie ich einen Preis gewinnen kann für etwas, das er im Grunde nie wirklich gelernt hat. Mehr noch: Manchmal bekomme ich das Gefühl, dass mein beruflicher Kosmos deshalb funktioniert, WEIL ich mich nicht durch unnötigen Qualifikations-Ballast belaste.

Live aus dem eigenen Wohnzimmer

Beispiel: Meine wöchentliche WDR-Sendung „Zeiglers wunderbare Welt des Fußballs“, die in diesem Jahr erneut für einen Grimme-Preis nominiert war. Den Preis werde ich vermutlich erst weit nach meinem Tod gewinnen, aber das macht nichts. Alleine die Nominierung grenzt an ein Wunder, denn „Zeiglers wunderbare Welt des Fußballs“ ist eigentlich nur eine Art Fernsehshow. Sie kommt aus meiner wirklichen Wohnung in Bremen, Gäste müssen die Schuhe ausziehen (auch Uli Hoeneß), gelegentliche Live-Musiker müssen sich auf den acht Quadratmetern meiner Küche zusammenkauern (Hallo Erdmöbel!), und mein Redakteur Christian Wagner sagte einst öffentlich über meine Rolle: „Mit einem richtigen Moderator wäre die Sendung gar nicht möglich!“ Angeblich war das ein Lob.

Oder nehmen wir meine gleichnamige, langjährige Hörfunkserie, die seit fast 20 Jahren beinahe bundesweit läuft und für die ich folgerichtig letztes Jahr beinahe den „Deutschen Radiopreis“ gewonnen habe. Diese Serie produziere ich an dem Schreibtisch, den man auch in der oben beschriebenen, kleinen „Fernsehshow“ sehen kann. Mit einem 50-Euro-Mischpult von Conrad Elektronik, mit einem vor zehn Jahren bei Ebay erstandenen Uralt-Mikrofon und in Strümpfen. Aufnahmen kann ich die Beiträge immer erst, wenn mein Sohn nebenan eingeschlafen ist. Und das alles funktioniert trotzdem. In Zeiten, da meine Mitbewerber mit Hi-Tech-Radiokram hochgerüstet haben, der ihnen theoretisch ermöglicht, meinen Job viel schneller zu erledigen, die ich mit meinem Equipment aus der Adenauerzeit benötige.

Auch hier also wird deutlich: Offenbar kommt es bei Journalisten, und besonders eklatant scheinbar bei Sportjournalisten, auf andere Dinge an, die erfolgreiches Arbeiten gewährleisten. Eminent erfolgreiches Arbeiten. Eklatant eminent erfolgreiches Arbeiten. Bisweilen sogar fulminantes Arbeiten.

Zum einen scheinbar auf den Gebrauch eben dieser Wörter: „Eklatant“, „fulminant“, „eminent“ – das sind Begriffe, ohne die sich kein Sportjournalist von Format effektiv verständigen kann. Im wirklichen Leben braucht man diese Wörter dagegen nie. Und das ist vielleicht auch eines der Geheimnisse, auf die sich gut abgehängener Sportjournalismus stützt: Er hat mit dem wirklichen Leben nicht ganz soviel zu tun wie mit dem strammen Festhalten an einem sehr eng gehaltenen Wortschatz, verbunden mit dem sklavischen Herunterbeten der immer gleichen Fragen in wiederkehrenden Situationen.

Beispiele! Spielt ein Spieler gegen seinen Ex-Verein, also zum Beispiel Arminia Bielefeld, dann MUSS der Reporter ihn vorher oder nachher oder am besten vorher UND nachher fragen: „Gegen Ihren Ex-Verein heute, ist man da eigentlich besonders motiviert?“. Nach dem überraschenden Sprung eines ansonsten eher weniger erfolgreichen Vereins (z.B. Arminia Bielefeld) an die Tabellenspitze muss zwangsläufig die Reporterfrage kommen: „Na, müssen Sie jetzt nicht mal das Wort mit ‚M‘ in den Mund nehmen?“ Für die Laien unter den Lesern: Gemeint ist der Begriff „Meisterschaft“. Und nicht etwa „Maul halten!“ Vorstände chronisch erfolgloser Vereine (nennen wir als Beispiel Arminia Bielefeld) wiederum müssen nach jeder Niederlage gefragt werden: „Sitzt Ihr Trainer beim nächsten Spiel noch auf der Bank?“



Foto: Alexander Hassenstein / Bongarts/Getty Image

„Sitzt Ihr Trainer beim nächsten Spiel noch auf der Bank?“

Die genannten Beispielfragen kommen in den beschriebenen Situationen mit einer derartigen Penetranz und Fantasielosigkeit, dass der Schluss naheliegt: Wer sie nicht stellt, wird vom Sender entlassen. Vermutlich mit einer entschuldigenden Erklärung etwa folgenden Wortlauts: „Wir finden diese Fragen ja auch doof, aber die Fans wollen das so!“

Teure Neueinkäufe im Hype-Töpfchen

Das ist ein weiteres Phänomen aus der bunten und manchmal unergründlichen Welt des Sportjournalismus: Viele Dinge werden getan, weil sie der Fan angeblich so will. Aus der Luft gegriffene Spielerbenotungen zum Beispiel. Oder ausufernde Statistiken bar jeden Geistes.

Bei den Bewertungen der Spieler nach dem Schulnotensystem tun sich hierbei besonders putzige Eigenheiten auf. Sportjournalisten bewerten massiv nach Sympathie und funktionieren dabei erstaunlicherweise ganz ähnlich wie seriöse Musikjournalisten, die zum Beispiel ein neues Album von Sting niemals positiv rezensieren könnten und eines von Radiohead niemals negativ. Unabhängig von der jeweiligen Qualität. Und so läuft es mit Fußballprofis und den Noten am Montagmorgen auch. Billige Neueinkäufe müssen oft 20 gute Spiele am Stück absolvieren, ehe sie mal eine „2“ erhalten. Teure Neueinkäufe kommen meist vorsorglich in das Hype-Töpfchen und können ein halbes Jahr lang tun, was sie wollen: Sie bekommen auch bei grotesk mediokren Darbietungen immer erst einmal mindestens eine „2,5“. Die Notengeber finden das möglicherweise selbst seltsam, müssen es aber tun. Weil die Fans das wollen.

Sportjournalisten bewerten massiv nach Sympathie und funktionieren dabei erstaunlicherweise ganz ähnlich wie seriöse Musikjournalisten.

Niemals vergessen werde ich, wie ich auf der Presstribüne des Bremer Weser-Stadions vor vielen Jahren mal schräg hinter einem Boulevard-Kollegen aus Hamburg saß und deutlich vernehmen konnte, wie er nach 25 Spielminuten triumphierend zu seinem Nebenmann sagte: „Na, wem geben wir denn mal ‚ne ‚5‘...?“

Bizarre Erbsenzählereien

Auch die Statistiken sind oft völliger Bullshit, müssen aber sein. Nicht, weil sie irgendwelche Aufschlüsse geben würden, sondern weil mittlerweile eine ganze Industrie davon lebt, Medien mit oft bizarren Erbsenzählereien und Computerspielereien zu beliefern. Die zeigen dann



Foto: Lais Baron / Bongarts / Getty Images

Taktisch hochinteressant: Rumpelspiele in der Bundesliga

detailliert die kompletten Laufwege von Götze, Podolski und Co., sehen aber offen gesagt Woche für Woche aus wie Wachsmalschmierereien von talentierten Schimpansen. Macht aber nichts. So lange die Fans das so wollen.

Zu den elementaren Verhaltensregeln unter Sportjournalisten zählt es, sich nie-nie-niemals eine BlöÙe zu geben. Wenn man selbst nicht kapiert, weshalb ein Fußballspiel so und nicht anders läuft, muss man diesen Umstand kunstvoll kaschieren und Dinge schreiben, die der gemeine Fan nicht nachprüfen kann. Sehr verbreitet ist es übrigens, nach erschütternd miesen Rumpelspielen wissend und schlau zu schreiben, das Spiel sei vielleicht keine leichte Unterhaltung gewesen, dafür aber taktisch hochinteressant!

Ebenfalls unerlässlich und auffällig ist ein kaum einem Sportjournalisten abzusprechender Analysewahn. Mitunter werden flüchtige Formschwankungen oder gar Zufälle zu gewichtigen Trends hochgeschrieben. Gänzlich unerwünscht im Sportjournalismus ist das eigentlich ja naheliegende Phänomen, dass Spiele oft auch schlicht durch Pech verloren werden und Mannschaft XY (z.B. Bielefeld) ein Spiel oft auch deshalb verloren hat, weil der Gegner einfach richtig gut war. Oder der Umstand, dass es gute und schlechte Tage im Leben eines Fußballers gibt und selbst hochbezahlte Profis somit nicht anderen Gesetzen gehorchen als ganz normale Arbeitnehmer, die in einer Metzgerei oder als Beamte ihr Geld verdienen.

Dümmlichkeit und bunte Blüten

Der Job eines Sportjournalisten ist oft undankbar. Er bringt mit sich, dass man zum Beispiel als Reporter ein Fußballspiel schon nach 30 Minuten bewerten können muss, obwohl es erst nach 90 Minuten zu Ende ist. Das Wirken eines Spielers, Trainers oder Funktionärs muss begleitet und kommentiert werden, als handle es sich um ein abge-

schlossenes Kapitel, obwohl es sich gerade im Fußball eigentlich grundsätzlich immer nur als Momentaufnahme skizzieren lassen dürfte.

Ein Beispiel: In meiner Heimatstadt, nicht Bielefeld, muss sich der Fußball-Lehrer Thomas Schaaf alle paar Monate vorhalten lassen, dass seine Zeit nun aber wohl doch langsam vorbei sei, er seine Spieler nicht mehr erreiche und nichts mehr bewegen könne. Das geht immer so drei bis fünf Wochen lang, dann gewinnt Schaafs Mannschaft drei Spiele am Stück und alles ist wieder gut. Seit dreizehn Jahren geht das nun schon so, und Thomas Schaaf wird vermutlich noch bis weit nach seinem Tod auf Werder Bremens Trainerbank sitzen. Länger jedenfalls, als man sich an die Noten seiner Spieler erinnern wird.

Auch am Ende dieses Textes weiß ich nicht, wo genau ich den Bilderahmen aufhängen werde. Aber jetzt, da ich lange und geballt über den Sportjournalisten an sich nachgedacht habe, fühle ich mich etwas besser. Vielleicht ist dieser Preis bei mir doch ganz gut aufgehoben. Und vielleicht gehöre ich genau da hin: in dieses seltsame Paralleluniversum „Sportjournalimus“, mit all seinem Irrsinn, seiner gelegentlichen Dämmlichkeit, seinen bunten Blüten und seinen wunderbaren Wendungen. Ich liebe den Fußball, weil er genau so ist und nicht anders. Und es ist ein Geschenk, mit einem derart skurrilen Berufsbild seinen Lebensunterhalt verdienen zu dürfen. ■

Arnd Zeigler

Arnd Zeigler, geboren 1965 in Bremen, ist Gastgeber der WDR-Sendung „Zeiglers wunderbare Welt des Fußballs“ und Autor der gleichnamigen, bundesweit ausgestrahlten Radio-Kolumne. Darüber hinaus ist er Stadionsprecher bei Werder Bremen und war Moderator beim Radiosender Bremen Vier und dem WDR in Köln. Er wurde 2011 zum „Sportjournalisten des Jahres“ gewählt.



Foto: WDR / Herby Sachs

Mein lieber Opa Hoppenstedt,

| von Katja Bogdanski

nichts auf dieser Welt kann mir diesen Blick wiedergeben. Nichts aus dieser Welt hat so viel Charme versprüht. Nichts auf dieser Welt hat mich so sehr geprägt, wie Du es getan hast.

Mit Dir, Vicco, habe ich einen Menschen mit einem einzigartigen und brillanten Augen-Blitz kennengelernt. Jemanden, dessen Verlust nun ganz wörtlich und nicht nur sprichwörtlich eine große Lücke hinterlässt.

Das zunächst offizielle Casting für die Rolle ‚Dicki Hoppenstedt‘ führte Dich nach einigen Bemühungen an einem Oktobermorgen zu meiner Grundschule in Bassen bei Bremen. Und da war ich: ein kleines, dickes – na sagen wir: pummeliges – und vor allem freches Kind. Unser Hausmeister hatte mich für die Rolle empfohlen. Ohne ihn wäre ich bestimmt nicht bei Dir im Direkt-Casting gelandet.

Und was war das für ein Treiben da. Du warst mitten in der Vorbereitung Deiner Sketche. Und was sollte ich machen? Ein paar Sätze auf-sagen, mich ein wenig drehen, auf- und abgehen. Du hast kurz zu mir geschaut: „Perfekt. Gebongt. Die ist es!“

Die Aufnahmen zu den „Hoppenstedts“ begannen kurz darauf in einem kleinen Bremer Reihnhaus. Die Drehs waren zauberhaft, spannend und fantastisch, jedoch alles andere als ein Kinderfest. Immer und immer wieder die gleichen Szenen. Damals habe ich nicht verstanden, warum ich mindestens 25 Mal gegen diesen Fernseher treten musste oder etliche Male „Zicke, zacke Hühnerkacke“ von mir geben sollte.

Wenn Du streng wurdest, dann liefen bei mir ein paar Tränen. Aber mit lieben Worten meiner Mutter und ein paar Nettigkeiten, die Du immer mit am Set hattest, war alles schnell wieder vergessen.

Noch heute denke ich mit einem Lächeln an Deine beeindruckende Verwandlung in der Maske zurück. Du kamst als junger, gut aussehender Mann rein und gingst nach ein paar Stunden als Greis wieder raus – aus Lorient war Opa Hoppenstedt geworden. Was für eine Verwandlung! Als ich das zum ersten Mal sah, sprang ich vor Angst auf den Schoß meiner Mutter. Später schaute ich fasziniert zu, wie Du immer wieder jemand anderes wurdest.

Es musste erst Dein 70. Geburtstag verstreichen, bis ich Deine Kunst und auch Deine Position wirklich begreifen konnte. Ich war kein kleines, pummeliges, freches Kind mehr. Fan, Liebhaber und Verehrer von Dir, ja, das war ich unbedingt. Und 1993 duftete ich Dich nun vor, neben und hinter der Kamera wiedersehen. Was für ein großartiges Erlebnis!

Mein lieber Vicco, es gibt so viel, was Dich einzigartig gemacht hat. An vielem können sich heutige Generationen noch ein Beispiel nehmen. Du hast auf den Punkt gearbeitet. Bei allem.

Körperhaltung, Mimik, Bewegungsablauf, Stimme und Tonalität, Beleuchtung und noch so vieles mehr musste immer genau passen. Die Tage mit Dir waren hart, spannend und vor allem unendlich lehrreich. Wenn ich es nur noch einmal erleben könnte, die vielen Szenen – tausende dieser perfekten Worte!

Die Klassiker der deutschen Gesellschaft hast Du ehrlich und genial, aber nie herablassend herausgearbeitet. Unvergessen dargestellt, so wunderbar, perfekt in einer – natürlich – völlig inszenierten Komik.



Foto: alpa - Fotoreport

Die furchtbar kritische Vielfältigkeit Deiner Beobachtungen und die daraus entstehende Kreativität trieb Deine Arbeit zur absoluten künstlerischen Perfektion. Dein sozial-polit-kritisches Verhalten machte Dich zum Größten unter allen intellektuellen Künstlern. Wir alle lernten und lernen von Dir. Du bist ein Weltkulturerbe – ein Urvater des intelligenten Humors.

Leider hast auch Du, bei dem immer alles so genau geplant war – wie bei meiner Film-Mama, der geliebten Evelyn Hamann –, diesmal nicht den richtigen Zeitpunkt gefunden.

Du, mein lieber Opa Lorient, lebst für mich immer weiter.

Dein fantastischer Humor ist und bleibt unvergessen. Es war wohl eine Eigenschaft Deines Herzens, mit diesem unvergleichbaren Lächeln Deiner Augen Menschen zu verzaubern.

Ja, wenn so etwas jemand konnte, dann warst Du es.

In großer Dankbarkeit,
Dein Enkelkind Dicki Hoppenstedt.

Katja Bogdanski

Katja Bogdanski, geboren 1971 in Bremen, wurde bekannt durch ihre Rolle als Dicki Hoppenstedt an der Seite von Vicco von Bülow und Evelyn Hamann in der Reihe „Weihnachten bei Hoppenstedts“. Sie ist gelernte Parfümerie-Verkäuferin und Visagisten-Make-Up-Artistin. 2011 hat sie sich mit ihrer Trade-Sales-Consulting Agentur selbstständig gemacht.



Foto: Bakschas

sky

Sehen Sie die neuesten Blockbuster, bevor sie Klassiker werden.

Nur mit Sky sehen Sie die neuesten Blockbuster ein Jahr vor Free-TV-Ausstrahlung. Und das in brillantem HD und ohne Werbeunterbrechung, wenn es gerade spannend wird.
Ich seh was Besseres.

HD

sky cinema HD
Black Swan im März

sky cinema HD
Kokowääh im März

sky cinema HD
Pirates of the Caribbean – Fremde Gezeiten im April



Jetzt informieren:

sky.de oder 0180 5 51 00 55

€ 0,14/Min. aus dem dt. Festnetz, max. € 0,42/Min. aus dem Mobilfunknetz; powered by BT



FIKTION

Grimme
Preis
2012

Nominierungen im Überblick..... 45

Aus der Nominierungskommission Fiktion

Das TV-Kloster Grimme..... 48

Grimme-Preis Fiktion

Liebesjahre (ZDF)..... 50

Dreileben (ARD/BR/Degeto/WDR)..... 54

Ein guter Sommer (ARD/HR)..... 56

Die Hebamme – Auf Leben und Tod (ZDF/ORF)..... 58

Homevideo (ARTE/NDR/BR)..... 60

Aus der Jury Fiktion

Das Beste aus den Möglichkeiten..... 63

Film und

Medien NRW




Wettbewerb Information & Kultur
Holding Still
Regie: Florian Riegel
Produktion: KHM




Wettbewerb Information & Kultur
Auf der Suche nach Peter Hartz
Regie: Lutz Hachmeister
Produktion: ECO Media TV-Produktion

Grimme Nominierungen made in NRW



Wettbewerb Information & Kultur
Mein Leben mit Carlos
Regie: Germán Berger-Hertz
Produktion: Gebrueder Beetz Filmproduktion

Film- und Medienstiftung NRW GmbH
Kaistraße 14, 40221 Düsseldorf, Germany
phone +49 211 930500, fax +49 211 930505
www.filmstiftung.de



Wettbewerb Fiktion
In den besten Jahren
Regie: Hartmut Schoen
Produktion: CineCentrum

Die Nominierungen zum Grimme-Preis 2012

FIKTION: FERNSEHSPIEL / TV-MOVIE

Tatort: Das Dorf (ARD/HR)

Kommissar Felix Murot sieht nach dem Tatortbesuch den vermeintlich Toten quicklebendig. Ist das ein weiterer Streich seines Tumors?

Produktion: HR; Buch: Daniel Nocke; Regie: Justus von Dohnányi; Kamera: Carl-Friedrich Koschnick; Schnitt: Ulrike Hano; Ton: Peter Senkel; Musik: Stefan Will; Darstellung: Ulrich Tukur, Thomas Thieme, Claudia Michelsen, Barbara Philipp, Tobias Langhoff, David Striesow, Alice und Ellen Kessler, Antoine Monot Jr., Markus Hering, Sylvester Groth; Redaktion: Liane Jessen, Jörg Himstedt; Erstaussstrahlung: Das Erste, Sonntag, 04.12.2011, 20.15 Uhr; Sendelänge: 89 Minuten

Die letzte Spur – Alexandra, 17 Jahre (Sat.1/ORF)

Alexandra verschwindet spurlos. Ihre Eltern schalten die Polizei ein. Dabei kommen immer mehr Fakten ans Tageslicht, die Alexandra in ganz neuem Licht zeigen...

Produktion: MR Filmproduktionsgesellschaft; Buch: Agnes Pluch, Andreas Prochaska; Regie: Andreas Prochaska; Kamera: David Slama; Schnitt: Daniel Prochaska; Ton: Thomas Szabolcs; Darstellung: R. Müller, A.-K. Kramer, H. Prinz, J. Koschitz, E. Steinhauer, J. Dümcke, C. Hümer, E. Schüle; Redaktion: Jochen Ketschau (Sat.1), Klaus Lintschinger (ORF); Erstaussstrahlung: Sat1, Dienstag, 27.09.2011, 20.15 Uhr; Sendelänge: 128 Minuten

Es ist nicht vorbei (ARD/SWR/rbb)

Ihre Haftzeit nach der gescheiterten Flucht aus der DDR hat Carola Weber tief in sich vergraben: Bis sie glaubt, einem ihrer Peiniger aus dem Frauengefängnis Hoheneck gegenüberzustehen.

Produktion: Studio Hamburg Filmproduktion; Buch: Kristin Derfler, Clemens Murath; Regie: Franziska Meletzky; Kamera: Eeva Fleig; Schnitt: Jürgen Winkelblech; Ton: Ben Krüger; Musik: Johannes Kobilke; Darstellung: Anja Kling, Ulrich Noethen, Tobias Oertel, Melika Fotoutan, Merle Juschka, Kirsten Block, Marie Gruber, Catherine Bode, Peter Fieseler, Rosa Enskat; Redaktion: Michael Schmidl, Manfred Hattendorf; Erstaussstrahlung: Das Erste, Mittwoch, 09.11.2011, 20.15 Uhr; Sendelänge: 90 Minuten

Die Hebamme – Auf Leben und Tod (ZDF/ORF)

Rosa Koelbl verdient sich ihren Lebensunterhalt als Hebamme. Als ihre Schwester unehelich schwanger wird, flieht Rosa mit ihr in die Stadt. Dort findet sie eine Anstellung in der Gebärnastalt des Medizinalrates Jakob Aigner.

Produktion: Roxy Film in Koproduktion mit ZDF, SK Film, ORF; Buch: Peter Probst nach einer Vorlage von Monika Bittl; Regie: Dagmar Hirtz; Bildgestaltung: Jo Heim; Schnitt: Nicola Undritz; Musik: Gerd Baumann, Gregor Hübner; Ton: Oliver Jergis; Darstellung: Brigitte Hobmeier, Mišel Matičević, Pippa Galli, August Zirner, Karl Fischer, Anna Maria Sturm, Amelie Kiefer, Maria Hofstätter, Johanna Bittenbinder; Redaktion: Anja Helming-Grob; Erstaussstrahlung: ZDF, Montag, 09.05.2011, 20.15 Uhr; Sendelänge: 90 Minuten

Ein guter Sommer (ARD/HR)

Reisebusfahrer Andi möchte sich umbringen, Putzkraft Frieder wird zum Witwer und Hanna ist wieder Single. Der Zufall will es, dass die drei sich kennenlernen.

Produktion: HR; Buch: Edward Berger, Michael Schenk; Regie: Edward Berger; Kamera: Armin Alker; Schnitt: Stefan Blau; Ton: Majid Sarafi; Musik: Julian Maas, Christoph M. Kaiser; Darstellung: Andreas Schmidt, Jördis Triebel, David Striesow, Michael Schenk, Nicole Marischka, Arved Birnbaum; Redaktion: Jörg Himstedt; Erstaussstrahlung: Das Erste, Mittwoch, 29.06.2011, 20.15 Uhr; Sendelänge: 90 Minuten

Hand in Hand (ZDF)

Eine Geigenvirtuosin muss wegen einer Erkrankung ihre Karriere beenden. Nach der gelungenen Operation wird die Geigerin jedoch nie mehr ihre alte künstlerische Kraft wiedererlangen.

Produktion: Novafilm Berlin; Buch: Justus Pfaue; Regie: Thomas Berger; Kamera: Gunnar Fuß; Schnitt: Ute Astrid Rall; Ton: Michael Junge; Musik: Dieter Schleip; Darstellung: C. Harfouch, M. Breitzkreis, Ch. Schorn, R. Hoppe, J. Heinrich, P. Besson; Redaktion: Pit Rampelt; Erstaussstrahlung: ZDF, Montag, 15.08.2011, 20.15 Uhr; Sendelänge: 89 Minuten

Polizeiruf 110: Cassandras Warnung (ARD/BR)

Gegen einen Polizisten zu ermitteln ist kein ein einfacher Start für den neuen Kommissar Hanns von Meuffels – er eckt überall an.

Produktion: Bavaria Fernsehproduktion; Buch: Günter Schütter; Regie: Dominik Graf; Kamera: Hanno Lentz; Schnitt: Ulla Möllinger; Ton: Frank Hoyer; Musik: Florian van Volxem, Sven Rossenbach; Darstellung: M. Brandt, R. Zehrfeld, A. Leiber, A. M. Sturm, T. van Dieken, P. Moog, S. Fuchs, S. L. Schmidbauer, D. Kunstmann, F. Münzer, L. Ristic, D. M. Müller, L. Baader, G. Wittmann, A. Heinzel; Erstaussstrahlung: Das Erste, Sonntag, 21.08.2011, 20.15 Uhr; Sendelänge: 90 Minuten

Der Brand (SWR)

Judith wird vergewaltigt. Sie erstattet Anzeige. Doch die zerstörerischen Folgen der Vergewaltigung drängen sukzessive in ihr Leben.

Produktion: Filmsyndikat Filmproduktion in Kooperation mit dem SWR; Buch: Johanna Stuttmann; Regie: Brigitte Maria Bertele; Kamera: Hans Fromm; Schnitt: Dominique Yvonne Geisler; Ton: Steffen Graubaum; Darstellung: Maja Schöne, Mark Wachke, Florian David Fitz, Wotan Wilke Möhring, Ursina Lardi; Redaktion: Stefanie Groß; Erstaussstrahlung: SWR, Mittwoch, 23.11.2011, 23.00 Uhr; Sendelänge: 97 Minuten

Kehrtwende (ARD/WDR)

Thomas Schäfer ist Gymnasiallehrer. Doch er steht unter Druck. Er fürchtet, den Erwartungen nicht gerecht zu werden. Deshalb wird Thomas zunehmend reizbar und aggressiv.

Produktion: Colonia Media; Buch: Johannes Rotter; Regie: Dror Zahavi; Kamera: Gunnar Fuß; Schnitt: Dora Vajda; Ton: Wolfgang Wirtz; Musik: Jörg Lemberg; Darstellung: Dietmar Bär, Inka Friedrich, Natalia Rudziewicz, Justus Kammerer, Nina Petri, Götz Schubert, Jörg Hartmann, Marie Anne Fliegel, Cornelia Schmaus, Marcus Scheumann; Redaktion: Anke Krause, Götz Schmedes (WDR); Erstaussstrahlung: Das Erste, Mittwoch, 13.04.2011, 20.15 Uhr; Sendelänge: 90 Minuten

Tatort: Ausgelöscht (ARD/rbb/ORF)

Ein Arztbesuch führt Moritz Eisner direkt zu einem Mord.

Produktion: SUPERFILM Filmproduktions GmbH; Buch: Uli Brée; Regie: Harald Sicheritz; Kamera: Thomas Kiennast; Schnitt: Ingrid Koller; Ton: Walter Amann; Musik: Lothar Scherpe; Darstellung: Harald Krassnitzer, Adele Neuhauser, Galabova Dessi Urumova, Tanja Raunig, Simon Schwarz, Hubert Kramar; Erstaussstrahlung: Das Erste, Sonntag, 29.05.2011, 20.15 Uhr; Sendelänge: 90 Minuten

Das große Comeback (ZDF)

Schlagersänger Hansi Haller versucht ein Comeback in einer Private-Life-Dokusoap.

Produktion: Sony Pictures, Film- und Fernseh-Produktions GmbH; Buch: Mark Werner; Regie: Tomy Wigand; Kamera: Egon Werdin; Schnitt: Christian Nauheimer; Ton: Georg Schildhauer; Musik: Monobeat Wolfgang Glum, Warner Poland; Darstellung: U. Ochsenknecht, A. Sawatzki, V. Niehaus, A. Lewald, F. Traub, M. Brandner, K. Wecker, D. Walda, L. Lansink, H. Schafmeister, M. Armknecht; Redaktion: Elke Müller; Erstaussstrahlung: ZDF, Donnerstag, 13.10.2011, 20.15 Uhr; Sendelänge: 90 Minuten

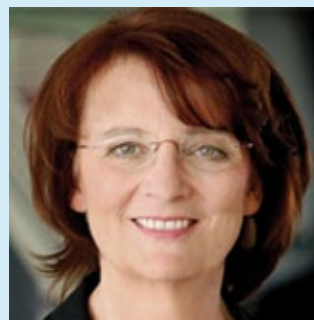
In den besten Jahren (ARD/WDR)

Nach dem gewaltsamen Tod von Erikas Mann ist sie traumatisiert: Der Mörder wurde aufgrund der Kronzeugenregelung nie verurteilt.

Produktion: CineCentrum; Buch/Regie: Hartmut Schoen; Kamera: Bernhard Keller; Schnitt: Vessela Martschewski; Ton: Andreas Wölki; Darstellung: S. Berger, M. Brand, B. Klaußner, F. Eitner, M. Koeberlin, E. Schwiars; Redaktion: Michael André (WDR); Erstaussstrahlung: Das Erste, Mittwoch, 14.12.2011, 20.15 Uhr; Sendelänge: 88 Min.

„epd medien ist für mich ein sachkundiger Begleiter durch den Mediendschungel. Mal mit Kompass, mal mit Machete.“

Dagmar Reim (RBB-Intendantin)



epd medien – wir schärfen den Blick

- Wöchentlich mit über 2.000 Seiten pro Jahr. Montags bis freitags als elektronischer Tagesdienst. Seit über 60 Jahren.
- Kein anderer Informationsdienst berichtet so aktuell und ausführlich über Medienpolitik, Medienwirtschaft, Medienrecht und Programmentwicklungen.
- epd medien: unverzichtbar für Entscheider, Macher und Medienbeobachter.



www.epd-medien

Tatort: Der Tote im Nachtzug (ARD/HR)

Conny Mey wird frühmorgens zum Bahnhof beordert. Im Nachtzug aus Warschau wurde eine blutüberströmte Leiche mit Schusswunde gefunden, ein Verdächtiger ist beim Eintreffen der Polizei geflohen.

Produktion: HR; Buch/ Regie: Lars Kraume; Kamera: Armin Alker; Schnitt: Silke Franken; Ton: Majid Sarafi; Musik: Christoph M. Kaiser, Julian Maas; Darstellung: Nina Kunzendorf, Joachim Król, Benno Fürmann, Inka Friedrich, Jevgenij Sitochin, Arnd Klawitter, Gerd Wameling; Redaktion: Liane Jessen, Lili Kobbe; Erstausstrahlung: Das Erste, Sonntag, 20.11.2011, 20.15 Uhr; Sendelänge: 90 Minuten

Liebesjahre (ZDF)

Ein geschiedenes Paar trifft nach Jahren wieder aufeinander, um das frühere gemeinsame Zuhause an der Nordsee zu verkaufen.

Produktion: MOOVIE - the art of entertainment; Buch: Magnus Vattrodt; Regie: Matti Geschonneck; Kamera: Carl-Friedrich Koschnick; Schnitt: Karola Mittelstädt; Darstellung: Iris Berben, Peter Simonischek, Nina Kunzendorf, Axel Milberg; Redaktion: Daniel Blum; Erstausstrahlung: Donnerstag, 05.12.2011, 20.15 Uhr; Sendelänge: 90 Minuten

66/67 – Fairplay war gestern (ARTE/ZDF)

Sechs Fans von Eintracht Braunschweig, fürchten den Abstieg. Doch plötzlich steht ihr ganzes bisherige Leben auf dem Spiel.

Produktion: Frisbeefilms, jetfilm in Koproduktion mit ZDF/Das kleine Fernsehspiel in Zusammenarbeit mit ARTE; Buch: Carsten Ludwig; Regie: Carsten Ludwig, Jan Christoph Glaser; Kamera: Ngo The Chau; Schnitt: Sarah J. Levine; Ton: Jacob Ilgner; Musik: Dirk Dresselhaus/Schneider TM; Darstellung: F. Hinrichs, Ch. Bach, M. Foroutan, M. Mehmet, F. Ogün Yardim, Ch. Ahlers, A. Manthei, B. Schütz; u.v.a.; Redaktion: Burkhard Althoff (ZDF/DKF), Doris Hepp (ZDF/ARTE), Georg Steinert (ARTE); Erstausstrahlung: ZDF, Samstag, 29.01.2011, 22.00 Uhr; Sendelänge: 107 Minuten

Homevideo (ARTE/NDR/BR)

Jakob filmt mit seiner Videokamera alles, was ihn bewegt. Als ein ihn kompromittierender Film in die Hände seiner Mitschüler gerät, wird Jakob einer Mobbingkampagne ausgesetzt.

Produktion: teamWorx; Buch: Jan Braren; Regie: Kilian Riedhof; Kamera: Benedict Neuenfels; Schnitt: Benjamin Hembus; Ton: Michael Kunz; Musik: Peter Hinderthür; Darstellung: Jonas Nay, Wotan Wilke Möhring, Nicole Marischka, Sophia Boehme, Jannik Schümann, Tom Wolf, Petra Kelling, Sabine Timoteo, Hans Werner Meyer; Erstausstrahlung: ARTE, Freitag, 19.08.2011, 20.15 Uhr; Sendelänge: 89 Minuten

Nacht ohne Morgen (ARD/WDR)

Götz George spielt einen kranken Staatsanwalt, der kurz vor seinem Lebensende einen ungelösten Mordfall aufklären will.

Produktion: Colonia Media; Buch: Karl-Heinz Käfer; Regie: Andreas Kleinert; Kamera: Johann Feindt; Schnitt: Giesela Zick; Ton: Peter Schmidt; Musik: Daniel Dickmeis; Darstellung: G. George, F. Haberlandt, B. Sukowa und J. Willems; Redaktion: Götz Schmedes; Erstausstrahlung: Das Erste, Mittwoch, 30.11.2011, 20.15 Uhr; Sendelänge: 89 Minuten

Es war einer von uns (ARTE/ZDF)

Johanna wacht nach einer Party orientierungslos in einem Park auf. Tatsache ist, dass sie Opfer einer Vergewaltigung wurde.

Produktion: Studio Hamburg FilmProduktion; Buch: Astrid Ströher; Regie: Kai Wessel; Kamera: Klaus Eichhammer; Schnitt: Tina Freitag; Musik: Martin Todsharow; Darstellung: M. Simon, A. Kling, D. Striesow, P. Heyn, A. Bousdoukos, H.-J. Wagner, J. Gastdorf, H. Grass, M. Kroymann; Redaktion: Caroline von Senden (ZDF); Erstausstrahlung: ARTE, Freitag, 28.01.2011, 20.15 Uhr; Sendelänge: 89 Minuten

FIKTION: SERIEN & MEHRTEILER**Ijon Tichy: Raumpilot (ZDFneo/ZDF)**

Raumpilot Ijon Tichy muss er sich plötzlich einem existenziellen Problem stellen

Produktion: Kosmische Kollegen, Sabotage Films; Buch: Oliver Jahn, Randa Chahoud, Dennis Jacobsen; Regie: Oliver Jahn, Randa Chahoud, Dennis Jacobsen; Kamera: Randa Chahoud; Schnitt: Sylvain Coutandin; Musik: Eike Ebbel Groenewold; Darstellung: Oliver

Jahn, N. Tschirner, J. Mixsa, P. Princz, G. L. Naumann, F.n Busch, C.-O. Rudolph, R. Menzel; Redaktion: Alexander Bickel (ZDF); Erstausstrahlung: ZDFneo, ab Freitag 04.11.2011, jew. Fr., 21.00 / 21.05 / 21.25 / 21.30 Uhr; Sendelänge: je 24 Minuten

Verschollen am Kap (ZDF)

Karla verachtet die Arbeit ihres Vaters und reist nach Südafrika. Sie verliebt sich in Jonah Maduna. Ihr Glück ist von kurzer Dauer.

Produktion: TV60Filmproduktion; Buch: Christian Jeltsch; Regie: Andreas Senn; Kamera: Holly Fink; Schnitt: Horst Reiter, Dirk Grau; Ton: Raoul Grass; Musik: Martin Todsharow; Darstellung: Barbara Auer, Heino Ferch, Nadja Bobyleva, Jesper Christensen, Tony Kgoroge, Wayne Harrison, Hans-Jörg Assmann, Stephan Kampwirth, Nele Mueller-Stöfen, Kevin Otto, Jacques Theron, Mary Makhatho, Julia Blankenburg, Roxanna Prentice; Redaktion: Pit Rampelt; Erstausstrahlung: ZDF, ab 14.11.2011 und 17.11.2011, 20.15 Uhr; Sendelänge: 88 Minuten und 89 Minuten

FIKTION: NACHNOMINIERUNGEN**Die Lehrerin (ARTE/ZDF)**

Ein ehemaliger Schüler schießt auf die beliebte Lehrerin Katja, die daraufhin ins Koma fällt. Nach Schock und Besinnung betreten Schüler und Lehrer wieder die Schule. Doch wie geht es nun weiter?

Produktion: Network Movie; Buch: Laila Stieler; Regie: Tim Trageser; Kamera: Eckhard Jansen; Schnitt: Gisela Castronari; Ton: Peter Schmidt; Musik: Andreas Weidinger; Darstellung: A. Loos, M. Becker, A. Prah, R. Kunze-Libnow, Ch. Grosse; Redaktion: Pit Rampelt; Erstausstrahlung: ARTE, Freitag, 26.08.11, 20.15 Uhr; Sendelänge: 90 Minuten

Salami Aleikum (ZDFneo/ZDF)

Ein Perser strandet in der ostdeutschen Provinz und verliebt sich in eine Automechanikerin. Dabei verstrickt er sich in die größte Lüge seines Lebens.

Produktion: Dreamer Joint Venture, ZDF Das kleine Fernsehspiel; Buch: Arne Nolting, Ali Samadi Ahadi; Regie: Ali Samadi Ahadi; Kamera: Bernhard Jasper; Schnitt: Dirk Grau; Ton: Jörg Höhne; Darstellung: Navid Akhavan, Anna Böger, Michael Niavarani, Proschat Madani, Wolfgang Stumph, Eva-Maria Radoy, u.v.a.; Redaktion: Christian Cloos (ZDF); Erstausstrahlung: ZDFneo, Freitag, 15.7.11, 21.45 Uhr; Sendelänge: 89 Minuten

FIKTION: SPEZIAL**Anneke Kim Sarnau und Charly Hübner**

als Ermittlerduo in den Polizeirufen 110 „Feindbild“ und „... und raus bist du“ (ARD/NDR)

Dominik Graf, Christoph Hochhäusler und Christian Petzold

für die Idee, Konzeption und Umsetzung des Formats „Dreileben“ (ARD/BR/Degeto/WDR)

Burkhard Althoff (Redaktion Das kleine Fernsehspiel) und Milena Bonse (Zentralredaktion Neue Medien)

für das crossmediale Projekt „Wer rettet Dina Foxx?“ (ZDF)

FIKTION: PREISTRÄGER**Liebesjahre (ZDF)**

ausführlich ab Seite 50

Dreileben (ARD/BR/Degeto/WDR)

ausführlich ab Seite 54

Ein guter Sommer (ARD/HR)

ausführlich ab Seite 56

Die Hebamme – Auf Leben und Tod (ZDF/ORF)

ausführlich ab Seite 58

Homevideo (ARTE/NDR/BR)

ausführlich ab Seite 60

Das TV-Kloster Grimme

Aus der Nominierungskommission Fiktion

| von Annika Sehl

Eintritt ins TV-Kloster Grimme: Dienstag, 06. September 2011, 14 Uhr. Dauer der filmischen Reflexionstage: dreimal fast eine Woche. Mitglieder in der Nominierungskommission Fiktion: 7. Gesichtete Einzelstücke und Serien: über 200.

Hinter den Mauern/Fenstern des Grimme-Instituts folgt das Leben eines Nominierungskommissionsmitglieds in dieser Zeit einem durchgeplanten Ablauf. Von 9.30 Uhr bis etwa 22 Uhr werden Filme gesichtet, nach immer gleichem Ritual. Auf harten Stühlen sitzend, konzentriert und schweigend und meist etwa eine Viertelstunde pro Stück. Ein Krimi mit brutalem Serienmord oder ein Film mit leidenschaftlicher Sexszene schon nach dem ersten Kaffee inklusive. Danach Diskussion, erste Abstimmung – und weiter zum nächsten Film.

Mal wird schnell abgestimmt, dann wieder lange hin und her diskutiert. Häufig sind sich alle einig, manchmal gibt es Für- und Widersprecher. Gelegentlich hart in der Sache geführt, bleibt die Kommunikation aber immer eins: argumentativ statt rein von persönlichem Geschmack geprägt und respektvoll untereinander. Beruflich bedingt kommen immer wieder unterschiedliche Blickwinkel und Schwerpunkte auf. Denn unsere Gruppe ist breit besetzt – von beruflichen Fernsehkritikern, die wirklich jeden Film und jede Serie des Jahres schon ganz gesehen haben, den Gesamtüberblick haben, über Vertreter der Volkshochschulen, für die Bildung auch im TV kein Fremdwort ist, bis hin zu Leuten wie mir, die sich wissenschaftlich mit dem Fernsehen beschäftigen. Das macht Diskussionen nicht immer leichtgängig, aber das Ergebnis unterm Strich sicher besser.

Gegen Mittag unterbricht eine Pause das fast meditative Sichten und leidenschaftliche Diskutieren. Manche spazieren dann um den kleinen

Auffällig waren im vergangenen Jahr viele neue und starke Ermittler-Teams, sowohl im „Tatort“ (Frankfurt, Wien, Kiel) als auch im „Polizeiruf 110“ (München und Brandenburg).

See nahe des Grimme-Instituts, in gebührendem Abstand zueinander versteht sich, und nutzen die seltene Möglichkeit, mittels Mobiltelefon Kontakt zur Außenwelt aufzunehmen. Andere ziehen sich ins Hotel zurück, um ihre vom Fernsehen träge gewordenen Körper mit einer Runde im Schwimmbad oder beim Joggen wieder fit zu machen. Vielleicht aber auch, um den gar nicht so asketischen Sahnetorten, die am Nachmittag warten, oder dem reichlichen Abendessen etwas entgegenzusetzen. Das sind dann neben dem weiteren Sichten nämlich die einzigen Programmpunkte für den restlichen Tag.

So geht es Tag um Tag, fast eine ganze Woche. Im September, im November, im Januar. Das Gefühl nach der letzten eingeschobenen DVD: Man hat einen guten Überblick über das gesamte Fernsehjahr gewonnen. Das Fazit der Nominierungskommission Fiktion fällt insgesamt positiv aus. 2011 war ein gutes Fernsehjahr in der Fiktion mit einer großen Vielfalt an Genres und Themen, unterschiedlichsten Handschriften und vor allem in der Spitzengruppe durchweg einer sehr hohen Qualität. Zu bemängeln waren lediglich das Niveau und die geringe Innovationskraft bei den Serien und Mehrteilern. Am Ende gab es in dem Bereich nur zwei Nominierungen, für die Science-Fiction-Serie „Ijon Tichy: Raumpilot“ (ZDFneo/ZDF) und den Mehrteiler „Verschollen am Kap“ (ZDF).

Ein gutes Fernsehjahr in der Fiktion

Die öffentlich-rechtlichen Sender haben, wie auch in den Vorjahren, bei den Nominierungen am Ende die Nase klar vorn. Lediglich die Sat.1-Produktion „Die letzte Spur – Alexandra, 17 Jahre“ des österreichischen Top-Regisseurs Andreas Prochaska wird als Vorschlag an die Jury weitergegeben. Bei den Machern sind viele der üblichen Verdächtigen dabei: Matti Geschonneck, Dominik Graf, Andreas Kleinert, Lars Kraume, Hartmut Schoen oder Kai Wessel.

Auffällig waren im vergangenen Jahr viele neue und starke Ermittler-Teams, sowohl im „Tatort“ (Frankfurt, Wien, Kiel) als auch im „Polizeiruf 110“ (München und Brandenburg). Hier hatte die Nominierungskommission die Qual der Wahl: Am Ende setzten sich zweimal der Hessische Rundfunk und einmal die Wiener durch. Dabei machen die neuen Ermittler einiges anders als bisher. Bei den neuen Frankfurter „Tatort“-Ermittlern Nina Kunzendorf und Joachim Król beispielsweise treffen Vitalität, Schlagfertigkeit und viel Sexappeal der jungen und unbedarften Conny Mey auf einen etwas verschrobenen Hauptkommissar Frank Steiner. Auch in Wien arbeitet sich ein ungleiches Paar aneinander ab (Adele Neuhauser und Harald Krassnitzer), natürlich nicht, ohne dass viel Wiener Schmääh dazukommt. In positivem Sinn aus der Reihe fällt der zweite hessische „Tatort“ mit Ulrich Tukur. In bester Edgar-Wallace-Manier umgesetzt, ist er ein Muss für jeden Film-Fan.

Viel mediale Aufmerksamkeit hatte der „Polizeiruf 110“ mit dem neuen Münchner Kommissar Hanns von Meuffels (Matthias Brandt) erfahren. Die erste Folge „Cassandras Warnung“, in der er gegen einen Kollegen ermittelt, konnte sich in der Nominierungskommission knapp gegen die zweite Folge durchsetzen. Die persönliche Leistung des „Polizeiruf 110“-Ermittlerduos Anneke Kim Sarnau und Charlie Hübner aus Rostock brachte ihnen einer Nominierung in der Kategorie Spezial ein.



Foto: HR / Johannes Kriegl



Foto: BR / Hans Fromm



Foto: ZDF / Rainer Bajo

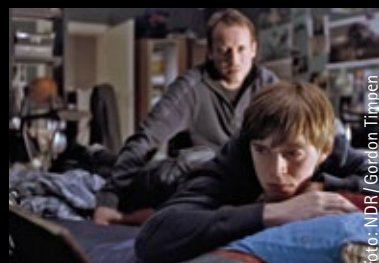


Foto: NDR / Gordon Timpen

Doch das gesichtete und nominierte Spektrum umfasste weit mehr als nur Krimis. Zu nennen ist hier beispielsweise die kurzweilige Komödie „Das große Comeback“. Ein abgehalfterter Schlagerstar (Uwe Ochsenknecht) versucht sein Comeback in einer Doku-Soap, die ist gleichzeitig auch die letzte Chance für eine ebenso abgeschriebene Boulevard-Journalistin (Andrea Sawatzki). Oder das historische Drama „Die Hebamme“, das eine Hebamme anno 1813 im Widerstreit mit Kirche und Schulmedizin zeigt. Eine schauspielerisch überzeugende Brigitte Hobmeier als Hebamme Rosa Koelbl, gepaart mit viel Sinn für Ästhetik in der Ausstattung und in der Kameraarbeit, machen den Film zu einem optischen Genuss. Aber es bleibt nicht bei Ästhetik als bloßem Selbstzweck, „Die Hebamme“ vermittelt viel über die damalige Zeit.

Das Spektrum geht weit über Krimis hinaus

An der Spitze der zeitgeschichtlichen Stücke steht sicherlich der viel diskutierte Film „Homevideo“. Ein Film über Cyber-Mobbing, erzählt ohne moralischen Zeigefinger, sondern schonungslos aus der Perspektive des Opfers und auf diese Weise noch viel eindringlicher. An Einzelstücken zu lebensnahen und gesellschaftlich relevanten Themen wären

An der Spitze der zeitgeschichtlichen Stücke steht sicherlich der viel diskutierte Film „Homevideo“.

noch eine ganze Reihe mehr zu nennen, beispielsweise über häusliche Gewalt („Kehrtwende“), gewaltbereite Fußballfans („66/67-Fairplay war gestern“) oder Vergewaltigung („Der Brand“, „Er war einer von uns“).

Zwei Filme wagen, vom Heute ausgehend, den Blick zurück in die deutsche Geschichte: „Es ist nicht vorbei“ erzählt die Geschichte der misshandelten Frauen im DDR-Gefängnis Hoheneck – und zeigt, wie diese Erfahrungen noch Jahrzehnte später Menschen prägen können. Ebenso nicht zur Ruhe kommt die von Senta Berger gespielte Witwe eines RAF-Opfers in „In den besten Jahren“. Nach einer Reihe von RAF-Filmen liegt der Verdienst des Films unter anderem auch darin, eben genau diese Opferperspektive zu wählen.



Ein optischer Genuss: „Die Hebamme – Auf Leben und Tod“

Gemeinsam ist den aufgezählten Filmen, dass sie das Potenzial haben, gesellschaftliche Diskurse zu initiieren – und das auch schon getan haben. Was man vielleicht zunächst in der Information oder Dokumentation verortet, kann auch in der Fiktion erfolgreiche sein und gerade hier dank bekannter Schauspieler ein großes Publikum erreichen. In der Nominierungskommission selbst hat es jedenfalls bei guten Filmen funktioniert. Auch dann, wenn es schon der zehnte Film am Tag war oder der vierte Tag in der Woche im TV-Kloster Grimme.

Annika Sehl

Annika Sehl, Jahrgang 1981, studierte Journalistik an der Technischen Universität Dortmund und an der Universität Göteborg. Sie volontierte beim Nachrichtensender N24 in Berlin, Hamburg und München. Derzeit ist sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Journalistik der TU Dortmund beschäftigt.



Foto: Sehl



Nominierungskommission Fiktion

Von links nach rechts

Barbara Sichtermann, Regina Reddig, Holger Kühne, Volker Bergmeister, Heike Heinrich, Rainer Tittelbach, Annika Sehl

Grimme-Preis | Fiktion

Liebesjahre

ZDF

Produktion: MOOVIE – the art of entertainment



Foto: ZDF / Rainer Balo

FIKTION

Produktion: MOOVIE - the art of entertainment

Federführender Sender: ZDF

Buch: Magnus Vattrodt

Regie: Matti Geschonneck

Kamera: Carl-Friedrich Koschnick

Schnitt: Karola Mittelstädt

Ton: Andy Walther, Maj-Linn Preiss

Musik: Florian Tessloff

Darstellung: Iris Berben, Peter Simonischek, Nina Kunzendorf, Axel Milberg

Redaktion: Daniel Blum

Erstausstrahlung: ZDF, Montag, 05.12.2011, 20.15 Uhr

Sendelänge: 90 Minuten

Im Angesicht des Verbrechens

Die Möbel sind abgedeckt, die Stühle stehen auf dem Esstisch. Mehr als zehn Jahre ist das alte Landhaus in Holstein nicht mehr bewohnt. Davor lebten Vera und Uli mit den gemeinsamen Kindern fast 22 Jahre in den vier Wänden. Die beiden, inzwischen geschieden und mit neuen Partnern zusammen, haben sich seit langer Zeit nicht mehr gesehen. Nun treffen sie noch einmal aufeinander, denn Vera will das Haus verkaufen. Auf viel Gegenliebe stößt diese Entscheidung bei Uli nicht. Er wirft ihr vor, sich nur aus finanziellen Motiven von der gemeinsamen Vergangenheit trennen zu wollen. In der Tat verstecken sich hinter jeder Ecke viele Erinnerungen, jedes Möbelstück hat eine Geschichte. „Viel gefährlicher als jeder Aufbruch ist die Rückkehr“, erzählt Vera zu Beginn. „Du wirst nur finden, was du verloren hast.“ Als wäre die Situation für beide nicht schon schwer genug, kommt hinzu, dass auch Ulis neue Frau, Johanna, beim Verkauf dabei ist. Auch als Veras neuer Partner, Darius, vorbeischaud, um sie moralisch zu unterstützen, wird es nicht einfacher. Trotz aller Vorwürfe, Provokationen und Beleidigungen - zwischen Vera und Uli besteht immer noch eine Bande. So wird das Treffen für beide eine Reise in die gemeinsame Vergangenheit. Als Darius durch Zufall herausfindet, dass Vera in den vergangenen Jahren das verlassene Haus gelegentlich aufgesucht hat, eröffnet sie Uli ihr wahres Motiv für den Hausverkauf und ihre zunehmende Zurückgezogenheit: Vera ist todkrank. Seit ihrer Diagnose denkt sie an die schönen Zeiten ihrer gemeinsamen Ehe und lässt Uli noch einmal ganz nah an sich heran. „Danke für deine Zeit“, sagt sie. „Ich bin müde.“

**Grimme-Preis
an**

Magnus Vattrodt

(Buch)

Matti Geschonneck

(Regie)

Iris Berben, Peter Simonischek, Nina Kunzendorf, Axel Milberg

(Darstellung)

für
Liebesjahre

(ZDF)

Produktion: MOOVIE – the art of entertainment

BEGRÜNDUNG DER JURY:

Alten Resten eine Chance? Vera (Iris Berben) und Uli (Peter Simonischek) räumen das Haus aus, das sie ihr Eheleben lang bewohnten und als Geschiedene jahrelang nicht verkauft haben. Jetzt ist es so weit. Ein Abend noch und eine Nacht, die Käufer stehen vor der Tür. Uli ist mit dem Möbelwagen gekommen. Er will alles mitnehmen, was Vera stehenlassen würde. Vera geht mit einem Blatt Papier in der Hand durchs Haus, wirft in die verlassenen Zimmer kühle Blicke, als wäre sie die Maklerin. Kurz ist die Liste der Gegenstände, die sie für ihre Töchter retten soll. Alles so schön geplant. Männlich-sentimental, weiblich-geschäftsmäßig. Alles kommt anders.

Ein klassisches Kammerspiel. Man könnte es auch auf die Bühne bringen. Magnus Vattrodt hat ein bewundernswert dichtes Drehbuch geschrieben. Der einzelne Satz erhält einen im Redundanzmedium Fernsehen ganz ungewöhnlichen Resonanzraum. Lauter letzte Worte werfen die Akteure einander an den Kopf. Sie wollen die Sache zum Abschluss bringen und setzen dadurch die Dinge in Bewegung. Die Handlung ist tragisch, im förmlichen und im alltäglichen Sinne. Jeder Beteiligte sieht am Ende der Wahrheit über die eigene Person ins Auge.

Die Kammer in diesem Spiel, der Ort der Wahrheit, ist das Haus. Auf der Bühne müsste man es nachbauen, als Vorbedeutungsgerüst in den Raum stellen. Im Film steht es da. Es wird nicht pathetisch in Szene gesetzt, nicht in nostalgisches Licht getaucht. Keine Rückblenden. Auf das vergangene Glück verweist nur noch ein Abbild des Hauses, ein graues Foto. Der Verzicht auf filmische Tricks trägt zur Qualität des Films bei. Konzentration ist die Handschrift des Regisseurs Matti Geschonneck. Symbole werden mit Dezens eingesetzt. Sie sollen sich nicht abnutzen. Uli ist Architekt. Mit seiner zweiten Frau Johanna (Nina Kunzendorf) hat er sich etwas Neues aufgebaut. Die Fassade bröckelt schnell.

Veras Freund Darius (Axel Milberg) kommt vom Theater. Er gibt zunächst den Schalk und wird zwangsläufig hineingezogen in ein Drama, das Publikum braucht. Gefühle wollen artikuliert werden, daher ist der Dritte immer schon im Haus gewesen. Das mag die Wahrheit dieses Films über die Ehe sein.

Magnus Vattrodt

Geboren wurde Magnus Vattrodt 1972 in Karlsruhe. Er studierte am Institut für angewandte Theaterwissenschaft der Universität Gießen und absolvierte das Autorenprogramm an der ifs in Köln. Neben „Liebesjahre“, der 2012 bereits die Goldene Kamera gewann, zeichnet er für mehrere „Tatort“-Folgen verantwortlich sowie für die Produktionen „Das Ende einer Nacht“ und „Der Novembermann“, welcher auf mehreren Festivals gezeigt wurde und den Filmkunstpreis für Fernsehen gewann. Darüber hinaus hat Vattrodt den Roman „Magnusspiele“ verfasst. Er lebt mit seiner Familie in Köln.



Foto: Falko Wenzel

Matti Geschonneck

Matti Geschonneck, geboren 1952 in Potsdam, studierte Regie am Eisenstein-Institut in Moskau. Er verließ 1978 die DDR, arbeitete als Regieassistent, unter anderem bei Thomas Langhoff und Eberhard Fechner. Seit 1990 arbeitet er als Regisseur. Neben zahlreichen „Tatort“- und „Polizeiruf“-Folgen entstanden unter anderem „Angst hat eine kalte Hand“, „Silberhochzeit“ sowie „Duell in der Nacht“. Geschonneck wurde mehrfach ausgezeichnet, darunter 2006 mit dem Grimme-Preis für „Die Nachrichten“ und in diesem Jahr mit der Goldenen Kamera für „Liebesjahre“.



Foto: MOOVIE/ZDF

Iris Berben

Iris Berben, geboren 1950 in Detmold, gehört zu den vielseitigsten Schauspielerinnen Deutschlands. Ihr Leinwanddebüt gab sie 1968 im Film „Detektive“. Unter anderem wurde sie durch ihre Rollen in „Zwei himmlische Töchter“ und „Sketchup“ einem breiteren Publikum bekannt. Seit 1993 ist sie das Gesicht der ZDF-Reihe „Rosa Roth“. Viel Aufmerksamkeit erlangte Berben durch Filme wie „Die Buddenbrooks“, „Die Patriarchin“ oder „Krupp – eine deutsche Familie.“ Für ihre Leistungen wurde sie bereits vielfach ausgezeichnet. Viel beachtet ist auch ihr Engagement gegen Rechtsextremismus.



Foto: picture alliance/Malte Christians

„Der Grimme-Preis ist unter uns Künstlern der angesehenste und begehrteste Fernsehpreis, weil er unabhängig von einem Verlag oder einem Sponsor vergeben wird. Ich bin besonders stolz, dass ich den tollen Preis nun zum 2. Mal bekomme.“

Peter Simonischek

Peter Simonischek

Geboren wurde Peter Simonischek 1946 in Graz. Er stand bereits während seiner Ausbildung an der dortigen Kunstuniversität auf verschiedenen Bühnen in Österreich und Deutschland. Er gehörte über 20 Jahre dem Ensemble der Berliner Schaubühne an. Seit 1982 ist er regelmäßig bei den Salzburger Festspielen zu sehen. Seit mehr als zehn Jahren spielt er am Wiener Burgtheater. Er ist daneben auch im Fernsehen und Kino zu sehen, so unter anderem in „Der Berg“, „Herrenjahre“ oder „Gebürtig“. Für seine Leistungen in „Hierankl“ erhielt Simonischek 2006 bereits den Grimme-Preis.



Foto: Josef Gallauer



GRIMME-PREIS 2012 FÜR

LIEBESJAHRE

Wir gratulieren und danken allen Beteiligten
vor und hinter der Kamera sowie unserem Partner ZDF
zum Grimme-Preis 2012.

BUCH

MAGNUS VATTRODT

REGIE

MATTI GESCHONNECK

DARSTELLUNG

IRIS BERBEN

PETER SIMONISCHEK

NINA KUNZENDORF

AXEL MILBERG

MOOVIE
the art of entertainment

Constantin Film



Foto: ZDF / Rainer Bajo

Ein klassisches Kammerspiel: „Liebesjahre“

Grandios jedenfalls wird im Spiel der vier Schauspieler das Unentrinnbare des Rollenspiels deutlich. Alten Resten eine Chance: Dass der Film ohne extravagant erfundene Wendungen auskommt und alles aus dem normalsten Lebensstoff entwickelt, macht seine Wucht und seine Nachhaltigkeit aus. ■

Nina Kunzendorf

1971 in München geboren, stand Nina Kunzendorf bereits nach ihrem Studium an der Hochschule für Musik und Darstellende Kunst in Hamburg auf der Bühne verschiedener deutscher Theater. 2002 gab sie in Jo Bayers Film „Verlorenes Land“ ihr Fernsehdebüt. Seither erhielt sie zahlreiche Auszeichnungen, darunter drei Grimme-Preise für „Polizeiruf 110: Der scharlachrote Engel“, „Marias letzte Reise“ und zuletzt 2011 für „In aller Stille“. Seit vergangenem Jahr ist sie neben Joachim Król als Hauptkommissarin Conny Mey beim Frankfurter „Tatort“ im Einsatz.

Foto: Ruth Kappus



Axel Milberg

Axel Milberg, geboren 1956 in Kiel, absolvierte eine Schauspielausbildung an der Otto-Falckenberg-Schule in München. Bis 1997 war er Mitglied im Ensemble der Münchner Kammerspiele. Bekannt wurde er durch Produktionen wie „Nach fünf im Urwald“ und „Rossini“. Er spielte bislang zahlreiche Film- und Fernsehrollen. Seit 2003 ermittelt Milberg in seiner Heimatstadt als Tatort-Kommissar Klaus Borowski. Daneben arbeitet er an Hörspielen mit und tritt bei Lesungen auf. Für seine schauspielerischen Leistungen erhielt er unter anderem den Bayerischen Fernsehpreis.

Foto: Jorinde Gersina



www.grimme-online-award.de



Grimme
Online
Award

Der Grimme-Preis für Qualität im Netz.

Bekanntgabe der Nominierungen am 8. Mai 2012,
Preisverleihung am 20. Juni 2012.

Grimme-Preis | Fiktion

Dreileben

ARD / BR / Degeto / WDR

Produktion: Schramm Film, Koerner & Weber,
Burkert Bareiss Development / tv60film, Heimatfilm



Foto: WDR / Reinhold Vorschneider

FIKTION

Dreileben

Etwas Besseres als den Tod

(ARD / BR)

Produktion: Schramm Film, Koerner & Weber im Auftrag des Bayerischen Rundfunks

Federführender Sender: BR

Buch/Regie: Christian Petzold

Kamera: Hans Fromm

Ton: Andreas Mücke-Niesytka

Musik: Stefan Will

Darstellung: Jacob Matschenz, Luna Mijovic, Vijessna Ferkic, Rainer Bock, Stefan Kurt, Konstantin Frolov, u.a.

Redaktion: Bettina Reitz (BR)

Erstausstrahlung: Das Erste, Montag, 29.08.11, 20.15 Uhr

Sendelänge: 86 Minuten

Dreileben

Komm mir nicht nach

(ARD / Degeto)

Produktion: Burkert Bareiss Development / tv60film (Produzenten: G. Burkert, A. Bareiss, S. Burgemeister) im Auftrag der ARD / Degeto; **Federführender Sender:** ARD; **Buch:** Markus Busch, Dominik Graf; **Regie:** Dominik Graf; **Kamera:** M. Wiesweg und H. A. Kley; **Schnitt:** Claudia Wolscht; **Ton:** Gunnar Voigt; **Komposition/Musik:** Sven Rossenbach, F. v. Volxem; **Darstellung:** J. Hain, S. Wolff, M. Matičević, L. Kreuzer, R. Vogler, F. Kessler, S. Kurt; **Redaktion:** Jörn Klamroth

Erstausstrahlung: Das Erste, Montag, 29.08.11, 21.45 Uhr

Sendelänge: 90 Minuten

Dreileben

Eine Minute Dunkel

(ARD / WDR)

Produktion: Heimatfilm

Federführender Sender: WDR

Regie: Christoph Hochhäusler

Buch: Christoph Hochhäusler, Peer Klehmet

Kamera: Reinhold Vorschneider

Schnitt: Stefan Stabenow

Ton: Michael Busch

Musik: Bert Wrede

Darstellung: S. Kurt, E. Kirchberg, T. Jacobs, I. Kogge, J. Pascu, L. Mijovic

Redaktion: G. Henke, F. Tönsmann

Erstausstrahlung: Das Erste, Montag, 29.08.11, 23.30 Uhr

Sendelänge: 90 Minuten

Dreileben

Der verurteilte Sexualstraftäter Frank Molesch ist auf der Flucht: In dem sonst sehr verschlafenen Ort Dreileben herrscht plötzlich wilder Aufruhr. Die Großfahndung nach dem Triebtäter läuft auf Hochtouren, doch seine Spur verliert sich in einem undurchsichtigen Waldgebiet. „Etwas Besseres als den Tod“, „Komm mir nicht nach“ und „Eine Minute Dunkel“ sind drei Geschichten, die sich in der aufwändigen Suche nach dem Entflohenen erzählerisch überschneiden.

**Grimme-Preis „Spezial“
an**

Christian Petzold (Regie)
„Etwas Besseres als den Tod“

Dominik Graf (Regie)
„Komm mir nicht nach“

Christoph Hochhäusler (Regie)
„Eine Minute Dunkel“

für
Dreileben
(ARD/BR/Degeto/WDR)

**Produktion: Schramm Film Koerner & Weber,
Burkert Bareiss Development/tv60film, Heimatfilm**

BEGRÜNDUNG DER JURY:

Ein verurteilter Sexualverbrecher – Molesch – ist ausgebrochen und streift durch den Wald. Das ist der Stoff, der die Teile der Filmtrilogie „Dreileben“ verbindet. Nicht mehr als ein Fetzen oder Brocken. Keine hinter den drei Filmen als rund und komplett vorauszusetzende Geschichte, die von den Regisseuren Christian Petzold, Dominik Graf und Christoph Hochhäusler bloß in drei Varianten nacherzählt würde.

Dreileben: Das ist ein erfundenes Städtchen mitten in Deutschland, vom Wald eingeschlossen, im Thüringer Wintersportgebiet. Die Filme spielen im Sommer, einem „ungeraden Sommer“, wenn in den Politikferien noch nicht einmal Weltsportereignisse stattfinden, so dass vermischte Nachrichten die Menschen in Atem halten.

Wilhelm Raabe erzählt in seinem Roman „Horacker“ davon, wie ein Dorf durch die Nachricht, der Insasse einer Fürsorgeanstalt sei entlaufen, in Angst und Schrecken versetzt wird. Der Sittlichkeitsverbrecher dort: ein Produkt der kollektiven Fantasie. Auch Petzold, Graf und Hochhäusler demonstrieren die Produktivität des Gerüchts. Die Sage von Molesch bringt Geschichten hervor. Wie der sozialkritische Romancier spielen die Filmemacher aber auch mit idyllischen Szenen einer unerschütterlichen bürgerlichen Welt. Dieses Nebeneinander ist erst recht unheimlich.

In Petzolds „Etwas Besseres als den Tod“ sind die Polizeisirenen das Hintergrundgeräusch für die tragische Geschichte zweier junger Verliebter. Petzold zeigt ein Krankenhaus als Institution, die funktioniert, indem sie sich von Störungen nicht irritieren lässt. Die Hauptfigur von Grafs „Komm mir nicht nach“ ist die Polizeipsychologin, die herbeigeholt wird, um ein Profil von Molesch zu erstellen, und sich unversehens in einen Rohmer-Film versetzt findet. Durch das Palaver zieht sich, wie erst am Ende offenbar wird, der Faden einer Intrige. „Eine Minute Dunkel“ von Hochhäusler wiederum ist aus der Perspektive des flüchtigen Molesch erzählt, der seine Geschichte nicht erzählen kann, denn wer würde ihm glauben? Eine stumme Paraderolle für Stefan Kurt.

Die Idee zu „Dreileben“ entstand aus einem Briefwechsel, in dem Graf, Petzold und Hochhäusler über den Purismus des Autorenkinos und das schmutzige Erzählen im Genrefilm debattierten. Ihr Gemeinschaftswerk harmonisiert die Perspektiven nicht, ihre drei Geschichten berühren sich nur punktuell. Gerade deshalb war die ARD-Programmscheidung wichtig und richtig, die Trilogie auch an einem Abend zu zeigen und machte ihn zu einem besonderen Tag für das deutsche Fernsehen. ■

Dominik Graf

Dominik Graf, 1952 in München geboren, studierte in seiner Heimatstadt an der HFF. Bereits sein Abschlussfilm „Der kostbare Gast“ bekam 1980 den Bayerischen Filmpreis. Als einer der erfolgreichsten deutschen Regisseure erhielt Graf bislang neun Grimme-Preise. Er ist damit der am häufigsten ausgezeichnete Preisträger. Zu seinen bedeutendsten Werken gehören unter anderem „Die Katze“, „Das Wispern im Berg der Dinge“, „Eine Stadt wird erpresst“ oder das Mafia-Epos „Im Angesicht des Verbrechens“. Graf lebt mit Regisseurin Caroline Link in München.

Foto: Caroline Link



Christoph Hochhäusler

Geboren wurde Christoph Hochhäusler 1972 in München. Der Autor und Regisseur studierte zunächst Architektur an der TU München und später Filmregie an der Hochschule für Film und Fernsehen in der bayerischen Landeshauptstadt. Zu seinen bekanntesten Filmen zählen bislang „Milchwald“, „Falscher Bekenner“ und „Unter dir die Stadt“.

Foto: Mathias Bothor



Christian Petzold

Geboren wurde Christian Petzold 1960 in Hilden. Er hat Germanistik und Theaterwissenschaften an der FU Berlin sowie Regie an der Deutschen Film- und Fernsehakademie Berlin studiert. Daneben arbeitete er als Regieassistent bei Harun Farocki und Hartmut Bitomsky. Zu seinen Filmen gehören die preisgekrönten Produktionen wie „Pilotinnen“, „Cuba Libre“ oder „Die innere Sicherheit“. Für „Toter Mann“ und „Wolfsburg“ erhielt er unter anderem jeweils einen Grimme-Preis. Seine Regiearbeit „Dreileben – Etwas besseres als den Tod“ wurde mit dem Deutschen Fernsehpreis ausgezeichnet.

Foto: Hans Fromm



„Der Grimme-Preis ist für mich eine notwendige Erinnerung an die Möglichkeiten des Fernsehen – einem Medium, das trotz oder wegen seines beispiellosen Erfolges an einem Mangel an (Selbst-)Bewusstsein leidet.“ Christoph Hochhäusler



Foto: ARD/Degeto/Julia von Vietinghoff

„Dreileben“: die Geschichte einer Flucht

Grimme-Preis | Fiktion

Ein guter Sommer

ARD / HR

Produktion: HR



Foto: HR/Johannes Krieg

FIKTION

Produktion: HR
Federführender Sender: HR
Buch: Edward Berger, Michael Schenk
Regie: Edward Berger
Kamera: Armin Alker
Schnitt: Stefan Blau
Ton: Majid Sarafi
Musik: Christoph M. Kaiser, Julian Maas
Darstellung: Andreas Schmidt, Jördis Triebel, Devid Striesow, Michael Schenk, Nicole Marischka, Arved Birnbaum
Redaktion: Jörg Himstedt
Erstausstrahlung: Das Erste, Mittwoch, 29.06.2011, 20.15 Uhr
Sendelänge: 90 Minuten

Ein guter Sommer

Andi Komorowski ist Busfahrer. Doch an jenem Morgen, an dem er eine Reisegruppe fahren soll, will er sich das Leben zu nehmen. Der Suizidversuch – ein Sprung vom Hoteldach – misslingt. Angehörige und Freunde, die ihm beistehen könnten, gibt es nicht. Er ist mit seinen Problemen allein. Als sich Andi entschließt, den Job zu wechseln, erklärt er dem Mitarbeiter einer Personalagentur: „Ich will etwas machen, was Sinn macht.“ Hauptsache, die Tätigkeit habe mit Menschen zu tun. Nur kurz im neuen Job auf einer Baustelle, erfährt sein Kollege Frieder von zwei Rettungshelfern, dass seine Frau gestorben ist. Frieder trauert, ist ungläubig. In dieser Situation drängt sich Andi ihm auf, denn er sucht Anschluss und wieder einen Lebenssinn. Andi zieht bei Frieder ein und nimmt mit der Rettungssanitäterin Hanna Kontakt auf. Aus der zufälligen Begegnung von Andi, Frieder und Hanna entwickelt sich im Lauf der Zeit eine tiefe Freundschaft. Als Frieder erfährt, dass er von seiner Frau ein großes Vermögen geerbt hat, beginnt für ihn ein neues Leben, an dem er die beiden anderen teilhaben lässt. Eine Wohnung in bester Frankfurter Lage, schicke Restaurants, neu gewonnene Freiheit: Für die drei dauert das Abenteuerleben einen ganzen Sommer. Hanna und er werden schließlich ein Paar. Doch dann erfährt Andi, dass er Magenkrebs hat. Wie lange er noch zu leben hat, weiß er nicht. Eine Operation lehnt er ab. Im Angesicht seines Todes bereut er, vieles im Leben nicht gemacht zu haben. Mit einem Lächeln blickt er daher besonders auf die letzten Monate zurück: „Das war noch mal ein richtig schöner Sommer.“

**Grimme-Preis
an**

Edward Berger
(Buch / Regie)

Michael Schenk
(Buch)

**Andreas Schmidt, Jödis Triebel,
Devid Striesow**
(Darstellung)

für
Ein guter Sommer
(ARD / HR)

Produktion: HR

BEGRÜNDUNG DER JURY:

Ein feiner Hauch von „Jules und Jim“ liegt über dieser anmutigen Tragikomödie. Federleicht hat Edward Berger sie inszeniert, auf zart dahingepflichten, lebensklugen Dialogen lässt das Drehbuch von Berger und Michael Schenk sie schweben: Drei Menschen mit durchschnittlichen Berufen – ein Reisebusfahrer, ein Handwerker, eine Krankenschwester – treffen aufeinander, drei Menschen, die sich nie begegnet wären, wenn nicht der todkranke Busfahrer Andi nach einem jämmerlich missglückten Selbstmordversuch beschlossen hätte, noch einmal etwas ganz Neues anzufangen mit der kurzen Zeit, die ihm noch bleibt. Er kündigt seinen Job als Busfahrer und will jetzt „was mit Menschen machen“. „Ein guter Sommer“ erzählt davon, wie aus dieser Allerweltsfloskel die magische Triebkraft für Freundschaft und Liebe wird.

Andreas Schmidt spielt den introvertierten, aber entwaffnend hartnäckigen, nach menschlicher Beziehung hungernden Andi mit einer anrührenden Mischung aus Penetranz, Naivität, Liebenswürdigkeit und Traurigkeit; als einen Menschen, der darüber schweigt, dass er bald sterben wird, der nichts mehr zu verlieren, nur noch eine kleine Zeitspanne Glück zu gewinnen hat und dafür bereit ist, jede Abweisung zu ignorieren. Sein neuer Arbeitskollege Frieder (Devid Striesow), dem man gerade die Nachricht überbracht hat, dass seine Frau bei einem Auto-unfall gestorben ist, wird zu Andis erstem Prüfstein. Im wahrsten Sinn des Wortes. Denn wie versteinert in seinem Schmerz kapselt sich Frieder gegen Andi ab, der sich ungefragt in dessen Wohnung einquartiert und ihm nicht mehr von der Seite weicht.

Hanna (Jödis Triebel), die Krankenschwester, die Frieder die Todesnachricht überbringen musste, ist die zweite, die in den Bannkreis des liebesbedürftigen Andi gerät, seinem unbeholfenen Werben erliegt und ihr Schneckenhaus der Einsamkeit verlässt. Und es ist ein Hochgenuss, diesen drei fabelhaften Schauspielern dabei zuzuschauen, wie sie beginnen, sich aufeinander einzulassen, mit welcher natürlicher Bodenständigkeit sie ihre Figuren in der Alltäglichkeit erden und ihnen zugleich den Glanz einer außergewöhnlichen Schicksalsverbundenheit verleihen; und wie viel Sinnlichkeit und sprühende Lebensfreude sie vermitteln und dennoch den Todesschatten integrieren, der auf dem Trio liegt. Wie mit einem Zauberstab berührt ist dieser Film, dem es bravourös gelingt, die Balance zwischen Trauer, Todesschmerz, Liebe, Lebenslust und feindosiertem Humor zu wahren: eine Tragikomödie, die auf leisen Sohlen kommt und trotzdem Spuren hinterlässt. ■

Edward Berger

Geboren wurde Edward Berger 1970 in Wolfsburg. 1994 machte er seinen Abschluss am Filminstitut der Tisch School of Arts in New York. Im Anschluss daran sammelte er erste Berufserfahrung beim amerikanischen Independent-Produzenten Good Machine. Sein Spielfilmregiedebüt gab er 1997 mit der Produktion „Gomez – Kopf oder Zahl“, für die er auch das Drehbuch schrieb. Berger wurde für seine Arbeit bei „Schimanski – Asyl“ 2002 für einen Grimme-Preis in der Kategorie „Spezial“ sowie den International Emmy nominiert. Sein Pilotfilm der Serie „KDD“ erhielt den Deutschen Kamerapreis.

Foto: Julia Terjung



Michael Schenk

Geboren 1965 in Osnabrück, absolvierte er eine Ausbildung als Schauspieler an der Staatlichen Hochschule für Musik und darstellende Kunst in Stuttgart. Nachdem er in Potsdam und Stendal auf der Theaterbühne gestanden hatte, gab er 1995 sein Fernsehdebüt in Nico Hofmanns „Der Sandmann“. Danach folgten zahlreiche TV-Rollen. Neben seiner Arbeit als Drehbuchautor war Schenk auch in vielen Kinoproduktionen, wie dem mehrfach ausgezeichneten Film „Der Baader Meinhof Komplex“ und Michael Hanekes für den Oscar nominierten Produktion „Das weiße Band“, zu sehen.

Foto: Stefan Klütter



Andreas Schmidt

Geboren wurde Andreas Schmidt 1963 in Heggen und studierte Germanistik und Philosophie in Berlin. Darauf folgten Regie- und Schauspielseminare. Er arbeitete als Regisseur und Schauspieler an zahlreichen Theaterbühnen und war in fast einhundert Kino- und Fernsehproduktionen zu sehen, darunter „Plus Minus Null“. Er spielte in den oscarprämiierten Filmen „Schwarzfahrer“ und „Die Fälscher“ sowie in Alexander Sokurovs „Faust“, der in Venedig mit dem Goldenen Löwen ausgezeichnet wurde. Für seine Leistungen in „Fleisch ist mein Gemüse“ erhielt er 2009 den Deutschen Filmpreis.

Foto: Jennifer Bressler



Jödis Triebel

Jödis Triebel wurde 1977 in Ost-Berlin geboren. Sie studierte an der Hochschule für Schauspielkunst Ernst Busch. Danach erfolgten Theater-Engagements in Bremen, Zürich und Köln. Im Kinofilm „Emmas Glück“ von Sven Taddickens feierte sie 2006 ihr Filmdebüt. Darüber hinaus war sie unter anderem als Polizistin Maria Hernandez in der Serie „KDD – Kriminaldauerdienst“ und zahlreichen weiteren Film- und Fernsehproduktionen zu sehen. Jödis Triebel wurde für ihre schauspielerischen Leistungen bereits mehrfach nominiert und erhielt unter anderem den „Prix d'interprétation féminine“.

Foto: Corinna Stieren



Devid Striesow

Geboren 1973 auf Rügen, studierte Devid Striesow Musik und danach an der Schauspielschule „Ernst Busch“ in Berlin. Seit 1999 stand er unter anderem auf den Bühnen des Deutschen Schauspielhauses Hamburg oder des Düsseldorfer Schauspielhauses. 2000 gab er sein Leinwanddebüt in „Kalt ist der Abendhauch“. Es folgten Produktionen wie „Lichter“, „Yella“ oder „Drei“. Für seine Rolle in „Die Fälscher“ bekam er den Deutschen Filmpreis. In diesem Jahr wird er der neue Fahnder im Tatort des Saarländischen Rundfunks.

Foto: Alex Trebus



Grimme-Preis | Fiktion

Die Hebamme – Auf Leben und Tod

ZDF / ORF

Produktion: Roxy Film GmbH & Co. KG

in Koproduktion mit SK FILM für ZDF und ORF



Foto: ZDF / Christian Hartmann

FIKTION

Produktion: Roxy Film GmbH & Co. KG
in Koproduktion mit SK FILM für ZDF/ORF

Federführender Sender: ZDF

Buch: Peter Probst nach einer Vorlage
von Monika Bittl

Regie: Dagmar Hirtz

Bildgestaltung: Jo Heim; **Schnitt:**
Nicola Undritz; **Musik:** Gerd Baumann,
Gregor Hübner; **Ton:** Oliver Jergis

Darstellung: B. Hobmeier, M. Matičević,
A. Zirner, P. Galli, K. Fischer, A. M. Sturm,
A. Kiefer, M. Hofstätter, J. Bittenbinder

Redaktion: Anja Helmling-Grob (ZDF),
Klaus Lintschinger, Klaus Hipfl (ORF)

Erstausstrahlung: ZDF, Montag,
09.05.2011, 20.15 Uhr; ORF, 01.11.2010

Sendelänge: 90 Minuten

Die Hebamme – Auf Leben und Tod

Im frühen 18. Jahrhundert spielen Glaube und lokale Hierarchien in Tirol eine große Rolle. Die junge Rosa Koelbl hat ihr Dorf bisher nicht verlassen und wird bei jeder Geburt gebraucht. Sie ist Hebamme. Doch ihr Leben und das ihrer Schwester Anna ändert sich, als Anna schwanger wird. Sie wird vom Vater zurückgewiesen und will nicht mit der Schande leben. Aus diesem Grund versucht sie, sich das Leben zu nehmen. In letzter Sekunde können Rosa und Medicus Gennaro Kauner die 17-Jährige retten. Nach diesem einschneidenden Erlebnis entschließen sich Rosa und ihre Schwester, mit dem Medicus in die Stadt zu gehen. Hier arbeitet Kauner in einer Gebäranstalt, die weitaus bessere und modernere medizinische Bedingungen bietet. Rosa wird Ausbilderin und soll künftig die Frauen davon überzeugen, ihre Kinder in der Anstalt zur Welt zu bringen. Aber Medicus Kauner riskiert bewusst das Leben junger Patientinnen, um den Kaiserschnitt zu lernen. Rosa kommt in Konflikt mit der Schulmedizin: „Ich bin dafür da, dass Kinder leben“, sagt sie. Als sie das Baby einer Mutter, die bei einem Kaiserschnitt gestorben ist, bei sich behält, muss sie zusammen mit ihrer Schwester zurück in ihr Dorf flüchten. Dort betrachten sie aber viele als Hexe, die Frauen gegen Männer aufhetzt. Als Rosa die Nottaufe bei der Geburt von Annas Kind nicht richtig ausführt, weil sie davon überzeugt ist, dass verunreinigtes Wasser die Schwangeren krank macht, wird sie vom Pfarrer bei der Gendarmerie angezeigt. Sie verliert ihre Zulassung und muss für drei Jahre ins Gefängnis. „Ich habe nichts Unrechtes getan“, ruft sie am Ende.

**Grimme-Preis
an**

Peter Probst
(Buch)

Dagmar Hirtz
(Regie)

Jo Heim
(Bildgestaltung)

Brigitte Hobmeier
(Darstellung)

Rudi Czettel
(Szenenbild/Ausstattung)

für
Die Hebamme – Auf Leben und Tod
(ZDF/ORF)

Produktion: Roxy Film GmbH & Co. KG
in Koproduktion mit SK FILM für ZDF und ORF

BEGRÜNDUNG DER JURY:

„Die Hebamme“ ragt in jeder Hinsicht aus dem Jahresprogramm des ZDF heraus: Dieser Film hat nichts zu tun mit der üblichen Ästhetik eines Montagsfilms des Zweiten.

Das liegt zum einen an der Schauspielerin Brigitte Hobmeier, die die titelgebende Hebamme Rosa Koelbl spielt. Hobmeier gibt dem Film das Gesicht – ein unmodernes Gesicht, eines, das wirklich aus dem 19. Jahrhundert zu stammen scheint. Eine Frau, die zugleich zerbrechlich und stark ist, die allen Widerständen zum Trotz ihren Weg geht und die ihren Platz stets bei den anderen Weibern sieht.

Zum anderen liegt es an der sorgfältigen und bis ins kleinste Detail liebevollen Arbeit der Kamera von Jo Heim, des Bühnenbildners Rudi Czettel und der Kostümbildnerin Ingrid Leibezeder, die das karge, beschwerliche Leben in einem Tiroler Bergdorf zu Beginn des 19. Jahrhunderts in jeder Hinsicht nahebringen.

Das Buch dieses Films, das Peter Probst nach einer Vorlage von Monika Bittl geschrieben hat, beruht auf der wahren Geschichte einer Hebamme jener Epoche. Die Zeit der Hexenverbrennung ist zwar vorbei, die Medizin macht Fortschritte. Die Hebamme Rosa Koelbl führt jedoch einen aussichtslos scheinenden Kampf gegen Vorurteile, Bigotterie und vor allem gegen das männliche Recht, immer und zu jeder Zeit über den weiblichen Körper zu verfügen. Da macht ihr der Medicus das Angebot, in seiner Gebärnastalt in der Stadt zu arbeiten. Doch Rosa muss feststellen, dass die Frauen auch hier vor allem als Menschenmaterial für fragwürdige medizinische Versuche herhalten sollen.

Wie der Film die Geschichte der Hebamme und des Medicus erzählt – die einer des anderen Arbeit schätzen und durchaus mehr als Sympathie füreinander hegen, deren Liebe aber dennoch an den Verhältnissen scheitern muss –, ist einzigartig. Die Inszenierung der Geschichte von Dagmar Hirtz ist nie vordergründig oder effektheischend. Buch, Regie, Schauspiel, Kamera und Ausstattung: Hier greift eins ins andere und verbindet sich zu einem stimmigen und stimmungsvollen Ganzen. ■

Peter Probst

Der Autor Peter Probst wurde 1957 in München geboren. Er studierte Germanistik, Italienisch und Theologie an der LMU in München. Nach zwei Theaterstücken konzentrierte er sich auf das Schreiben von Drehbüchern. Zu seinem Repertoire gehören mehrere Tatort-Folgen sowie zahlreiche Fernsehfilme. Für sein Drehbuch zu „Die Hebamme – Auf Leben und Tod“ erhielt er bereits den österreichischen Fernsehpreis für Erwachsenenbildung und eine Auszeichnung beim Festival ZOOM Igualada in Spanien. Darüber hinaus hat Peter Probst knapp ein Dutzend Romane verfasst.

Foto: Wolfgang Balk



Dagmar Hirtz

Dagmar Hirtz wurde 1941 in Aachen geboren. Sie studierte Musikwissenschaften in München. Als Editorin arbeitete sie unter anderem mit Margarethe von Trotta, Volker Schlöndorff, Klaus Maria Brandauer und erhielt dreimal den Bundesfilmpreis. Ihre erste eigene Regiearbeit war „Unerreichbare Nähe“. Es folgten Kino- und Fernsehproduktionen wie „Moondance“, „Der Tod ist kein Beweis“ und Folgen der Reihe „Bella Block“. Sie erhielt mehrere Auszeichnungen, darunter den Filmpreis der Stadt München, den Österreichischen Fernsehpreis und den Jury Award des spanischen Zoom Festivals.

Foto: Agentur Brandiner



Jo Heim

1958 in Stuttgart geboren, studierte Jo Heim zunächst BWL an der LMU in München. 1984 begann er ein Zweitstudium an der Hochschule für Film und Fernsehen in München mit dem Schwerpunkt Spielfilm. Zu seinen bisherigen Werken zählen unter anderem Fernseh- und Kinofilme wie „Die Patin – Kein Weg zurück“ und „Männerherzen“. Die Produktion „Unter Verdacht – Verdecktes Spiel“ wurde 2003 mit dem Grimme-Preis ausgezeichnet. Er arbeitet als Gastdozent unter anderem an der HFF München, der Filmakademie Ludwigsburg und der Hamburg Media School.

Foto: Maik Riemann



Brigitte Hobmeier

Brigitte Hobmeier, geboren 1976 in München, studierte Schauspiel an der Folkwang-Hochschule in Essen. Für ihr späteres Engagement am Münchner Volkstheater erhielt sie den Bayerischen Förderpreis für darstellende Kunst. Seit 2005 ist sie im Ensemble der Münchner Kammerspiele. Für ihre Rolle in „Glaube, Liebe, Hoffnung“ wurde sie mit dem Theaterpreis „Faust“ ausgezeichnet. Daneben ist Hobmeier in zahlreichen Hauptrollen zu sehen, so unter anderem in den Kinofilmen „Tannöd“ und „Orange“. Seit 2010 ist sie Mitglied der Bayerischen Akademie der Schönen Künste.

Foto: photoselection/Christian Schoppe



Rudi Czettel

Geboren wurde Rudi Czettel 1953 in Wien. Früh interessierte er sich für das Theater und arbeitete ab 1976 im Ensemble „Die Komödianten“, eine experimentelle Mittelbühnen in seiner Heimatstadt, im Rahmen der Ausstattung. Dort war er über zehn Jahre tätig. Ab 1981 widmete er sich zusätzlich auch immer mehr dem Film und Fernsehen. Zurzeit arbeitet er an „Die nervöse Großmacht“, eine Spieldokumentation über die Gründung des Deutschen Reichs 1871. Der Grimme-Preis ist seine erste Auszeichnung.

Foto: Czettel



Grimme-Preis | Fiktion

Homevideo

ARTE / NDR / BR

Produktion: teamWorx



FIKTION

Foto: NDR / Gordon Timpen

Produktion: teamWorx
Federführender Sender: NDR
Buch: Jan Braren
Regie: Kilian Riedhof
Kamera: Benedict Neuenfels
Schnitt: Benjamin Hembus
Ton: Michael Kunz
Musik: Peter Hinderthür
Darstellung: J. Nay, W. Wilke Möhring, N. Marischka, S. Boehme, J. Schümann, T. Wolf, P. Kelling, S. Timoteo, H. W. Meyer
Redaktion: Jeanette Würll (NDR), Claudia Simionescu (BR), Andreas Schreitmüller (ARTE)
Erstausstrahlung: ARTE, Freitag, 19.08.2011, 20.15 Uhr
Sendelänge: 88 Minuten

Homevideo

Wirklich offen ist Jakob nicht. Der 15-Jährige spielt zwar mit Freunden regelmäßig Basketball, aber ansonsten zieht er sich lieber zurück. Melancholisch und schüchtern ist er. Die Welt betrachtet der Jugendliche viel lieber durch seine Video- und Fotokameras, durch die er eine künstliche Distanz zu seiner realen Welt schafft. Da ist er nicht nur auf sich alleine gestellt, sondern muss auch mit ansehen, dass sich seine Eltern ständig streiten. Jakobs Herz schlägt für Hannah, ein Mädchen aus der Parallelklasse. Irgendwann nimmt er allen Mut zusammen und spricht sie an. Als sich beide gerade näher kennenlernen, gelangt Jakobs Videokamera durch einen Zufall in die Hände seines besten Freundes Erik. Das Material, das er auf der Speicherkarte findet, zeigt wie Jakob Hannah seine Liebe gesteht und sich danach selbst befriedigt. „Das ist Herrschaftswissen“, sagt Eriks Freund Henry stolz, der das Video auch gesehen hat. Nachdem Henry versucht, Jakob mit dem Video zu erpressen, stellt er es ins Internet. Kurze Zeit später kursiert es in allen Klassen – auf Handys und auf Rechnern. Für Jakob bricht eine Welt zusammen. „Die haben das alle auf ihren Handys“, erzählt Jakob verzweifelt seinen Eltern. „Ich kann mich gleich umbringen.“ Er wird anonym beschimpft und bedroht, die Schulleitung suspendiert ihn schließlich. Seine Familie versucht, Jakob Halt zu geben. Aber nur vordergründig hat es den Anschein, dass Jakob über die Sache hinweggekommen ist. Als er das anhaltende Mobbing nicht mehr aushält, nimmt er sich das Leben.

**Grimme-Preis
an**

Jan Braren
(Buch)

Kilian Riedhof
(Regie)

Benedict Neuenfels
(Bildgestaltung)

Jonas Nay, Sophia Boehme
(Darstellung)

**für
Homevideo**
(ARTE/NDR/BR)

Produktion: teamWorx

BEGRÜNDUNG DER JURY:

Der 15-jährige Jakob ist „medienkompetent“. Auf dem Schreibtisch steht der Laptop, an der Wand hängen selbst geschossene Fotos, mit der Videokamera führt er gewissermaßen Zwiesprache. Mit ihr hat er die glücklichen Momente aufbewahrt, die in seiner Familie selten geworden sind. Ihr kann er auch intime Gefühle anvertrauen. Frisch verliebt, hat sich Jakob bei der Selbstbefriedigung gefilmt. Nie im Leben käme ihm in den Sinn, dieses Video anderen zugänglich zu machen.

„Homevideo“ greift mit Cybermobbing ein aktuelles und wichtiges Thema auf. Die Freiheit des Internets gut und schön. Aber Eltern kommt diese Freiheit heutzutage eher unheimlich vor. Was treiben ihre Kinder da bloß, in den sozialen Netzwerken und den Chatrooms? Den Film kann man als aufrüttelnde Mahnung sehen, auch als Film über die gestörte Kommunikation in einer Ehe und zwischen Jugendlichen und Erwachsenen. Aber er ist kein Plädoyer für oder gegen neue Medien.

Alles geschieht hier lediglich, weil sich Menschen so oder so entscheiden. Die Mutter, die gerade vollauf mit der bevorstehenden Trennung von ihrem Mann beschäftigt ist und aus Unwissenheit und Naivität die Kamera verleiht. Der Schulkamerad, der die Bilder schließlich ins Netz stellt. Er ist der klassische Bösewicht, der mit voller Absicht handelt und dabei die Techniken seiner Zeit nutzt. Der Vater, der nur Gutes will, aber schon mit dem eigenen Unglück überfordert ist.

Klug und alles andere als oberlehrerhaft nutzen Autor Jan Braren und Regisseur Kilian Riedhof das Thema, um die bewegende Geschichte eines in sich gekehrten und sensiblen Jugendlichen zu erzählen. Der junge Jonas Nay spielt den Jakob geradezu schmerzhaft glaubwürdig und lebensnah. Bemerkenswert auch Sophia Boehme als selbstbewusste Hannah, die der jugendlichen Liebesgeschichte Wahrhaftigkeit verleiht.

Unangemessen oder gar peinlich wirkt keiner einzige Szene, auch dank der Kamera von Benedict Neuenfels, die uns ebenso mitreißt wie mitfühlen lässt. Wir Zuschauer jagen mit Jakob auf dem Fahrrad dem privaten Video hinterher, bangen mit, hoffen auf eine Wende zum Guten und wissen doch, dass sich in dieser vernetzten, superschnellen Welt nichts mehr zurückholen lässt. Der Verlust des Privaten als große Tragödie: Das wird konsequent bis zum Ende erzählt. Wie unerschrocken Fernsehen doch manchmal sein kann. ■

Jan Braren

Jan Braren wurde 1968 in Hamburg geboren. Er studierte Philosophie, Psychologie, öffentliches Recht und Geschichte in Hamburg und Kiel. Nach dem Studium gründete er mit 5D ein Büro für Kulturproduktion und -vermittlung und widmete sich Kunst und Kulturprojekten in Unternehmen und im öffentlichen Raum. Darüber hinaus drehte er Kurz- und Dokumentarfilme, wie „Scrotum Maximum“ und „drei tage“. Für die zwölfteilige Trickfilmserie „Traffikat“ verfasste er das Drehbuch. Braren schloss 2008 die Autorenschule Hamburg ab und arbeitet als freier Autor und Texter.



Foto: Braren

Kilian Riedhof

Nach seinem Regiestudium beim Filmstudium Hamburg (heute Hamburg Media School) arbeitete Kilian Riedhof, geboren 1971 in Jugenheim, als Regie-Assistent. Seit 1999 zeichnet er als Regisseur und Drehbuchautor für Filme wie „Riekes Liebe“, „Bloch – Der Kinderfreund“ oder „Tatort Münster – Wolfsstunde“ verantwortlich. Daneben führte er bei zwei Folgen der ProSieben-Serie „Dr. Psycho“ Regie. Sein Film „Homevideo“ hat zahlreiche Preise gewonnen, darunter den Deutschen Fernsehpreis und den 3sat-Zuschauerpreis.



Foto: Alexander Babic

Benedict Neuenfels

Benedict Neuenfels, Sohn von Schauspielerinnen Elisabeth Trissenaar und Regisseur Hans Neuenfels, wurde 1966 in Bern geboren. Er lernte sein Handwerk bei dem Fassbinder-Kameramann Xaver Schwarzenberger und bei Robby Müller, für den er die zweite Kamera bei Wenders' „Bis ans Ende der Welt“ führte. Mit Dominik Graf drehte er unter anderem „Der Felsen“ und „Deine besten Jahre“. Er fotografierte den oscar-prämierten Film „Die Fälscher“ sowie Maria Schraders Debütfilm „Liebesleben“. Neuenfels ist vielfach ausgezeichnet worden und unterrichtet an verschiedenen Filmschulen.



Foto: Neuenfels

Jonas Nay

Geboren wurde Jonas Nay 1990 in Lübeck. Er macht derzeit eine Ausbildung zum Filmkomponisten und singt in seiner Heimatstadt in der Band „Concerted“, für die er auch die Songtexte schreibt sowie Gitarre und Klavier spielt. Erste Erfahrungen vor der Kamera sammelte er bereits mit 13 Jahren in der Serie „4 gegen 2“. 2011 stand er für den Fernsehfilm „Sechzehneichen“, für die Kino-Komödie „Dear Courtney“ und den Hamburger Tatort „Die Ballade von Valerie und Cenk“ vor der Kamera. Für seine Leistungen in „Homevideo“ erhielt er 2011 den Förderpreis des Deutschen Fernsehpreises.



Foto: Ruth Kappas

Sophia Boehme

Geboren wurde Sophia Boehme 1996 in Flensburg. Ihre Schauspielkenntnisse erlangte sie durch Method-Acting. Zurzeit ist sie Schülerin an einem Hamburger Gymnasium. Boehme war bislang in mehreren Fernsehserien zu sehen, darunter „Alphateam“ und „Die Rettungsflieger“. Neben „Homevideo“ hatte sie auch schon einen Auftritt im Kieler „Tatort“ und ist demnächst zum wiederholten Male in der ZDF-Serie „Notruf Hafenkante“ zu sehen. Neben ihrem Schaffen als Fernsehschauspielerin war sie bislang mehrfaches Werbegesicht unterschiedlicher Marken.

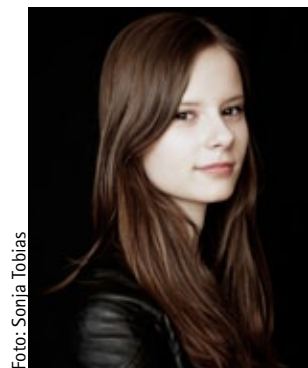


Foto: Sonja Tobias

HOMEVIDEO

Grimme-Preis 2012

Wir gratulieren
den Preisträgern

Kilian Riedhof (Regie)
Jan Braren (Drehbuch)
Benedict Neuenfels (Kamera)
Jonas Nay und
Sophia Boehme (Darsteller)

– In Memoriam Jeanette Würl –

weitere Darsteller: Wotan Wilke Möhring, Nicole Marischka,
Jannik Schümann
Produzenten: Benjamin Benedict, Christian Granderath
Redaktion: Jeanette Würl (NDR), Claudia Simionescu (BR),
Andreas Schreitmüller (ARTE)

NDR BR arte

teamWorx 

Das Beste aus den Möglichkeiten

Aus der Jury Fiktion

von Patrick Bahners

Es gibt intensive Jurydiskussionen, die am Ende keinen Niederschlag in der Preisverteilung finden. Und es gibt als komplementäres Phänomen den Konsens, der eine Diskussion gar nicht erst aufkommen lässt – und sich dennoch im Ergebnis nicht spiegelt. Ausführlich haben wir über zwei Filme zum Thema Vergewaltigung beraten. Sowohl in „Der Brand“ als auch in „Es war einer von uns“ geht es darum, was dem Opfer widerfährt, wenn die Überführung des Täters scheitert. Im einen Fall wird die Frau aus dem Freundeskreis ausgestoßen, in dem sie den Täter vermuten muss. Die Frau im anderen Fall scheint ohnehin keine Freunde gehabt zu haben; die Beschattung des leugnenden Täters ersetzt ihr die Alltagsroutine.

Es war hilfreich, beide Filme zu vergleichen, als wir uns mit der Art der Glaubwürdigkeit beschäftigten, die an handwerklichen Details hängt. So konnte man den Rechtsanwalt des einen Drehbuchs gegen die Kommissarin aus dem anderen stellen. Trotz unterschiedlicher Einwände

Gerne hätten wir einen Krimi ausgezeichnet. Einigkeit bestand darin, dass wir es hier mit der wichtigsten Sparte der narrativen Grundversorgung zu tun haben.

war der Eindruck vorherrschend, dass hier zweimal mit erzählerischem Scharfsinn ein höchst heikles Motiv behandelt wurde: die Asymmetrie der Sozialbeziehungen als diabolische Folge einer solchen Tat. Während für Freunde und Bekannte das Leben weitergeht, kann die vergewaltigte Frau nicht zur Normalität zurückkehren – ein Teufelskreis.

Komplexe interne Abstimmungslogik

Als beide Filme leer ausgingen, wurde mit Bedauern vermerkt, sie hätten einander die Punkte weggenommen. Betrachtet man die Stimmverteilung in den (geheimen) Abstimmungen näher, muss man diesen Befund allerdings modifizieren. Die Jury zerfiel nicht in zwei Lager. In der ersten Abstimmungsrunde votierten zwei der elf Juroren dafür, beide Werke in der Schlussauswahl zu berücksichtigen; zwei andere hielten keinen der beiden Filme für preiswürdig. Und im abschließenden Ranking setzte kein Juror „Es war einer von uns“ oder „Der Brand“ an die erste Stelle. In den elf Ranglisten findet sich ein einziger zweiter Platz und kein dritter für einen dieser beiden Beiträge. Auch ihre Befürworter schätzten mit hin andere Filme noch höher ein.

Tatsächlich hatte sich schon bei der Vorführung von zwei späteren Siegerfilmen deren allgemeine Hochschätzung abgezeichnet. Ein Spezialpreis wurde vergeben. Für Filme, die Anlass für ästhetische Kontroversen boten, blieben damit zwei Preise übrig. Bei Matti Geschonneck's „Liebesjahren“ war es die durchgearbeitete Erfüllung der Form des Melodramas, die Begeisterung und Zweifel provozierte – „bühnenreif“ war nicht als Lob gemeint. Umgekehrt ließ uns „Ein guter Sommer“ darüber streiten, ob die Manier Bewunderung verdient, in der dieser Film die losen Enden seiner Erzählfäden gerade nicht verknötet.

Gerne hätten wir einen Krimi ausgezeichnet. Einigkeit bestand darin, dass wir es hier mit der wichtigsten Sparte der narrativen Grundversorgung zu tun haben. Einen Preis gab es trotzdem nicht. Aus einer Jury

spricht naturgemäß der Zeitgeist, und so verdient vielleicht festgehalten zu werden, dass wir an den Kriminalfilmen, die wir in Augenschein nahmen, nicht die gesellschaftliche Relevanz vermissen. Die nominierten Gattungsbeiträge wurden an den Gattungsregeln gemessen. Der routinierte Bruch mit Genrekonventionen kann nicht das ästhetische Ideal eines Preises für Fernseherzählungen sein.

Übererfüllung des Formgesetzes

Eine gewisse Verlegenheit, wie denn in den Grenzen der Gattung das Herausragende zu bestimmen sei, war gleichwohl nicht zu verkennen. Ein rundum gelungener „Tatort“ mit Lokalkolorit, Schlussüberraschung und charmanter Hauptnebenarstellerin wie der ORF-Beitrag „Ausgelöscht“ kam für die Endauswahl nicht in Betracht, obwohl wir sehr gut unterhalten worden waren. Der Verzicht auf den falschen Ehrgeiz, partout etwas mitezählen zu wollen, ist noch nicht preiswürdig – dafür ist das professionelle Niveau der deutschen Krimiproduktion dann doch zu hoch.

Die parodistische Übererfüllung des Formgesetzes andererseits ist erst recht problematisch. „Das Dorf“, der zweite Tukur-„Tatort“ des Hessischen Rundfunks, hatte entschiedene Bewunderer, wurde aber von anderen Jurymitgliedern als anstrengend, verkrampft und ganz schlicht als langweilig bewertet. Niemand wollte die Virtuosität von Dominik Grafts „Polizeiruf“ „Cassandras Warnung“ bestreiten. Was die Zeitökonomie angeht, den konsequenten Verzicht auf die von Alexander Gorkow in seiner „Tatort“-Kolumne in der „Süddeutschen Zeitung“ so geduldig gerügte didaktische Umständlichkeit, war dieser Film eine Klasse für sich. Die Atemlosigkeit des Erzählens verweist auf die Offenheit der Polizeiarbeit – ob Realismus im Krimi über solche Effekte atmosphärischer Dichte hinauskommen könnte, müssten Praktiker beurteilen.

Indes: Nur eine kleine Minderheit der Juroren wollte diesen neuesten Genrefilm des unermüdlich produktiven Dominik Graf für einen Preis in Erwägung ziehen. Ausdrücklich wurde auf die hohe Zahl der von Graf schon gesammelten Grimme-Preise verwiesen.



Foto: rbb/ORF/Ingo Pertramer

Sehr gut, aber doch nicht preiswürdig: „Tatort: Ausgelöscht“

Homevideo

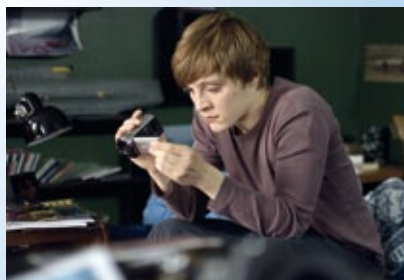
NDR/BR/arte

Buch: Jan Braren

Regie: Kilian Riedhof

Darsteller: Jonas Nay, Wotan Wilke Möhring, Nicole Marischka u.a.

Produktion: TeamWorx

Redaktion: Thomas Schreiber, Jeanette Würll (NDR),
Claudia Simionescu (BR), Andreas Schreitmüller (arte)**Dreileben**

BR/WDR/Degeto

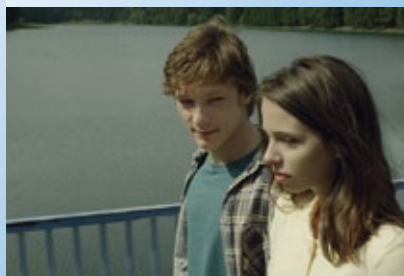
ARD-Gemeinschaftsproduktion unter Beteiligung des BR
Regie: Christian Petzold, Dominik Graf, Christoph Hochhäusler

Produktion: Schramm Film, Heimatfilm,

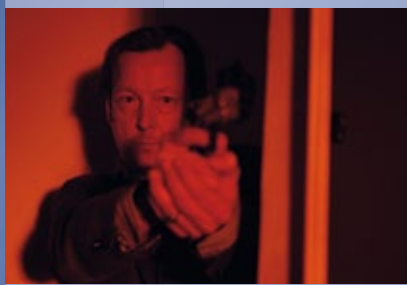
BurkertBareissDevelopment, TV6oFilm

Redaktion: Bettina Reitz (BR), Gebhard Henke (WDR),

Frank Tönsmann (WDR), Jörn Klamroth (Degeto)



BAYERISCHER RUNDFUNK AUSGEZEICHNETE FILME

Wir gratulieren allen Nominierten
und Gewinnern zum Grimme-Preis 2012**Polizeiruf 110: Cassandras Warnung**

BR

Buch: Günter Schütter

Regie: Dominik Graf

Darsteller: Matthias Brandt, Anna Maria Sturm u.a.

Produktion: Bavaria Fernsehproduktion

Redaktion: Cornelia Ackers

**Auf Teufel komm raus**

WDR/BR

Buch/Regie: Mareille Klein, Julie Kreuzer

Produktion: Kokon-Film

Redaktion: Jutta Krug (WDR), Claudia Gladziejewski (BR)

**Teufels Werk und Gottes Beitrag**

WDR/BR

Buch/Regie: Helge Cramer

Produktion: helge cramer filmproduktion

Redaktion: Jutta Krug (WDR), Petra Felber (BR)

GUTE FILME.
DANK IHRER
RUNDFUNK
GEBÜHR.



„In Grenzen der Gattung das Herausragende bestimmen.“

Diese Form von Verrechnung über die Jahre hinweg gehört zur Normalität von Juryüberlegungen. Unter dem Aspekt der ästhetischen Gerechtigkeit für das Einzelwerk ist es allerdings schwer zu rechtfertigen, dass der Könnler mit einem Handicap ins Rennen geschickt wird. Durch diese Art sozialpolitischer Logik droht ein ungutes deutsches Vorurteil wieder ins Spiel zu kommen: der Vorbehalt gegenüber dem Künstler, der zu viel kann, dem Artisten, dem seine Arbeit einfach zu leicht fällt.

Dominik Graf ist auch in diesem Jahr nicht leer ausgegangen: Eine knappe Mehrheit der Jury sprach ihm und seinen Kollegen Christoph Hochhäusler und Christian Petzold den Spezial-Preis für das Dreifilmprojekt „Dreileben“ zu. In der Diskussion hatten wir uns darauf verständigt, dass wir uns nicht vom blanken Aufwand beeindrucken lassen wollten. Einen Grimme-Preis bloß aus Respekt dafür, dass ein ganzer Abend im ersten Programm freigeräumt worden war, sollte es nicht geben. Das im Sinne der Preiskriterien Besondere dieses besonderen Unternehmens musste ästhetisch bestimmt werden.

Die Verbindung von allgemeinem Concours und „Spezial“-Sichtung haben wir als unglücklich erlebt. Das interaktive ZDF-Produkt „Wer rettet Dinah Foxx“ ließ sich nicht vorführen wie ein 90-Minüter. Nach welchen Kriterien sollten wir über den Vorschlag entscheiden, das Zusammenwirken von Anneke Kim Sarnau und Charly Hübner „als Ermittlerduo“ im „Polizeiruf“ als Spezialleistung zu würdigen? Ging es um die Drehbuch-idee, über der Hübner-Figur das Damoklesschwert interner Ermittlungen aufzuhängen? Oder sollten wir in die Mikrobegutachtung von Mienenspielfreude und Wechselredekunst eintreten?

Die schwierige (Ver-)Ortung der Kategorie „Spezial“

Für die Anregung, das neue Ermittlerduo im Nicht-Tukur-„Tatort“ mit einem Preis willkommen zu heißen, hatte es zuvor große Sympathie gegeben. „Der Tote im Nachtzug“ schien im Vergleich der Genrebeiträge dann aber doch nicht interessant genug.

Die Orientierung am einzelnen, für sich stehenden und sprechenden Werk bestimmt die Arbeit der Jury Fiktion. Werkkritik ist die Disziplin, in der wir uns diskutierend messen. Schon Serien und „Mehrteler“ (häufig ein Euphemismus für überlange Filme) lassen sich nicht zwanglos mit Filmen im klassischen Format der anderthalb Stunden vergleichen. Erst recht gilt das für „Spezial“-Formate. Womöglich ist diese Erfahrung unserer Jury bedenkenswert, wenn das Einzelwerk, das das Beste aus den Möglichkeiten des Fernsehens macht, das Markenzeichen des Grimme-Preises bleiben soll.

Patrick Bahners

Geboren 1967 in Paderborn, war Patrick Bahners von 2001 bis 2011 Leiter des Feuilletons der FAZ. Er hat in Bonn und Oxford Geschichte und Philosophie studiert. Neben seiner journalistischen Tätigkeit übernahm er Lehraufträge an den Universitäten Bonn und Frankfurt und ist gleichzeitig Buchautor. Ab Juli 2012 ist er neuer FAZ-Korrespondent in New York.



Foto: Johannes Löwe

Jury Fiktion



Foto: Grimme/Loreck

Von links nach rechts: Dr. Jutta Wiegmann, Michael Schmid-Ospach, Prof. Anna Barbara Kurek, Thomas Gehringer, Sybille Simon-Zülch, Lars von der Gönna, Diemut Roether, Silke Burmester, Patrick Bahners, Dagmar Mikasch-Köthner, Annette Lorey



erzählstark

Mit dem



Fernsehfilm der Woche
montags, 20.15 Uhr

Zweiten sieht man besser





Wir freuen uns sehr über den Grimme-Preis 2012 für die NDR- Comedyserie „Der Tatortreiniger“.



Unsere Glückwünsche gehen an

Mizzi Meyer (Buch), Arne Feldhusen (Regie), Bjarne Mädel (Darsteller) und Benjamin Ikes (Schnitt).

Besonders danken wir unserem Partner NDR (Stephanie Bogon, Bernhard Gleim) für die erfolgreiche Zusammenarbeit.



UNTER- HALTUNG

Grimme
Preis
2012

Nominierungen im Überblick..... 71

Aus der Nominierungskommission Unterhaltung

Harmonie nur auf den letzten Blick..... 74

Grimme-Preis Unterhaltung

Der Tatortreiniger (NDR)..... 76

Walulis sieht fern (Tele 5)..... 78

Aus der Jury Unterhaltung

Information Unterhaltung..... 81

ACHTUNG! DIESER GRIMME-PREIS- TRÄGER IST BEWAFFNET!



Mit gezückter Fernbedienung gegen die Verblödung im TV. „Walulis sieht fern“ gewinnt den Grimme Preis 2012.

**WALULIS SIEHT FERN. ALLE VIER FOLGEN:
AB 22. MÄRZ IMMER DO, 23:05 UHR AUF TELE 5.**

Eine Produktion von 

tele5.de/walulis

TELE 5

GUTE UNTERHALTUNG.

Die Nominierungen zum Grimme-Preis 2012

UNTERHALTUNG: EINZELSENDUNGEN / FORMATE

neoParadise (ZDFneo/ZDF)

Joko und Klaas beziehen ein neues Zuhause: Ein Loft in einem modernen Großstadthaus. Jeden Donnerstagabend laden sich die beiden Hosts prominente und nichtprominente Gäste zum Plaudern ins Wohnzimmer ein und geben nationalen und internationalen Musik-Acts eine Bühne, um live vor einem 100-köpfigen Publikum zu spielen.

Produktion: Endemol Deutschland, strandgutmedia GmbH; Buch: David Flasch, Mickey Beisenherz, Thomas Schmitt; Regie: Christian Grund; Kamera: Alexander Viehl; Ton: Harald Ansoerge; Moderation: Joachim Winterscheidt, Klaas Heufer-Umlauf; Redaktion: Frank Zervos, Holger Fritsche, Rahul Dasgupta (ZDFneo); Thomas Schmitt (Strandgutmedia); Erstaussstrahlung: ZDFneo, ab Donnerstag, 06.10.2011, 22.25 Uhr; Sendelänge: 45 Minuten

Let's Dance (RTL)

Das Moderatorenpaar Hartwich und van der Vaart führen durch die Show, in der zehn Paare um den Titel tanzen. Zehn Prominente lernen an der Seite von professionellen Tänzern verschiedene Tänze und stellen sich dem Urteil der Fachjury.

Produktion: Granada Produktion für Film und Fernsehen; Moderation: Daniel Hartwich, Sylvie van der Vaart; Regie: Mark Achterberg; Redaktion: Tom Sänger, Stefanie Frebel (RTL), Nina Klink (Granada); Erstaussstrahlung: RTL, ab Mittwoch, 23.03.2011, 20.15 Uhr; Sendelänge: je 100 Minuten

Die Bülent Ceylan Show (RTL)

In seiner ersten eigenen Show kommentiert der Comedian die Ereignisse der Woche. Stand-Ups, Parodien und Zwiegespräche mit dem Publikum gehören ebenso in die Show wie die ironische Auseinandersetzung mit deutschen und türkischen Eigenheiten und Vorurteilen.

Produktion: Brainpool TV; Buch: Rainer Bender, Tanja Sawitzki, Johannes Rehmann; Regie: Mark Achterberg, Ladislaus Kiraly, Marco Musienko, Martin Pzyborowski; Kamera: Andreas Ellmerer, Alex J. Moll; Ton: Jordan Bigge; Moderation: Bülent Ceylan; Redaktion: Markus Küttner, Meikel Giersemehl (RTL), Marko Fredricksdotter (Brainpool); Erstaussstrahlung: RTL, ab Sa., 19.02.2011, 23.00 Uhr; Sendelänge: 50 Minuten

Cover my Song (VOX)

In der neuen Musik-Doku kommt es zum musikalischen Schlagabtausch der besonderen Art. Pro Folge bringt Rapper Dennis Lisk alias Denyo jeweils zwei Musiker zusammen, die unterschiedlicher kaum sein könnten. Beide wissen vorher weder, auf wen sie treffen, noch welches Lied sie covern müssen – bis zur ersten Begegnung im Haus des Schlagerstars. Hier überreichen sich beide ihr erfolgreichstes Lied. Um den größten Hit ihres Gegenübers komplett in neuem Glanz erstrahlen zu lassen, haben die beiden nur sieben Tage Zeit. Dann treffen sie mit ihrem neu interpretierten Song noch einmal aufeinander.

Produktion: Sony Pictures Film und Fernseh Produktions GmbH; Regie: Andrea Jajeh, Phillip Morant; Kamera: Filmwerk; Schnitt: Sabrina Falz, Ralf Brings; Moderation: Dennis Lisk; Redaktion: Katja Rieger, Christian Weiss (VOX), Christiane Beeker (Sony); Erstaussstrahlung: VOX, ab Dienstag, 30.08.2011, 22.10 Uhr; Sendelänge: je 48 Minuten

Walulis sieht fern (Tele 5)

„Walulis sieht fern“ ist eine vierteilige, 30-minütige Comedysendung, die einen unterhaltsamen Blick auf den täglichen TV-Wahnsinn wirft und dabei die Hintergründe und Funktionsweise von Fernsehsendungen zeigt.

Produktion: afk tv; Buch: Philipp Walulis, Tobias Klose; Regie: Philipp Walulis; Kamera: Chris Fay; Schnitt: Philipp Walulis; Ton: Tobias Ebner, Thomas Schröder; Musik: S. Fischer; Moderation: P. Walulis; Redaktion: T. Lohmann (Tele 5), K. Kranewitter (afk tv); Erstaussstrahlung: Tele 5, ab Do., 8.12.2011, 00.40 Uhr; Sendelänge: je 25 Minuten

heute-show (ZDF)

Die „heute-show“ behandelt satirisch aktuelle Themen aus der politischen Landschaft.

Produktion: Prime Productions; Moderation: Oliver Welke, Christian Ehring, Hans-Joachim Heist, Martina Hill, Lutz van der Horst, Claus von Wagner; Buch: Morten Kühne; Regie: Marco Musienko, Rolf Meter; Redaktion: Martin Laube (Prime Productions), Stefan Denzer, Rahul Dasgupta, Horsthelm Schimkat (ZDF); Erstaussstrahlung: ZDF, immer freitags, 22:30 Uhr; Sendelänge: je 30 Minuten

Zeiglers wunderbare Welt des Fußballs (WDR)

Fußball ist die schönste Nebensache der Welt und ein Spiel dauert 90 Minuten? Falsch, ganz falsch. Nicht die schönste Nebensache, sondern die schönsten Nebensächlichkeiten sind es, woraus Arnd Zeigler Fußballträume strickt. Witzig, traurig, skurril und immer auch ein bisschen böse.

Moderation: Arnd Zeigler; Redaktion: Steffen Simon (Leitung), Christian Wagner, Dominik Dünwald, Alexander Reker, Boris Inanici; Technik: Frank Jacobsen; Erstaussstrahlung: WDR, immer sonntags, 23.45 Uhr; Sendelänge: je 30 Minuten

Konspirative KüchenKonzerte (ZDF.kultur/ZDF)

Ohne TV-Erfahrung, ohne Geld und ohne großen Sender produzierte das „Konspirative KulturKollektiv“ zwei Jahre lang das TV- und Web-Format „Konspirative KüchenKonzerte“. Die besten Gespräche finden bekanntlich in der Küche statt. Deshalb senden die KüchenKonzerte nicht aus einem sterilen Studio mit künstlicher Kulisse, sondern wahrhaftig aus der heimischen Kombüse des Gastgebers Marco Antonio Reyes Loredó im wilden Hamburg-Wilhelmsburg.

Produktion: Hirn und Wanst GmbH, Eva Steindorf; Regie: Geli Fuchs; Kamera: Paul Spengemann, Jonathan Miske; Schnitt: Geraldine Sulima; Ton: Holger Kress; Moderation: Marco Antonio Reyes Loredó; Redaktion: Lena Goliasch (ZDF.kultur), Kerstin Schaefer, Marco Antonio Reyes Loredó, Marcel Wicker, I. Reimers (KüchenKonzerte); Erstaussstrahlung: ZDF.kultur, ab Freitag, 26.8.11, 22.00 Uhr; Sendelänge: je 58 Minuten

Die Show des Scheiterns (ZDF.kultur/ZDF)

Denn in dieser schräg gebürsteten TV-Veranstaltung berichten Menschen von ihren gescheiterten Projekten, Visionen und Lebensentwürfen. Moderator und Conferencier Vincent Beautier rollt für seine Gäste den roten Teppich aus: Für den Kampf um ihre Ideen und für ihre Risikobereitschaft, alles auf eine Karte zu setzen. „Die Show des Scheiterns“ liefert eine subversive Mischung aus überraschenden Interviews, pseudophilosophischem Diskurs, infantiler Spielfreude und subkulturellem Wodkagelage

Produktion: PropellerFilm Berlin; Autor: KULTURMASSNAHMEN; Regie: Axel Ludewig; Kamera: Maik Behres, Rene Gorski, Tobias Albrecht, Arev Karpert; Moderation: Christoph Bauer; Redakteure: Katja Tamchina, Lara Bauerkamp, Lena Goliasch, Wolfgang Bergmann; Erstaussstrahlung: ZDF.kultur, ab 07.10.2011 immer freitags, 22 Uhr; Sendelänge: je 54 Minuten

Pelzig hält sich (ZDF)

Investigativ, ironisch, idyllisch und oft unberechenbar. Kabarettist und Gastgeber Frank-Markus Barwasser zeigt in „Pelzig hält sich“, wie man Haltung in einer Unterhaltung wahrht. Bewaffnet mit einer enthemmenden Bowle lädt der Unruhestifter Politiker, Wissenschaftler und interessante Menschen nach München ein. Weil Pelzig die Welt immer etwas anders betrachtet, sind auch seine Fragen anders. Und weil seine Fragen anders sind, gibt es auch häufig andere Antworten.

Produktion: ZDF Eigenproduktion; Regie: i.d.R. Frank Hof, hier: Peter Schönhofer; Kamera: Beate Häring; Schnitt: Dagmar Zeunert; Ton: Florian Keinert; Moderation: Franz-Markus Barwasser; Redaktion: Stefan Denzer, Elke Frühling, Nils Paulerberg; Erstaussstrahlung: ZDF, ab Dienstag, 12.04.2011; Sendelänge: je 60 Minuten



Grimme
Akademie

Programmstrategien 2015

Comedy Master Class

Workshops für den TV-Nachwuchs

Frankfurter Hörfunkgespräche

Praxisgespräche Comedy und TV

Seminar Medienjournalismus

media4us

Goch-TV

www.grimme-akademie.de | Die Grimme-Akademie ist auf facebook

Stadtwerke
GOCH

Wir sind da.



Energie für einen vollen Akku.



Die Stadtwerke Goch GmbH, das eigene Energieversorgungsunternehmen der Stadt Goch, bietet Strom, Gas und Wasser aus einer Hand. Und engagiert sich für die Förderung kultureller Veranstaltungen und Initiativen. Die Stadt Goch und das Grimme-Institut sind seit 2008 in einer Medienpartnerschaft verbunden. Mit Hilfe der Grimme-Akademie wurde das Medienprojekt GOCH.TV verwirklicht. Die Webseite www.goch.tv ist eine interaktive Videoplattform für alle Gocherinnen und Gocher, die miteinander Stadtfernsehen machen wollen.



Partner



Grimme
Institut

Telefon 0 28 23/ 93 10-0

www.stadtwerke-goch.de

Klein gegen groß – das unglaubliche Duell (ARD/NDR)

Zum ersten Mal überhaupt präsentiert Kai Pflaume eine große Samstagabendshow. Seine Kandidaten: Kinder mit ungewöhnlichen Talenten, die im Duell mit Prominenten beweisen müssen, wie gut sie wirklich sind. Ein sechsjähriger Junge, der alle Länder der Erde an den Umrissen erkennen und von jedem Land alle Nachbarländer aufzählen kann, ein zehnjähriges Mädchen, das unter Wasser Trompete spielen möchte und eine 14-Jährige, die besondere Literaturkenntnisse mitbringt. Wer kann's besser? Die kleinen Herausforderer oder die erwachsenen Profis?

Produktion: I&U Information & Unterhaltung TV Produktion; Regie: Thomas Klees; Schnitt: F. Hecker; Ton: U. Herrmuth; Moderation: Kai Pflaume; Redaktion: A. Gerling (NDR); Erstausstrahlung: Das Erste, Sa., 11.06.11, 20.15 Uhr; Sendelänge: 194 Minuten

Pastewka (5.Staffel) (Sat.1)

Wie auch in den Staffeln davor gewährt Bastian Pastewka seinen Fans Einblicke in sein aufregendes Leben und zeigt wie viele unerwartete Pannen und skurrile Geschichten sein Alltag mit sich bringt. Und wieder sind viele Prominente mit Gastauftritten zu sehen: Bei Hugo Egon Balder bringt Bastian seine Erzfeindin Svenja Bruck als Putzhilfe unter, mit Michael Kessler konkurriert er um die Hauptrolle in einer Sitcom der Extraklasse, Bernd, das Brot, befällt seine Wahrnehmungen und Roger Willemssen versucht er zu manipulieren, um Annette Frier zu schaden.

Produktion: Minestrone TV GmbH, Brainpool TV; Buch: Chris Geletnek, Sascha Albrecht, Batian Pastewka, Roland Slawik, Peter Güde, Manuel Butt, Dietmar Jacobs, Moritz Netenjakob; Regie: Joseph Orr, Jan Markus Linhof; Kamera: Günther Handwerker, Eddie Schneidermacher; Schnitt: Mareile Marx-Scheer, Katja Beck; Ton: Saskia Seeger; Moderation: Bastian Pastewka; Redaktion: Josef Ballerstaller; Erstausstrahlung: Sat.1, ab Freitag, 18.2.2011, 22.15 Uhr; Sendelänge: je 24 Minuten

Danni Lowinski (2.Staffel) (Sat.1)

Danni Lowinski ist die ungewöhnlichste Rechtsanwältin von Köln. Statt in einer Anwaltskanzlei empfängt die gelernte Friseurin ihre Mandanten an einem Klappstisch in einer Einkaufspassage. Zwischen Parkhauslift und Schlüsseldienst bietet sie Rechtsberatung für einen Euro pro Minute an. Mit beeindruckendem Durchsetzungsvermögen und Improvisationstalent streitet Danni vor Gericht um das Recht der kleinen Leute.

Produktion: Phoenix Film Karlheinz Brunnemann GmbH & Co. Produktions KG; Buch: Benedikt Gollhardt; Regie: Peter Gersina, Zoltan Spirandelli, Uwe Janson, Richard Huber; Kamera: Robert Berghoff, Oliver-Maximilian Kraus; Schnitt: Knut Hake, Melania Singer; Ton: Michael Felber; Musik: Edition Meister; Darstellung: A. Frier, N. Becker, J. Sosniok, O. Fleischer, A. Siefert, T. Mewes; Redaktion: Th. Biehl (Sat.1); Erstausstrahlung: Sat.1, Montag, 14.03.2011, 21.15 Uhr; Sendelänge: je 45 Minuten

Stromberg (5.Staffel) (ProSieben)

Einen Bernd Stromberg kann man nicht einfach in einem Kaff wie Einsdorf versacken lassen – jetzt ist er in der 5. Staffel zurück in der Capitol-Zentrale und dabei erfolgreicher denn je. Stromberg ist wie ein Vulkan, er kann jahrelang ruhig bleiben, aber eines Tages geht er hoch. Ganz hoch womöglich, in die Chefetage, denn Stromberg will es noch mal wissen. Und eins weiß er jetzt schon: Karriere ist kein Plattenbau. Karriere ist ‚ne Pyramide – und da ist ganz oben nur noch Platz für einen.

Produktion: Brainpool TV GmbH; Buch: Ralf Husmann, Sonja Schönemann, Tankred Lerch, Ralf Betz, Moritz Netenjakob, Dietmar Jacobs, Peter Güde; Regie: Arne Feldhusen; Kamera: Johannes Imdahl; Schnitt: Benjamin Ikes; Ton: Bernd Hackmann, Klaus Oesterwind; Darstellung: Christoph Maria Herbst, Bjarne I. Mädel, Lars Gärtner, Milena Dreißig, Diana Staehly, Oliver K. Wnuk, Laurens Walter; Redaktion: Dagmar Harms; Erstausstrahlung: ProSieben, ab Dienstag, 8.11.2011, 22.15 Uhr; Sendelänge: je 24 Minuten

Der Tatortreiniger (NDR)

„Meine Arbeit fängt da an, wo sich andere vor Entsetzen übergeben“ – das ist die stark vereinfachte, aber zutreffende Beschreibung von Bjarne Mädels Job als Tatortreiniger in der neuen Comedy des NDR Fernsehens. Mit Desinfektionsmitteln, Schrubber und Putzlappen bewaffnet, ist Heiko „Schotty“ Schotte immer der letzte am Leichenfundort. Täglich macht er die Erfahrung, dass der Mensch am Ende auch nur Materie ist. Bei seinen Einsätzen trifft Schotty auf Angehörige, Freunde oder Bekannte der Verstorbenen. Und die bringen die Weltsicht des pragmatischen Reinigungsfachmanns vorübergehend ins Wanken.

Produktion: Studio Hamburg Filmproduktion; Buch: Mizzi Meyer; Regie: Arne Feldhusen; Kamera: Kristian Leschner; Schnitt: Benjamin Ikes; Ton: Maarten van de Voort; Darsteller: Bjarne Mädel; Darstellung Episoden: Katharina Marie Schubert (Fo 1), Anneke Kim Sarnau (Fo 1), Charlie Hübner (Fo 1), Bernd Moss (Fo 2), Christine Schorn (Fo 3), Rebecca Brüggemann (Fo 4), Michael Wittenborn (Fo 4); Redaktion: Stephanie Bogon, Bernhard Gleim; Erstausstrahlung: NDR, Fr., 23.12.11, 03.30 Uhr, Sendelänge: je 27 Minuten

UNTERHALTUNG: SPEZIAL**An Anke Engelke, Judith Rakers und Stefan Raab**

für den Aufsehen erregenden Opening Act und die Gesamtpräsentation der Final-Sendung des Eurovision Song Contest 2011 (ARD/NDR)

An die Autoren Johannes Büchs, Matthias Grübel, Martina Hauschild, Alicia Anker, Julian Amershi und den Sprecher Robert Missler

für die Produktion der Rubrik „NNN – Neueste Nationale Nachrichten“ in der Satire-Sendereihe „Extra 3“ (NDR)

An das Schauspielerteam des Münster-„Tatorts“ mit Jan Josef Liefers, Axel Prahl, Christine Urspruch, Mechthild Großmann, Frederike Kempter und Klaus D. Clausnitzer

für langjährige herausragende Leistung in der humoristischen Fernsehunterhaltung (ARD/WDR)

UNTERHALTUNG: PREISTRÄGER**Der Tatortreiniger (NDR)**

ausführlich ab Seite 76

Walulis sieht fern (Tele 5)

ausführlich ab Seite 78

Harmonie nur auf den letzten Blick

Aus der Nominierungskommission Unterhaltung

| von Thorsten Ziebell

Arbeitsamt Marl. Da stelle ich den Wagen ab, in Sichtweite des Grimme-Instituts. Dort sind schon alle Parkplätze belegt in dieser Woche der Wahrheit. Showdown der Kritiker, ein Tribunal aus Volkshochschulvertretern, Universitätsgesandten und Medienjournalisten. Bewaffnet mit geballtem Fachwissen über Plots, Inszenierungsstrategien und Investigativjournalismus. Die Nominierungskommissionen tagen. Festes Sitzfleisch ist nötig, die Listen sind lang und müssen gnadenlos abgearbeitet werden, nach bestem Wissen und Gewissen, versteht sich. Zur Sichtung stehen alle Formate eines Fernsehjahrgangs, die in das breite Spektrum des Begriffs Unterhaltungsfernsehen fallen – jedenfalls das, was sich Sender, Produktionsfirmen, Zuschauer und Kommissionsmitgliedern darunter vorstellen.

Von RTLII-Formaten wie „Die Wollnys“ (einer Doku-Soap, die den Alltag einer 13-köpfigen Hartz-IV-Familie begleitet), einer abgedreht- infantilen Gameshow „Bingo, Bingo“ bis hin zu den künstlerisch-ambitionierten „Konspirativen Küchenkonzerten“ (ZDFkultur) oder gar ironisch-trockener Lyrik („Olaf TV“ von 3sat) ist alles dabei im Kaleidoskop des sich sukzessive türmenden DVD-Berges.

Los geht die wilde Fahrt auf der Meerenge der deutschen Fernsehunterhaltung. Und man muss nicht lange darauf warten, bis die ersten Wellen an Bord schlagen. Bereits bei Listenbeitrag Nr.7, der Musik-Doku „Cover my Song“ von VOX, einer Adaption des niederländischen Formats „Cover me“, bricht die nun seit Jahren existente Grundsatzdebatte los: Wie

„Cover me“, bricht die nun seit Jahren existente Grundsatzdebatte los: Wie nämlich umgehen mit Formatadaptionen.

nämlich umgehen mit Formatadaptionen, die sich teilweise nicht einmal klar zu erkennen geben, oder Lizenzformaten, die in vielen Ländern nach Vorgabe und Rezept des Lizenzgebers durchdekliniert werden?

In unserer Runde sorgt diese Auseinandersetzung für eine Art Running Gag. Auf der einen Seite gibt es die Position, dass diesen Formaten nur eine geringe eigenständige Leistung zuzugestehen sei. Auf der anderen Seite steht die Argumentation, dass es eigentlich alles schon einmal gab und vorhandene Elemente lediglich neu zusammengesetzt werden. Und genau diese Leistung, ein Format mit gängigen Mitteln („State of the Art“) zu einer großen, mitreißenden, runden und bestenfalls live gesendeten Familien-Unterhaltungsshow auszuformen, sei das, was gutes Unterhaltungsfernsehen bieten soll.

Als Beispiel wird hier regelmäßig auf „Let's dance“ von RTL verwiesen, das sozusagen als Frontobjekt dient, an dem die jeweilige Argumentati-



Foto: NBR / Thorsten Jander

Hinterlässt Spuren beim Zuschauer: „Schotty“, der Tatortreiniger

onkette abgearbeitet wird. Aus der Runde kommt die Anregung, diesen Dauerkonflikt einmal grundsätzlicher von einem Gremium erörtern zu lassen. Bezogen auf die Statuten gesellt sich dazu auch der Vorschlag, Nachnominierungen auf die Anzahl eines statt zwei Formaten zu beschränken. Dies, weil Teile der Nominierungskommission ihre Arbeit der Vorsicht nicht entsprechend gewürdigt empfinden, wenn, wie bereits geschehen, am Ende die von Juryseite nachnominierten Formate nachnominiert auch noch beide Preise einheimsen.

Letztendlich rutscht „Cover my Song“ dann in der Endabstimmung, getragen von einem

flammenden Plädoyer, noch knapp in die Nominierungsränge. Mit dem Hauptargument, die Thematisierung einer Jugendkultur wie HipHop sowie das Generationen verbindende Aufeinandertreffen von Schlagerstars vergangener Tage und jungen Rappern sei ein untererstütztes Projekt. Auch wenn durch den Produktionsanteil von Sony hier selbstverständlich crossmediale Synergieeffekte geschaffen werden sollen und der Kreis der ausgewählten Künstler dadurch vorgegeben eingeschränkt ist.

Joko und Klaas, die scheinbar nur wie siamesische Zwillinge als Duo zu verpflichten sind, klopfen allein mit vier Formaten an die Grimme-Pforte. In „Neo Paradise“ (ZDFneo) kommen ihre Talente dabei am besten zur Geltung. Insbesondere im Beitrag „BungaBunga-Party“ ist es amüsant zu beobachten, wie Joko Winterscheidt mit den gestiegenen Anforderungen an seine Person als Beitragsmacher spielt (Stichwort „zweite Ebene“) und seine neue Rolle, als nun vermeintlich auch politisch-



Foto: ZDF / Julie Röhr



Foto: WDR / Schmidtbauer



Foto: Willi Weber



Foto: ZDF / Jens Hartmann

Nominierungskommission Unterhaltung

Von links nach rechts

René Martens, Dr. Gerd Hallenberger,
Rainer Unruh, Thorsten Ziebell,
Dieter Anschlag, Ronny Blaschke



Foto: Guido Kowalski

investigativer Journalist eines öffentlich-rechtlichen Senders, transparent austariert. Im Vorgängerformat „MTV-Home“, aus dem viele Elemente übernommen wurden, waren die Funktionen stärker auf die eines Präsentators, Moderators und Talkers begrenzt.

Bei den noch folgenden beiden Formaten ist sich die Kommission absolut einig, dass diese Sendungen besonders positive Erscheinungen des aktuellen Fernsehjahrgangs sind. Die „Show des Scheiterns“ (ZDFkultur), die an Christoph Schlingensief Partei „Chance 2000“ mit dem Slogan „Scheitern als Chance!“ erinnert, stellt einen erfrischenden Gegenentwurf zu den grassierenden Casting-Shows dar, die, von Superlativen durchtränkt, wahlweise den Superstar, das Supertalent, das perfekte Model oder die besten und klügsten Deutschen suchen. In diesem Show-Format wird der Fokus nämlich auf Dinge gelegt, die einfach mal richtig danebengegangen sind: gescheiterte Großprojekte, zerplatzte Lebensträume und Niederlagen, die das Leben eben so schreibt.

„Walulis sieht fern“ ist ein bei Tele 5 in der Over Night ge-(oder besser) versendetes vierteiliges Comedyformat, das methodisch Parallelen zu „Kalkofes Mattscheibe“ (Grimme-Preis 1996) aufweist. Allerdings wirken hier mehrere Protagonisten mit. Das Format ist in seinem Duktus weniger vulgär. Durch eine satirische Analyse, die Hintergründe und Funktionsweisen von Fernsehsendungen aufzeigt und entlarvt, ist dieses Format in gewissem Maße, auch im Sinne der Volkshochschule, eine aufklärerische medienpädagogische Sendung – die zugleich unterhält.

Nach diesen Perlen zu tauchen, die auf Spartenkanälen und ohne großes Promo-Tamtam gezeigt werden – zu Zeiten in denen kein Mensch ohne Schlafstörungen oder Schichtarbeit mehr zuguckt –, genau das ist die Arbeit, die den Grimme-Preis und seine Nominierungskommissionen ausmacht. Und dafür lohnt es sich auch, in einer Marathonsichtung viele Beiträge auf sich wirken zu lassen, die einen keinesfalls zum Schmunzeln, geschweige denn zum Lachen, bringen.

Nach den zuvor ausgefochtenen Diskussionen während der Sichtungsphase entwickelt sich die endgültige Abstimmung dann durchaus zu einem harmonischem Prozess des Gleichklangs, in dem über die Nominierungsliste zügig Einigkeit hergestellt wird – kein ganz leichtes Unterfangen, wenn es gegen Ende des Prozederes einer Unterhaltungskommission um die Vergabe der letzten möglichen Nominierungsränge geht.

Als ich dann schlussendlich, teilweise erleichtert vom „Nominierungsdruck“, das Institut verlasse, kommt mir der Titel einer jungen kontrovers diskutierten HipHop-Kombo in den Sinn, die in einem ihrer Lieder zu skandieren pflegt: „Raus aus dem Amt, ab an die Bar, und alle: Schalalalala!“ Und ich muss eingestehen, dass die gesichtete Flut an Strategien, Realität zu inszenieren, auch schon auf mich abgefärbt hat. Ehrlich gesagt, bin ich gar nicht mit dem Auto vorgefahren, wie einleitend behauptet, sondern habe Zug und Taxi genommen. Aber vier Jahre zuvor war es tatsächlich so – das nennt sich dann wohl Scripted Reality: Realität wie sie nicht ist, aber sein könnte... ■



Foto: Tele 5/atkv

Entdeckung im Spätprogramm von Tele 5: „Walulis sieht fern“

Thorsten Ziebell

Thorsten Ziebell, geboren 1978 in Bremen, studierte populäre Musik, Soziologie und Ethnologie in Berlin. Seinen Abschluss machte er in Kommunikationswissenschaften, Psychologie und Pädagogik an der Universität Münster. Praktische Erfahrungen sammelte er unter anderem bei ARD, ZDF und Brainpool. Zurzeit arbeitet er als Lehrbeauftragter und Übungsleiter in München.



Foto: Andrie Cuérelattée

Grimme-Preis | Unterhaltung

Der Tatortreiniger

NDR

Produktion: Studio Hamburg FilmProduktion

UNTERHALTUNG



Foto: NDR/Thorsten Jander

Produktion: Studio Hamburg
FilmProduktion

Federführender Sender: NDR

Buch: Mizzi Meyer

Regie: Arne Feldhusen

Kamera: Kristian Leschner

Schnitt: Benjamin Ikes

Ton: Maarten van de Voort

Musik: Carsten Meyer

Darstellung: Bjarne Mädel; K. M. Schubert (Fo 1), A. K. Sarnau (Fo 1), C. Hübner (Fo 1), B. Moss (Fo 2), Ch. Schorn (Fo 3), R. Brüggemann (Fo 4), M. Wittenborn (Fo 4)

Redaktion: S. Bogon, B. Gleim

Erstausstrahlung: NDR, ab Freitag,
23.12.11, 03.30 Uhr

Sendelänge: je 27 Minuten

Der Tatortreiniger

Der Duftbaum im Wagen riecht nach „Sportfrische“, während das Hawaii-Mädchen bei jeder Unebenheit der Straße am Rückspiegel tanzt. Der Wagen gehört Heiko „Schotty“ Schotte. Von Beruf: Tatortreiniger. Er beseitigt alles, was eine Bluttat hinterlässt. Flecken im Teppich, Bad oder am Fenster – was für die Leute der Spurenbeseitigung, kurz Spube, eben so anfällt. Kaum ist die Leiche vom Tatort entfernt, beginnt Schottys Arbeit. Und eigentlich könnte er auch ungestört arbeiten, würden nicht immer Personen auftauchen, die mit dem Opfer in Verbindung stehen. „Ach sie putzen? Sie haben mit der Polizei gar nichts zu tun?“, fragt die Prostituierte Maja verwundert, die eigentlich zu jenem Kunden wollte, der noch vor wenigen Minuten mit den Füßen zuerst aus der Wohnung getragen worden ist. Für Schotty ist die Tatortreinigung ein alltägliches Geschäft. Und so wundert es kaum, dass er – nachdem er am Ort des Geschehens angekommen ist – zunächst einmal die Brötchendose rausholt und eine Runde Fußball schaut. Dass Schotty auch anders kann, beweist er im Gespräch mit einem ermordeten Psychologen, der ihm in seinen Gedanken erscheint. Während Schotty gerade das Blut aus dem Teppich schrubbt, philosophieren sie über das Leben. Als schließlich eine übergewichtige Patientin vorbeischauf, versucht Schotty, sich mit ihr zu verabreden. Vergeblich. Trotz aller Abgeklärtheit hat der Tatortreiniger das Herz am rechten Fleck. Anders würde man seinen Job auch nicht durchstehen. „Leute sterben eben. Das ist ganz normal.“

**Grimme-Preis
an**

Mizzi Meyer
(Buch)

Arne Feldhusen
(Regie)

Benjamin Ikes
(Schnitt)

Bjarne Mädel
(Darstellung)

für
Der Tatortreiniger
(NDR)

Produktion: Studio Hamburg FilmProduktion

BEGRÜNDUNG DER JURY:

Blut, Knochen, Knorpel, Gehirnmasse: Wenn Tatortreiniger Heiko „Schotty“ Schott seine Arbeit getan hat, dann soll von so was keine Spur mehr sein. Zum Glück stellt sich beim Zuschauer der Serie ein gegenteiliger Effekt ein: Bei ihm hinterlässt Schotty selbst lang anhaltende Spuren. So gutes Fernsehen prägt sich nämlich ein.

Aus der kleinen, feinen Idee, einen Tatortreiniger bei der Arbeit zu begleiten, hat Autorin Mizzi Meyer ein Kammerspiel der besonderen Art entwickelt. Bei jedem Einsatz ergibt sich für Schotty ein tête-à-tête mit einer Person aus gänzlich anderem Umfeld – und mit überraschenden Folgen. Mal wird Schotty selber kriminalistisch aktiv, mal inspiriert er Literatur, mal schlägt er sogar erotische Funken.

Doch beim „Tatortreiniger“ wird nicht einfach der Clash der Figuren gefeiert. Dank Mizzi Meyers wunderbaren Dialogen und der präzisen Montage von Benjamin Ikes wechseln sich in Schottys Begegnungen Annäherung und Befremden, Verständnis und Entsetzen fliegend ab. Genauso häufig, wie sich Schotty wundert, in welche Parallelwelt er da reingelassen ist, staunen seine Kunden über den Mann, dem selbst ein aufgeplatzter Schädel nicht den Appetit auf ein Wurstbrot vermiest. Was eben noch Charakterstudie war, wird im Handumdrehen zur Milieu-Satire.

So entwickelt der „Tatortreiniger“ ganz beiläufig ein Tempo, an dem sich manche vermeintlich hochtourige Sketch-Reihe ein Beispiel nehmen könnte. Dass mit Arne Feldhusen ein überaus erfahrener Comedy-Mann Regie führt, merkt man der Serie übrigens im besten Sinne nicht an: Hier herrscht keine Routine, sondern weht ein frischer, norddeutscher Wind.

Aber was wäre der „Tatortreiniger“ ohne seinen Hauptdarsteller Bjarne Mädel? Von ihm ist man schon viel Gutes gewohnt. Aber Schotty ist eine Figur aus dem Leben fürs Leben. Trottelig, wenn er's sein darf, blitzgescheit, wenn er's sein muss, navigiert Mädel seinen Schotty souverän durch den Mikrokosmos Hamburg. Selten erschien Bauernschläue so gemütlich und vertrauenserweckend.

Sollte man sich als Kritiker einmal aus Verzweiflung über manches Fernsehprogramm oder besonders abwegige Sendetermine etwas antun – man wünschte sich, Schotty würde sich anschließend um die sterblichen Reste kümmern. ■

Mizzi Meyer

Geboren wurde Mizzi Meyer 1973 in Hinterwaldwies, Oberbayern. Sie hat eine glückliche Kindheit, geht zur Mädchenrealschule und zur Hauswirtschaftsschule. Während einer USA-Reise verliebt sie sich in Ken Bradlow, einen Westernreiter. Sie heiraten und eröffnen einen Ponyhof mit Frühstückspension in Vorderwaldwies, wo sie lebt und schreibt.



Foto: Meyer

Arne Feldhusen

Geboren 1971 in Rendsburg, Schleswig-Holstein, arbeitete Arne Feldhusen schon mit 22 Jahren bei diversen Filmproduktionen. 1999 drehte er mit „Straßenkinder in Deutschland“ seinen ersten Dokumentarfilm. Bei „Lammbock“ von Christian Zübert war er musikalischer Berater. Darüber hinaus führte Feldhusen bei zahlreichen Folgen von „Ladykracher“ und „Stromberg“ Regie. Daneben dreht er auch Werbespots für verschiedene Unternehmen. Für seine Leistungen wurde er bereits mehrfach ausgezeichnet und für zahlreiche weitere Preise nominiert.



Foto: Irina Ruppert

Benjamin Ikes

Geboren wurde Benjamin Ikes 1978 in Bocholt. Nach einem Schnitt-Volontariat in Köln war er als Soundeditor und Soundmixer bei der „Lindenstraße“ tätig. Danach studierte er an der ifs Köln Schnitt/Filmmontage und ist seit mehr als zehn Jahren freier Filmeditor für verschiedene Film- und Fernsehgenres. Zu seinen bisherigen Produktionen zählen unter anderem „Wahrheit oder Pflicht“, „Golden Lemons“ sowie mehrere Folgen von „Stromberg“ und der „Der kleine Mann“. Ikes wurde bereits für den Schnittpreis „Film+“ nominiert. Er lebt in Berlin.



Foto: Ikes

Bjarne Mädel

Geboren 1968 in Hamburg, absolvierte Bjarne Mädel seine Schauspielausbildung an der Hochschule für Film und Fernsehen „Konrad Wolf“. Danach stand er in Rostock und Wien auf der Bühne und war Ensemblemitglied beim Deutschen Schauspielhaus Hamburg. Einem großen Publikum wurde er durch seine Rolle als Bertold „Ernie“ Heisterkamp in „Stromberg“ bekannt. Daneben wirkte er in zahlreichen Film- und Fernsehproduktionen mit. Seit 2008 ist er einer der Hauptdarsteller in der ARD-Serie „Mord mit Aussicht“. Seine erste eigene Serie, „Der kleine Mann“, lief 2009 auf ProSieben.



Foto: Mädel

*„Eigentlich wollten wir, dass der Tatortreiniger
„Der Letzte Dreck“ heißt.*

*Falls er mal einen Preis bekommt und wir sagen
können: Dieser Preis ist für Den Letzten Dreck!!!
Danke, Grimme-Institut!“*

Arne Feldhusen

Grimme-Preis | Unterhaltung

Walulis sieht fern

Tele 5

Produktion: afk tv



UNTERHALTUNG

Produktion: afk tv
Federführender Sender: Tele 5
Buch: Philipp Walulis, Tobias Klose
Regie: Philipp Walulis
Kamera: Chris Fay
Schnitt: Philipp Walulis
Ton: Tobias Ebner, Thomas Schröder
Musik: Sebastian Fischer
Moderation: Philipp Walulis
Redaktion: Tina Lohmann (Tele 5), Klaus Kranewitter (afk tv)
Erstausstrahlung: Tele 5, ab Donnerstag, 08.12.2011, 00.40 Uhr
Sendelänge: je 25 Minuten

Walulis sieht fern

„Wenn die Realität zu langweilig wird, muss man täuschen“, erklärt Philipp Walulis. Gerne greift er gescriptete Formate wie „Bauer sucht Frau“ oder die „Schulermittler“ auf, um zu zeigen, wie Fernsehen auch gemacht werden kann – aber nicht unbedingt sollte. Im Mittelpunkt steht bei „Walulis sieht fern“ das Fernsehen mit seinem bunten Programm: von leicht bis ernsthaft, von Trash bis anspruchsvoll. Zahlreiche Programmwunder werden schnell entzaubert. In Philipps Fernseh-Fibel lernt der Zuschauer etwas über die Kunst des Fernsehens und schnell wird klar, dass es sich auch beim Dschungelcamp bereits um „Mittelschichtenfernsehen“ handelt. Bei Walulis bleibt der Humor eben nicht auf der Strecke. In einem Einspieler zeigt er nicht nur in 123 Sekunden einen exemplarischen Tatort, mit dem er die Dramaturgie der Krimi-Reihe aufs Korn nimmt, sondern zeigt auch, wieso Fernsehen und Voyeurismus unmittelbar miteinander zusammenhängen. „Abwärtsversicherung“ nennt Walulis das Phänomen. Anderen geht es offenbar immer noch ein wenig schlechter. Wenn sie nicht wenigstens noch etwas dicker sind als man selbst, sind sie zumindest weniger intelligent. „Walulis sieht fern“ ist Fernsehen über Fernsehen. Das Material rekrutiert sich dabei vor allem aus Casting-Shows, fiktiven Partnervermittlungen im Privatfernsehen, Kochsendungen und allerhand Boulevard-Formaten. Der junge Gastgeber kommt dabei jedoch nicht als neun-malkluger Fernsehnovize daher, sondern vielmehr als jemand, der mit zwinkerndem Auge die eigene Branche karikiert.

**Grimme-Preis
an**

Philipp Walulis

**für
Walulis sieht fern
(Tele 5)**

Produktion: afk tv

BEGRÜNDUNG DER JURY:

In den (Un-)Tiefen des Programmangebots – beim Kleinsender Tele 5 nach Mitternacht – verborgen, findet sich eine der vergnüglichsten Entdeckungen des TV-Jahres. „Walulis sieht fern“ amüsiert den Normalzuschauer und lässt den professionellen Fernsehbeobachter geradezu diebische Freude empfinden. In vier Halbstündern zieht das Format treffsicher alles durch den Kakao, was populäres Format-TV heute ausmacht. Die ewig gleiche „Tatort“-Stanze wird ebenso entlarvt wie das Standardprinzip hinter Coaching-, Dating- oder Koch-Doku-Soaps.

Philipp Walulis und seine Mitstreiter beobachten so präzise, dass ihre Form der Satire als wertvoller Beitrag zu Medienkritik und Medienpädagogik durchgehen kann. Schon mancher Journalist und Wissenschaftler hat sich wortreich an den modernen Nerv-Phänomenen abgearbeitet, die der Preisträger spielerisch auf den Punkt bringt. Obwohl mit schmalstem Budget produziert, sind seine Parodien auf das typische „D-Promi-Dinner“ oder das einschlägige „Landwirt sucht Liebe“ im Look erfrischender und in der Pointensicherheit ergiebiger als viele große Prime-Time-Comedys.

Mit dem „Typischen Tatort in 123 Sekunden“, dem Glanzstück der Reihe, ist Walulis zudem ein echtes Social-Media-Phänomen gelungen: rund 350.000 YouTube-Abrufe innerhalb von zwei Monaten. Am Präsidiumsschreibtisch fragt der Kommissar die Kommissarin: „Sag mal, weshalb sind wir eigentlich so unterschiedlich?“ Sie: „Damit Spannung zwischen uns entsteht.“ Er: „Und was bringt das dem Zuschauer?“ Sie: „Hin und wieder wird es deshalb zu lustigen Situationen zwischen uns kommen.“ Später will er wissen: „Haben wir eigentlich schon ein Thema von gesellschaftlicher Relevanz?“ Sie: „Du meinst den verkrampten sozialkritischen Einschlag? Kommt jetzt – Atomlobby!“

Die Spielfreude von Walulis' Freunden und Bekannten, die ihn vor der Kamera unterstützen, verwandelt fies-feine Texte in sehenswerte Kabinettstückchen. Zwar begleitet Walulis das eigene Medium mit kritischem, teils deftigem Humor, doch erfreulicherweise bleiben ihm sowohl der übertriebene Aufklärungsgestus als auch der Zynismus mancher Medienmagazine fremd. „Fernsehen macht blöd – aber auch unglaublich viel Spaß!“, heißt das gelebte Motto des Preisträgers. Diese Einstellung kann der Branche wie ihren Konsumenten nur gut tun. Eine Fortsetzung von „Walulis sieht fern“ ist aus Sicht der Grimme-Jury daher dringend angeraten. ■

Philipp Walulis

Während seines Studium der Theater-, Kommunikationswissenschaft und Psychologie an der LMU München arbeitete Philipp Walulis, geboren am 1980 in Starnberg, mehrere Jahre als Radioautor. 2007 entwickelte er die auf münchen.tv ausgestrahlte Comedy „Aggro Grünwald – Die Stehkrägen“. Außerdem war er Moderator und Redakteur bei der Jugendsendung „MyPokito“ auf RTL II. Für seine Arbeit hat er mehrere Preise gewonnen, unter anderem den Bayerischen Hörfunkpreis sowie den Fernseh-Anerkennungspreis der Bayerischen Landeszentrale für neue Medien.



Foto: Matthias Kestel

„In einer Reihe mit all den anderen großen Preisträgern zu stehen, ist eine unglaubliche Ehre und bereitet mir riesige Freude. Außerdem glaubt mir jetzt endlich auch meine Oma, dass das, was ich mache, wirklich ein Beruf ist.“

Philipp Walulis



Foto: Tele 5/afk tv

„Walulis sieht fern“ nimmt die Dramaturgie von Krimis aufs Korn



**58. Internationale
Kurzfilmtage Oberhausen
26. April – 1. Mai 2012**

**Oberhausener Manifest
1962 – 2012**

**www.kurzfilmtage.de
Lichtburg Filmpalast**



Information Unterhaltung

Aus der Jury Unterhaltung

| von Hans Hoff

Unterhaltung ist, wenn man lacht. Wenn irgendwo etwas lustig ist, dann kommt es in die Unterhaltung. Das hält die anderen Jurys frei von diesem leichten, von diesem unnützen Kram, dann kann man sich dort besser konzentrieren auf Dinge von Wert, auf Themen von Tiefe, auf das Wahre, Gute und das intellektuelle Sowieso. Auf solche Merksätze kommt man, wenn man an einem bitterkalten Dienstag die Arbeit in der Jury Unterhaltung aufnimmt und sich wundert, was einem da von der Nominierungskommission alles vor die frierenden Füße gespült wird.

Dabei könnte alles so einfach sein. Wenn es nach mir ginge. Dann würde ich „Walulis sieht fern“ und die NDR-Serie „Der Tatortreiniger“ auszeichnen und direkt wieder aus Marl verschwinden, fort von den arktischen Temperaturen, der – Achtung Wortspiel – grimmigen Kälte, die draußen die Gegend pittoresk gestalten, die aber auch im Inneren des Hauses klarmachen, dass man dieses einst eher für den Sommer gebaut hat. Bildung nur bei hohen Temperaturen oder so ähnlich. Vielleicht hat aber damals noch ein Kohleöfchen in der Ecke gestanden, und die wackeren Bergleute der Umgebung kamen vorbei, um ein Säckchen Kohle für

Wir zerlegen Konzepte, analysieren, und das eine oder andere Mal lerne ich tatsächlich etwas von den Kollegen.

die Grimme-Juroren zu spenden. Heute kommt nur der Bürgermeister vorbei und verschenkt Plastiktütchen, die man erfreut als Süßigkeitenbehälter entgegennimmt, um dann festzustellen, dass doch nur Grubgold drin ist, Kohle also. Indes: Der Ofen fehlt.

Also bleibt es klirrend kalt, vorne im Aquarium genannten Schaufenster des Grimme-Instituts. Zu besichtigen sind darin neun Juroren, die unterschiedlich gut mit den Tiefkühlverhältnissen klarkommen. Die einen bibbern vor sich hin, die anderen lassen sich von ihrem Speck beschützen, und der Rest versucht, die Kälte einfach zu ignorieren. Wenigstens läuft man nicht Gefahr, sich die Köpfe heißzureden.

Obwohl es dazu doch durchaus Anlass gäbe, denn die anderen acht ticken nicht so, wie ich will. Ich schaue mir die Runde an und sehe keine Chance, meine Vorschläge per Blitzentscheidung durchzubringen. Die sehen so aus, als wollten sie alles angucken, was da auf der Liste steht. Solchen Leuten soll man nicht mit schnellen Vorschlägen kommen, das kann unabsehbare Folgen haben. Ich weiß das. Ich saß schon mal in einer Jury und habe gleich zu Anfang gesagt, meine Mission sei, einen Grimme-Preis für Barbara Schöneberger zu verhindern. Taktisch war das, nun ja, zumindest unklug. Ich handelte mir nämlich eine ellenlange Diskussion ein, in deren Verlauf es mehrfach so aussah, als wolle man die Dame gleich anrufen und sie direkt mit einem Preis behängen. Aus Trotz gegen meinen Vorschlag sozusagen. Gott sei Dank hat sich dann irgendwann doch noch ein gnädiger Gott erbarmt.

Also schweige ich taktisch, was indes meiner Körpertemperatur nicht zugute kommt. Sie sinkt und sinkt, und ich überlege schon, ob man sich hier irgendwo gegen Kälte impfen lassen kann. Aus einer Nachbarjury twittert eine Kollegin, dass man dort in Mantel und mit Schal juriere. Das tröstet ein wenig. Ich schicke eine Antwort über Bibber, aber ich fürchte, sie kommt nie an. Noch weiß ich nicht, dass ich in den Tagen nach der Jury schniefzend in Bettstadt residieren werde.

Stattdessen frage ich mich, welche Drogen die Nominierungskommission genommen haben muss, die mir einiges zumutet, was ich nun anschauen muss. Was immer es war, ich will es auch. Wenn man sich damit dieses Hupfdohlengezappel schön schlucken kann, nehme ich es. Gott sei Dank fühlen meine Jurorenkollegen genau wie ich.

Und bei „Walulis sieht fern“ sind sie durchaus positiv gestimmt. Aber positiv gestimmt ist zu wenig. Das entspricht nicht der Begeisterung, die ich empfinde. Ich fürchte, ich marschiere auf eine Enttäuschung zu. Ich überlege kurz, zu intervenieren, denke aber mit Blick auf meine Barbara-Schöneberger-Erfahrungen, dass es wohl klüger ist, dies zu lassen.

Wir haken Produktion um Produktion ab, und wir frieren. Die anderen weniger als ich. Oder sie zeigen es nicht und bibbern inwendig. Trotzdem kann ich nicht umhin, eine gewisse Gefühlskälte zu diagnostizieren. So wird das nie was mit meinen Preisplänen. Die stoße ich ohnehin selbst um. Wir müssen „Pelzig hält sich“ sehen. Will ich eigentlich nicht. Pelzig ist okay, aber das habe ich doch schon tausendmal gesehen, und nie hat es mich erregt. Ich sage aber nichts, denn eben noch hat mich die Kollegin im Nebensitz gefragt, ob es denn überhaupt etwas gebe, das ich gut fände. Ich überlege kurz, ob ich was von „Walulis sieht fern“ und „Der Tatortreiniger“ sagen soll, lasse es aber. Schöneberger, steh mir bei.

Dann schauen wir Pelzig und ich bin tatsächlich angetan. Wie konnte das geschehen? Ich argumentiere für diesen komischen Typen mit dem Cordhut, weil er ein besserer Talkmaster ist als alle Plasbergs und Beckmanns zusammen. Ich bin euphorisch und vergesse kurz die Kälte. Ich liebe Pelzig. Wollte ich das? Nein. Aber es ist passiert.

Wir zerlegen Konzepte, analysieren, und das eine oder andere Mal lerne ich tatsächlich etwas von den Kollegen. Ich überlege, ob ich lieber den „Tatortreiniger“ oder „Walulis“ opfere für Pelzig. Ich bin unentschieden. Abends beim Bergfest sind die Macher von „Walulis“ vor Ort. Ich verspreche Ihnen, für sie zu kämpfen. Damit wäre der „Tatortreiniger“ über Bord.

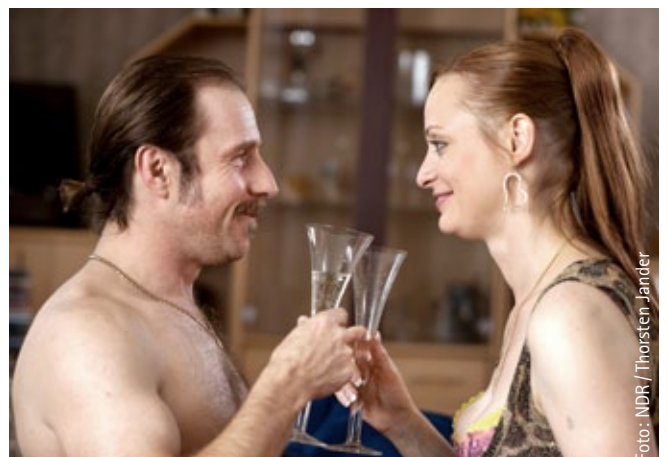


Foto: NDR/Thorstén Jander

Ausgezeichnete Unterhaltung: „Der Tatortreiniger“

Jetzt abonnieren:

Das Beste in 3sat auf einen Blick!

A black and white photograph of Romy Schneider is the background of the magazine cover. She is looking slightly to the right with a soft expression. The magazine title '3sat' is in the top left, with '3' in a red box. Below it, 'TV- & Kulturmagazin' and the months 'April · Mai · Juni' are printed. The main headline 'Romy Schneider' is in large yellow letters, with the subtitle 'Große Filmreihe ab 27. Mai' below it. A pink box on the left contains the text 'TV-Planer für drei Monate Täglich das Beste in 3sat'. At the bottom left, another headline reads 'Erst Top, dann Flop' with a sub-headline 'Eine Themenwoche über die Grenzen des Fortschritts'. At the bottom right, 'DOCUMENTA (13)' is featured with the text '3sat blickt hinter die Kulissen der weltgrößten Kunstaussstellung'. A barcode and price information are in the bottom right corner.

Ausgabe 2/2012 - 2,00 €

3sat
TV- & Kulturmagazin
April · Mai · Juni

Berliner Theatertreffen
Starke Stücke
auf der 3sat TV-Bühne

„Ihr entziffert
mich nicht“

**Romy
Schneider**
Große Filmreihe ab 27. Mai

TV-Planer
für drei Monate
Täglich das Beste in 3sat

**Erst Top,
dann Flop**
Eine Themenwoche über
die Grenzen des Fortschritts

DOCUMENTA (13)
3sat blickt hinter die Kulissen
der weltgrößten Kunstaussstellung

D 2,00 € - A 2,20 € - CH 3,00 SFR

4 197772 402003 02

Ab 23. März im Handel erhältlich!

Wir schauen weiter, wir sind angeregt, wir langweilen uns, wir reden uns die Köpfe fusselig, wir streiten manchmal sogar. Ein bisschen nur, aber mehr lassen die Temperaturen nicht zu. Wenn mir was nicht gefällt oder ich demonstrieren will, dass ich etwas partout nicht will, lese ich Zeitung oder checke Mails. Sollen die anderen schon ruhig sehen, dass ich es besser weiß.

Irgendwann mache ich den Fehler zu sagen, dass mich alle Theorien und Zuschauerorientierungen nicht kümmern. „Ich bin der Maßstab“, höre ich mich sagen und meine damit, dass Fernsehen zuallererst mal dem Zuschauer daheim auf der Couch gefallen muss. Fortan bin ich Mr. Maßstab. Ich weiß nicht, ob das klug war. Immer wenn sie mich Mr. Maßstab nennen, schauen sie so spöttisch.

Irgendwann dürfen wir umziehen in einen warmen Raum. Die Jury „Information & Kultur“ ist schon fertig. Die hatten Heizung. Na klar. Die Bildungselite darf wohligh schwitzeln, während die Unterhaltungsfuzzis sich die Gesundheit ruinieren und zu Eisskulpturen gefrieren.

Wir schauen den „Tatortreiniger“. Ich bin immer noch genauso angetan wie beim ersten Mal, aber wenn ich Pelzig und „Walulis“ durchbringen will, ist er nunmal raus. Ich füge mich halt dem Willen der anderen.

Dann kommt der Eurovision Song Contest an die Reihe, und auf einmal erinnere ich mich an dieses gigantische Showereignis im Mai in Düsseldorf. Ich erinnere mich an meine Gefühle in der Halle, mein Hin- und-weg-Sein vor dieser LED-Wand. Glatte 14 Tage war ich jeden Tag dort. Am Anfang habe ich die Songs von allen 43 Delegationen gehört und fand alle großen Mist. Am Ende fand ich immer noch alle 43 Songs großen Mist, konnte aber die Hälfte auswendig. Jetzt hat mich der Zauber dieser Show wieder eingefangen. Ja, ich will, dass der ESC einen Grimme-Preis kriegt.

Wir diskutieren darüber, und meine Begeisterung findet Mitfühlende. Schon ist mir klar, dass jetzt auch „Walulis“ über die Wupper ist. Ich will

Pelzig und den ESC. Fertig aus. Ich checke die Stimmung der anderen Juroren und weiß: Genau so wird es laufen.

Genau so läuft es aber natürlich nicht. Es wird wieder debattiert, es werden Konzepte zerlegt, wieder zusammengesetzt und bewertet und dann erneut zerlegt. Wir brüllen nicht, wir argumentieren. Wusste gar nicht, dass Mr. Maßstab das kann.

Am Ende bleiben vier Kandidaten übrig, die ich alle prämiieren will. Geht aber nicht. Wir dürfen nur zwei Preise vergeben. Ich muss also mein Herz in der Mitte teilen und zwei meiner Lieblinge über die Klinge springen lassen. Aber welche? Ich blicke in die Runde und kann gar nichts sagen.

Als die Abstimmungszettel kommen, kreuze ich irgendetwas an. Ist mir jetzt auch wurscht. Auf jeden Fall gewinnt ein richtiger, denke ich. Und dann stehen „Der Tatortreiniger“ und „Walulis sieht fern“ fest. Ich würde mich jetzt gerne freuen, weil ich das ja vorher genauso wollte. Aber es überwiegt ein bisschen die Trauer für jene, die jetzt leer ausgehen, obwohl sie doch mein Herz bewegt haben. Das ist aber wohl das normale Procedere in einer Jury. Man geht mit festem Entschluss rein, will etwas Konkretes bewirken, weicht dann auf, verhärtet wieder, und am Ende kommt alles ganz anders als zwischendrin gedacht. Vielleicht sollte man das Geschehen in einer solchen Jury mal filmen lassen und das fertige Produkt dann bei Grimme einreichen. Man weiß ja nie, was damit in einer Jury so alles passieren kann. ■

Hans Hoff

Hans Hoff, geboren 1955 in Düsseldorf, arbeitet als freischaffender Journalist in der NRW-Landeshauptstadt. Nach einer Ausbildung zum diplomierten Sozialpädagogen und zehn Jahren als Medienredakteur der *Rheinischen Post* schreibt er seit 1999 für die *Süddeutsche Zeitung*, den *Journalist*, das Stadtmagazin *Biograph* und die *Welt am Sonntag*.



Foto: Hoff

Jury Unterhaltung



Foto: Grimme / Jorczyk

von links nach rechts

Linda Mößner, Brigitte Zeitlmann, Hans Hoff, Hannah Pilarczyk, Torsten Zarges, Miriam Janke, Tilmann P. Gangloff, Steffen Grimberg, Clemens Niedenthal

Wir freuen uns über zwei Grimme-Preise und gratulieren den Preisträgern

Ein guter Sommer (hr)

Buch: Edgar Werner, Michael Schenk

Regie: Edgar Werner

Produktion: hr

Redaktion: Jörg Himstedt

Darsteller: Andreas Schmidt,
Jördis Triebel, Devid Striesow u.a.



Eine Tragikomödie über Liebe, Freundschaft und den Tod.

Geschlossene Gesellschaft – Der Missbrauch an der Odenwaldschule (SWR/hr)

Buch/Regie: Regina Schilling, Luzia Schmid

Produktion: zero one film

Redaktion: Martina Zöllner (SWR),

Esther Schapira (hr)



Ein Dokument menschlichen Versagens und des Scheiterns der Erzieher
am eigenen Ideal.



INFOR- MATION & KULTUR

Grimme
Preis
2012

Nominierungen im Überblick.....	87
Aus der Nominierungskommission Information & Kultur	
Lohnende Suche.....	90
Grimme-Preis Information & Kultur	
Geschlossene Gesellschaft –	
Der Missbrauch an der Odenwaldschule (ARD / SWR / HR).....	92
The Other Chelsea (ZDF).....	94
Mein Leben – Die Fotografin Sibylle Bergemann (ARTE / ZDF).....	96
Die Jungs vom Bahnhof Zoo (rbb / NDR).....	98
Alarm am Hauptbahnhof – Auf den Straßen von Stuttgart 21 (ARD / SWR)..	100
Aus der Jury Information & Kultur	
Tipps eines alten Juryhasen.....	103



Der SWR gratuliert den Grimme-Preisträgern



Alarm am Hauptbahnhof – Auf den Straßen von Stuttgart 21

Regie: Wiltrud Baier, Sigrun Köhler



Geschlossene Gesellschaft – Der Missbrauch an der Odenwaldschule

Regie: Regina Schilling, Luzia Schmid



Der Brand

Regie: Brigitte Maria Bertele
Aus der Reihe »Debüt im Dritten«

Die Nominierungen zum Grimme-Preis 2012

INFORMATION & KULTUR

Die Wahrheit über Dracula (ARTE/HR)

Stanislaw Mucha begibt sich mit seinem Dokumentarfilm auf eine unterhaltsame Reise durch die rumänische Region Transsilvanien.

Produktion: U5 Filmproduktion; Buch/Regie: Stanislaw Mucha; Kamera: Piotr Rosolowski; Schnitt: Marco Baumhof; Ton: Michel Klöfkorn, Günter Gerling; Musik: Grigore Lese, Aurel Popescu, Ciocarlia; Redaktion: Dr. Lili Kobbe (HR); Erstausstrahlung: Das Erste, Sonntag, 28.10.2011, 23:00 Uhr; Sendelänge: 80 Minuten

Auf Teufel komm raus (WDR/BR)

Die Geschichte Karl D., der als mehrfach verurteilte Sexualstraftäter, aus dem Dorf verschwinden soll.

Produktion: Kokon-Film; Buch/Regie: Mareille Klein, Julie Kreuzer; Kamera: Gero Kutzner; Schnitt: Mechthild Barth; Ton: Marcel Knuth, Mathis Nitschke; Redaktion: Jutta Krug (WDR), Claudia Gladziejewski (BR); Erstausstrahlung: WDR, Donnerstag, 29.09.2011, 23.15 Uhr; Sendelänge: 80 Minuten

Geschlossene Gesellschaft – Der Missbrauch an der Odenwaldschule (ARD/SWR/HR)

Die Autorinnen filmten bereits vor der großen Medienenthüllung, als erste Aufklärungsgespräche zwischen Schule und Betroffenen stattfanden. Ihr Film ist ein Dokument menschlichen Versagens.

Produktion: zero one film; Buch/Regie: Regina Schilling, Luzia Schmid; Kamera: Johann Feindt, Jörg Adams, Hajo Schomerus, Patrick Doberenz; Schnitt: Barbara Gies; Ton: Jule Cramer, Axel Schmidt, Tassilo Letzel, Philipp Enders, Stavros Charitidis; Redaktion: Martina Zöllner (SWR), Esther Schapira (HR); Erstausstrahlung: Das Erste, Dienstag, 09.08.2011, 22.45 Uhr; Sendelänge: 88 Minuten

Auf der Suche nach Peter Hartz (ARD/SWR/WDR)

Mit dem Namen Peter Hartz verbindet man die größte Arbeitsmarktreform in der Geschichte der Bundesrepublik. In dem Film wird er zum ersten Mal in einer Dokumentation Stellung beziehen.

Produktion: Eco-Media; Buch/Regie: Lutz Hachmeister; Kamera: Thomas Schäfer, Dirk Wojcik, Hajo Schomerus; Schnitt: Thomas Wellmann; Ton: David Finn, Stavros Charitidis; Musik: Jewgenij Birkhoff; Redaktion: Thomas Michel (SWR), Mathias Werth (WDR); Erstausstrahlung: Das Erste, Montag, 14.11.2011, 22.45 Uhr; Sendelänge: 44 Minuten

Gott bewahre! – Die Welt der ultraorthodoxen Juden in Israel (ARTE/SWR)

Aus nächster Nähe zeigt der Dokumentarfilm den alltäglichen Kampf der ultraorthodoxen Juden um ihre Identität.

Produktion: Itay Ken Tor, Belfilms; Buch: Ron Ofer, Noemi Schory; Regie: Ron Ofer, Yohai Hakak; Kamera: Ron Katzenelson; Schnitt: Alona Schory, Ronit Kertsner; Ton: Tully Chen, Amos Zipori; Musik: Jonatan Bar-Giora; Redaktion: Martina Zöllner (SWR); Erstausstrahlung: ARTE, Sonntag, 17.07.2011, 22.45 Uhr; Sendelänge: 88 Minuten

Mein Leben – Flake (ARTE/ZDF)

Der Film erzählt, wie alles anfang für Christian „Flake“ Lorenz, den Keyboarder von Rammstein.

Produktion: IT WORKS! Medien; Buch/Regie: Annekatrin Hendel; Kamera: Uwe Mann; Ton: Nic Nagel, Johanna Herr, Alexander Heinze; Schnitt: Katrin Ewald; Redaktion: Ann-Christin Hornberger; Erstausstrahlung: ARTE, Sonntag, 04.09.2011, 16.30 Uhr; Sendelänge: 43 Minuten

Teufels Werk und Gottes Beitrag (WDR/BR)

Eine Aufarbeitung über den „Klingenberger Exorzismus“, der mit dem Tod der Pädagogik-Studentin Anneliese Michel endete.

Produktion: helge cramer filmproduktion; Buch/Regie: Helge Cramer; Kamera: Jürgen Staiger, Stefan Urlaß; Schnitt: Helge Cramer; Ton: Pascal Chavel, Jörg Tröger

Musik: Hans Otte; Redaktion: Jutta Krug (WDR), Petra Felber (BR); Erstausstrahlung: WDR, Donnerstag, 21.04.2011, 23.15 Uhr; Sendelänge: 88 Minuten

Abgefackelt – Wie Ölkonzerne unser Klima killen (ARTE/NDR)

Die Gier nach dem schwarzen Gold hat fatale Folgen: Ölkonzerne fackeln in Förderländern wie Russland und Nigeria systematisch Erdgas ab, das bei der Ölgewinnung austritt.

Produktion: Altemeier & Hornung Filmproduktion; Buch/Regie: Inge Altemeier, Steffen Weber; Kamera: Reinhard Hornung, Michael Wulfes; Schnitt: Reinhard Hornung; Ton: Pierre Brand; Sprecher/in: Beate Rysopp, Constantin von Westphalen, Thor W. Müller; Redaktion: Kathrin Bronnert (ARTE/NDR); Erstausstrahlung: ARTE, Dienstag, 28.06.2011, 21.05 Uhr; Sendelänge: 52 Minuten

Die Wolke – Tschernobyl und die Folgen (ARTE/MDR) 25 Jahre nach der ersten globalen Industriekatastrophe der Geschichte lässt der Dokumentarfilm die Ereignisse von damals Revue passieren.

Produktion: zero one film; Buch/Regie: Karin Jurschik; Kamera: Johann Feindt, Jule Cramer; Ton: Jule Cramer, Tassilo Letzel; Schnitt: Wolfram Kohler; Musik: Jan Tilman Schade; Redaktion: Katja Wildermuth (MDR); Erstausstrahlung: ARTE, Mittwoch, 16.03.2011, 20.15 Uhr; Sendelänge: 90 Minuten

Alarm am Hauptbahnhof – Auf den Straßen von Stuttgart 21 (ARD/SWR)

Der Protest gegen „Stuttgart 21“ veränderte die ganze Republik und radikal Stuttgart: Menschen aller Schichten, Altersgruppen, weltanschaulicher Zugehörigkeiten gingen gemeinsam auf die Straße.

Produktion: indifilm; Böller und Brot; Buch/Regie/Kamera/Schnitt: Sigrun Köhler, Wiltrud Baier; Ton: Sigrun Köhler & Wiltrud Baier; Redaktion: Gudrun Hanke-El Ghomri, Martina Zöllner; Erstausstrahlung: Das Erste, Mittwoch, 24.08.2011, 23.30 Uhr; Sendelänge: 86 Minuten

Mein Leben mit Carlos (ARTE/ZDF)

Der Filmemacher Germán Berger-Hertz, einziger Sohn von Carlos, bricht in seinem Dokumentarfilm „Mein Leben mit Carlos“ ein jahrzehntelanges Schweigen und begibt sich auf eine dramatische Spurensuche.

Produktion: Gebrüder Beetz Filmproduktion Köln GmbH & Co. KG; Ko-Produktion: Todo por las Niñas (Spanien), La Huella del Gato (Spanien) und Cinedirecto (Chile); Regie: Germán Berger-Hertz; Ko-Regie: Elsa Casademont; Buch: Joaquim Jordà, Germán Berger-Hertz, Roberto Brodsky; Kamera: Miguel I. Littin Menz; Schnitt: Andrea Chignoli, Danielle Fillios; Ton: Boris Herrera, Andrés Carrasco, Amanda Villavieja, Fredy González; Redaktion: Martin Pieper; Erstausstrahlung: ARTE, Freitag, 20.05.2011, 23.45 Uhr; Sendelänge: 75 Minuten

Holding Still (ARTE/WDR)

Janis ist seit mehr als 20 Jahren querschnittsgelähmt. Seitdem hat sie ihr Zimmer nicht verlassen. Der Film erzählt still und ergreifend von Janis' Sichtweise auf das Leben.

Produktion: Kunsthochschule für Medien Köln; Buch/Regie: Florian Riegel; Kamera: Luciano Cervio; Schnitt: Florian Riegel; Ton: Ilja Stahl; Musik: Tilman Hopf; Sprecher/Darstellerin: Janis Sawyer; Erstausstrahlung: ARTE, Mittwoch, 19.10.2011, 23.25 Uhr; Sendelänge: 28 Minuten



Gegen das institutionelle
Wegschauen und Verdrängen

GESCHLOSSENE GESELLSCHAFT

Missbrauch an der Odenwaldschule

Wir gratulieren Luzia Schmid und Regina Schilling
zum Grimme-Preis 2012 und danken allen, die
diesen Film ermöglicht haben.

Mein Leben – Die Fotografin Sibylle Bergemann (ARTE/ZDF)

Sibylle Bergemann hat Fotogeschichte geschrieben. Der Film entwirft nicht nur ein persönlich sehr berührendes, sondern auch sehr intensives Zeitdokument einer sympathisch aufsässigen Künstlerin.

Produktion: IT WORKS! Medien; Buch: Maria Wischniewski; Regie: Sabine Michel; Kamera: Uwe Mann; Schnitt: Gudrun Steinbrück; Ton: Alexander Heinze; Redaktion: Ann-Christin Hornberger; Erstausstrahlung: ARTE, Sonntag, 16.01.2011, 16.30 Uhr; Sendelänge: 43 Minuten

45 Min. – Schmutzige Schokolade (NDR)

Der größte Teil des Kakaos, der in unserer Schokolade steckt, stammt von Plantagen der Elfenbeinküste. Dort arbeiten nach Schätzungen von Unicef über 200.000 Kindersklaven auf Kakaoplantagen.

Produktion: Bastard Film; Co-Partner: DR=Dänisches Fernsehen; Buch/Regie: Miki Mistrati; Kamera: Henrik Bohn Ipsen; Schnitt: Andreas Birch Eriksen; Ton: Asser Bongsen; Redaktion: Barbara Biemann; Erstausstrahlung: NDR, Montag, 20.06.2011, 22.00 Uhr; Sendelänge: 45 Minuten

Die Jungs vom Bahnhof Zoo (rbb/NDR)

Der Dokumentarfilm führt in die Berliner Stricherszene, erzählt von den Freiern, der Gefahr von Aids und psychischen Problemen.

Produktion: Rosa von Praunheim Filmproduktion; Buch/Regie: Rosa von Praunheim; Kamera: Nicolai Zörn, Lorenz Haarmann, Jens Pätzold, Dennis Pauls, Thomas Ladenburger; Schnitt: Mike Shephard; Ton: Thomas Schrader, Oliver Sechting, Markus Tiarks, Manja Ebert; Redaktion: Jens Stubenrauch (rbb), Barbara Denz (NDR); Erstausstrahlung: rbb; Do., 17.11.2011, 22.45 Uhr; Sendelänge: 90 Minuten

Girls in Popsongs (ARTE/rbb)

ARTE spricht mit den Damen, die berühmte Bands und Songwriter zu einigen der schönsten Songs der Popgeschichte inspirierten.

Produktion: spoonfilm medienproduktion GmbH; Buch/Regie: Markus Heidingsfelder; Kamera: Benjamin Wistorf; Schnitt: Oliver Brand; Redaktion: Christian von Behr (rbb); Erstausstrahlung: ARTE, Dienstag, 26.07.2011, 22.25 Uhr; Sendelänge: 55 Minuten

Kongo-Müller: Eine deutsch-deutsche Geschichte (ARTE/ZDF)

Siegfried Ressel hat die Geschichte um die deutschen Söldner rekonstruiert.

Produktion: a+r film; Buch/Regie: Siegfried Ressel; Kamera: Sebastian Hattop, Fayd Jungnickel; Ton: Andreas Köppen, Tobias Gaugenrieder; Musik: Siegfried Ressel; Schnitt: Hannes Richter, Emma Gräf; Redaktion: Martin Pieper (ZDF/ARTE); Erstausstrahlung: ARTE, Samstag, 05.11.2011, 16.55 Uhr; Sendelänge: 52 Minuten

INFORMATION & KULTUR: SERIEN & MEHRTEILER

Sportclub History (NDR)

Geschichte über Jürgen Blins Boxkarriere.

Produktion: Angelika Brix, Gabriele Börges; Buch/Regie: Eric Friedler, Ben Wozny, Matthias Cammann, Tim Tonder, Andreas Tietje, Inka Blumensaat, Mirjam Bach; Kamera: Frank Groth, Arne Gerdes, Robert Naczynsky; Schnitt: Andrea Schröder-Jahn, Wolf Kranich, Christian Wittmer, Sascha Zimmermann; Ton: Maïke Spandau, Jörg Sturenburg; Sprecher: Harry Kühn; Redaktion: Matthias Cammann; Erstausstrahlung: NDR, ab Sonntag, 31.07.2011, 23:30 Uhr; Sendelänge: je. 30 Minuten

Der Marker (ZDFkultur/ZDF)

Frech, anregend, subjektiv – „Der Marker“ zeigt Popkultur aus der analogen und der digitalen Alltagswelt.

Moderation: Rainer Maria Jilg, Lukas Koch, Jo Schück, Nina Sonnenberg; Redaktion: Dinesh Chenchanna (Leitung), Daniel Böhm, Till Frommann, Stefan Gagstetter, Christine Geier, Alexander Glodzinski, Lutz Harbaum, Benjamin Hensler, Marle Janßen, Juliane Käppel, Monika Keppel, Tania Lossau, Natacha Olbrich, Lisa Reisch, E. Rupp, M. Schüller; Erstausstrahlung: ZDF.kultur, ab Samstag, 7.5.2011, 20.00 Uhr; Sendelänge: je 15 Minuten

Hitlers Polizei (ARD/ARTE/rbb/WDR)

Die zweiteilige Dokumentation zeigt anhand ausgewählter Biografien, dass auch die „normale Polizei“ nicht „sauber“ geblieben ist.

Produktion: Holger Hillesheim, Wolfgang Schoen; Buch/Regie: Wolfgang Schoen, Holger Hillesheim, Frank Gutermuth, Sebastian Kuhn; Kamera: Claus Judeich, Sebastian Kuhn, Torsten Lenz, Harald Schmuck; Schnitt: Sebastian Kuhn, Stefan Glock; Ton: Doris Renneberg, Robi Güver, Luka Stuttmann; Musik: Peter W. Schmitt; Sprecher: Heikko Deutschmann, Till Hagen, Thomas Vogt; Redaktion: Christian von Behr (ARTE), Rolf Bergmann (rbb), Beate Schlanstein (WDR); Erstausstrahlung: Das Erste, Mittwoch, 30.03.2011, 00.00 Uhr, Teil 1 | 06.04.2011, 23.30 Uhr, Teil 2; Sendelänge: je. 50 Minuten

INFORMATION & KULTUR: NACHNOMINIERUNGEN

Kinshasa Symphony (WDR/rbb)

In völliger Dunkelheit spielen 200 Orchestermusiker Beethovens Neunte – „Freude schöner Götterfunken“. Probleme wie dieses sind noch die kleinste Sorge des wohl einzigen Symphonieorchesters in Zentralafrika.

Produktion: sounding images; Regie: Claus Wischmann, Martin Baer; Buch: Claus Wischmann; Kamera: Martin Baer; Schnitt: Peter Klum; Ton: Pascal Capitolin; Musik: Jan Tilman Schade, Vladimir Miller, Benoit Ziegler; Redaktion: Jutta Krug (WDR), Lothar Mattner (WDR), Petra Schmitz (rbb); Erstausstrahlung: Das Erste, Donnerstag, 10.02.2011, 18.15 Uhr; Sendelänge: 95 Minuten

Reine Männersache (ZDF)

„Reine Männersache“ besucht Orte, an denen Männerbilder geprägt werden – und fragt, wie Mann damit lebt.

Produktion: Oktoberfilm Goldstein & Binner im Auftrag von ZDF/Das kleine Fernsehspiel; Buch/Regie: Susanne Binner; Kamera: Marcus Lenz; Schnitt: Chris Wright; Ton: Peter Carstens; Musik: Dirk Dresselhaus; Protagonisten: Thomas König, Detlev Kühn, Joachim H. Lanz, Lisa Fischbach, Dr. Jost Schwane u.v.a.; Redaktion: Burkhard Althoff; Erstausstrahlung: ZDF, Montag, 14.11.2011, 0.55 Uhr; Sendelänge: 76 Minuten

The Other Chelsea (ZDF)

Donezk ist die Hauptstadt des Kohlreviers Donbass tief im Osten der Ukraine. Die meisten Menschen arbeiten hier für wenig Geld, während einige wenige viel Geld verdienen. Beide Seiten eint die Liebe zum lokalen Fußballclub „Schachtjor Donezk“.

Produktion: Kloos & Co. Medien GmbH; Buch/Regie: Jakob Preuss; Kamera: Eugen Schlegel, Pavel Kazantsev, Roman Yelenski, Maxim Kuphal Potapenko, Philipp Gromov, Felix Korfmann; Schnitt: Markus CM Schmidt, Philipp Gromov, Lena Rem; Ton: Oleg Goloveshkin; Musik: Dominik Sprungala; Erstausstrahlung: ZDF, Montag, 27.06.2011, 0.20 Uhr; Sendelänge: 88 Minuten

INFORMATION & KULTUR: PREISTRÄGER

Geschlossene Gesellschaft – Der Missbrauch an der Odenwaldschule (ARD/SWR/HR)

ausführlich ab Seite 92

The Other Chelsea (ZDF)

ausführlich ab Seite 94

Mein Leben – Die Fotografin Sibylle Bergemann (ARTE/ZDF)

ausführlich ab Seite 96

Die Jungs vom Bahnhof Zoo (rbb/NDR)

ausführlich ab Seite 98

Alarm am Hauptbahnhof – Auf den Straßen von Stuttgart 21 (ARD/SWR)

ausführlich ab Seite 100

Lohnende Suche

Aus der Nominierungskommission Information & Kultur

| von Niklas Hebing

Zurück aus dem Grimme-Institut, Heimkehr aus dem Isolationstrakt, endlich wieder frei, besonders vom Bildschirmflackern. Übertreibe ich? Ja, ich übertreibe. – Das war sie also, die Arbeit der Kommission Information & Kultur 2011/2012. Es war eine Zeit, die über sich hinauswirkt, es war eine lange, lohnenswerte Zeit und es war sicherlich nicht allein für mich Debütanten eine in doppelter Hinsicht konzentrierte Phase. Aus dieser Distanz stellt sich die Frage: Was haben wir in unserer splendid isolation gemacht, was haben wir zu sehen bekommen?

Natürlich: Fernsehen, Fernsehen und nochmals Fernsehen. Ich will es in einem Bild ausdrücken: Das Fernsehen ist ein weites Feld fruchtbarer Bodens, auf dem Gewächse verschiedenster Beschaffenheit ihre Wurzeln schlagen. Einige sind filigrane Schönheiten, oft erst auf den zweiten Blick als solche zu erkennen, versehen mit kleinen Unebenheiten, die sie interessanter und charakteristisch machen. Andere sind von intensiver Farbe und stehen in kräftigem Wuchs, stellen sich aber als fad und langweilig heraus, von einer Gruppe Gleichartiger nicht zu unterscheiden. Auf diesem Feld standen wir tagelang und beschäf-

Ins Auge will aber auch stechen, dass 2011 sich nicht durch aktuelle Themen ausgezeichnete – von Stuttgarter und Odenwälder Ausnahmen einmal abgesehen.

tigten uns mit Aussortieren, Pflücken und Prüfen. Am Ende ist ein bunter Strauß herausgekommen, den wir der Jury aus unserer Auslese gebunden haben; überreicht mit der Überzeugung, die blumigen Höhepunkte eines Jahrwuchses deutschen Fernsehens in den Händen zu halten.

Jede Metapher hat allerdings ihre Grenzen. Der Vergleich mit harter körperlicher Arbeit ist vermessen, wenn man weiß, was wir tatsächlich getan haben: uns tagtäglich zwölf Stunden und mehr im gemütlichen Sessel vor dem Fernseher gefläzt und dabei mindestens um die 4.000 Kalorien einverleibt. Weitere Ausführungen sind nicht nötig, um das leibliche Wohlergehen im Grimme-Institut hervorzuheben. Das mag sich nach Völlegefühl anhören, weitaus schwerer im Magen liegen wollen jedoch Kulturprogramme à la „Nie wieder keine Ahnung! Architektur“ oder Magazine für Spießbürgerschaft im Wolfsfell wie „Wild Germany“.

Auch der Kontext bestimmt Bewusstsein

Was hier in der verdichteten Rückschau wie Cluburlaub anmuten könnte, ist in Wahrheit etwas ganz anderes. Mit Feierabendzerstreuung hatte es wenig zu tun. Nicht nur für eine Kommissionssitzung gilt: Der gegebene Kontext bestimmt Bewusstsein, Wahrnehmung und Urteil. Die vertraute Wohnzimmeratmosphäre erlaubt eine andere Perspektive als die licht-

durchflutete Nüchternheit des Insel-Instituts, dieses neu-sachlichen Eilands in der Mitte Marls, der Medienhauptstadt ganz eigener Art. Die Betreuung der Gastgeber schafft die ideale Atmosphäre, doch der Anlass erfordert Konzentration beim Zollstockanlegen, die Kollegen drängen auf Positionierung und der Blick aufs Ziel erzwingt Entscheidungen.

Es kursieren Meinungen über die Grimme-Arbeit, die wie bedenkliche Vorwarnungen wirken. In den Debatten respektiere niemand niemanden, man stelle sich bloß, man bekriege sich. Nichts davon habe ich erlebt. Ohne Frage verbrachten wir viel Zeit miteinander; angefangen beim Frühstück im Hotel bis hin zu einer Art Stammtisch am späten Abend. Und dazwischen? Immer dieser eine Raum. „Mehr Licht. Vielleicht etwas dunkler? Lauter, bitte. Mir fliegen die Ohren weg. Ich brauche Luft. Kurze Pause? Wie spät ist es eigentlich? Noch Wein? Was, Frau Eskes, noch mehr Filme?“ Bei diesem Miteinander- und Aufeinander-sitzen hätte es zu endlosen beleidigenden Ausbrüchen kommen können. Gleichwohl – sie blieben aus.

Selbstredend hat es aber nicht immerzu blindes Einverständnis gegeben. Oft, mehr als oft, klafften Meinungsschluchten auf, unüberbrückbar und unergründlich tief. Die gemeinsame Arbeit zeigte: Eine freundliche Atmosphäre kann zu kontroversen und sachbezogen produktiven Debatten führen, zur eigenen Urteilschärfung am anderen Urteil. Kein flacher Dualismus, Pro oder Contra –

bei den Grimmes wird argumentiert, begründet, diskutiert. Letztlich entscheidet zwar die demokratische Mehrheit, doch der eigentliche Kitzel einer Debatte ist der Weg, der zu dieser hinführt. Trotz des Tempos, das über 350 Sichtungen erfordern, geht es um das Einlassen und Einsehen, Konfrontieren und Reiben, Abwägen und Abstimmen.

Manchmal erscheint die Zeit abgeschafft

Eingestanden. 15 Prozent eines Films müssen nicht immer repräsentativ sein. Mehr muss sich die Kommission laut Statut nicht ansehen. Und dennoch: Für ein Veto reichen häufig die ersten Minuten, um vom Rest nicht mehr überrascht zu werden. Das gemeinsame Erproben dieser Regel bestätigte sie in zahlreichen Fällen. Mitunter wirkt die Erfüllung der Pflichtzeit befreiend, von Langeweile oder gar Qual. Ein gutes Zeichen für ein vorläufiges Placet ist das Festsehen: 30, 50 Prozent, als wäre die Zeit abgeschafft worden. Hochgeschreckt und traumtrunken wird sie durchgewunken und von Gier nach mehr solcher Bilder auf die Bestellliste für die Zeit nach Dienstschluss gesetzt.

Schnitt. Von den Bedingungen zum Inhalt. Was fiel auf am informativ-kulturellen Fernsehjahr 2011? Sicherlich seine beachtliche Fülle an brillanten Gesamtkunstwerken. Ohne unnötigen Bombast und über-



Foto: SWR/zero one



Foto: Markus Trank



Foto: Eugen Schlegel



Foto: SWR/Boeller und K

Nominierungskommission Information & Kultur

von links nach rechts

Niklas Hebing, Jenny Zylka,
Matthias Struch, Cordula Reichel,
Rolf Eckard, Hans-Heinrich Obuch,
Jürgen Overkott



bordende Problematisierungskaskaden, dafür mit subtilem Widerspruchsgespür und dem Sensorium für Tiefenschichten. Die räumliche Verdichtung eines Sonnenumlaufs BRD-Fernsehens hielt viele sehenswerte Sendungen bereit. Zu bestaunen waren konzentrierte Rückschauen zur Einordnung des Jetzigen, aufklärerische Arbeiten am Selbst der Politik, Einblicke in die Sehnsüchte und Ängste der anderen, uns plötzlich so vertraut, die Sezierung kollektiver und individueller Identitäten, überfällige Fluchten aus dem weltinneren Biedermeier, bei allem das Menschliche im Mittelpunkt.

Das Jahr gegenwartsübergreifender Inhalte

Ins Auge will aber auch stechen, dass 2011 sich nicht durch aktuelle Themen auszeichnete – von Stuttgarter und Odenwälder Ausnahmen einmal abgesehen. Es war vielmehr das Jahr der gegenwartsübergreifenden Inhalte. Und das bedeutet trotz aller überragender Beiträge, dass die Macher offenbar nicht in der Lage waren, die noch warmen Papierfetzen, die uns aus Kriegsgebiet und Krise in die Wohnzimmer geblasen wurden, miteinander zu verkleben. Will sagen: Sie haben es nicht geschafft, die unüberschaubaren Einzelmeldungen verarbeitet zu Kontexten auf den Punkt zu bringen.

Wo war das durchschlagende Feature zur Finanzkrise? Wo die erkenntnisreiche Reportage zum arabischen Frühling? Stattdessen die Wirklichkeit einer Welt in kontinuierlosen Blitz- und Streiflichtern. Die leichtfertig zusammengebraute Deutungsmasse, in der jeder Unterschied zur Gleichheit, alles Neue zur Ähnlichkeit verkocht wird, abgeschmeckt mit einigen Top-Ereignissen und übergossen mit der Soße der Unterhaltbarkeit. Entpolitisiert, geschichtslos, atomistisch. Die Tragödie der Welt spiegelte sich bloß formal in dieser Tragödie des fehlenden Zusammenhangs der Fernsehbilder wider. Das gilt für politische Berichterstattung genauso wie für eine Reihe differenzierungsresistenter Historienstücke. Brillante Rhetorik, brillant rübergebracht, und dabei dem inhaltlichen Auftrag brillant aus dem Wege gegangen.

So kurzsichtig, so ungut. Umso wohltuender waren die 20 Höhepunkte, die wir zum Schluss auf dem Ergebniszettel stehen hatten. Sie alle sind das Gegenteil der besagten schalen Oberflächlichkeit. Sie sind klug, aufklärerisch, formal herausragend, von hohem Interesse, sie nehmen sich Zeit für die thematische Reflexion und bildliche Entdeckung.

LohneMir Neuling zeigte sich, wie entscheidend in dieser Kommission die klassische journalistische Tradition ist: Relevanz, Originalität, Aktualität, Recherche. Wie weit lässt sich angesichts dieser vielen Produktionen noch sinnvoll von Sonderfällen sprechen? Über den Niedergang des Fernsehens muss sich nicht den Kopf zerbrechen, der weiß, wie viele Schätze gehütet werden. Ich – nein, wir durften uns auf die Suche nach dem substantiellen Fernsehen machen und unseren Beitrag leisten, das Blumenfeld zu düngen. Ich hoffe, dass die nominierten Sonderfälle zur Nachahmung anregen. So richtig bewusst wird einem das alles erst daheim in der Rückschau. ■



Jahrgang 2011: „thematische Reflexion und bildliche Entdeckung“

Niklas Hebing

Niklas Hebing, geboren 1979 in Essen, studierte Philosophie, Germanistik und Geschichte und ist seit 2008 am Hegel-Archiv des Instituts für Philosophie I der Ruhr-Uni Bochum angestellt, wo er u. a. an der Herausgabe der „Gesammelten Werke“ Hegels mitarbeitet. Er publiziert regelmäßig über Themen der Ästhetik, Medienphilosophie und praktischen Philosophie.



Foto: Marc Ciabattioni

Grimme-Preis | Information & Kultur

Geschlossene Gesellschaft – Der Missbrauch an der Odenwaldschule

ARD / SWR / HR

Produktion: zero one film



Foto: SWR / zero one

Produktion: zero one film
Federführender Sender: SWR
Buch/Regie: Regina Schilling, Luzia Schmid
Kamera: Johann Feindt, Jörg Adams, Hajo Schomerus, Patrick Doberenz
Schnitt: Barbara Gies
Ton: Jule Cramer, Axel Schmidt, Tassilo Letzel, Philipp Enders, Stavros Charitidis
Redaktion: Martina Zöllner (SWR), Esther Schapira (HR)
Erstausstrahlung: Das Erste, Dienstag, 09.08.2011, 22.45 Uhr
Sendelänge: 88 Minuten

Geschlossene Gesellschaft – Der Missbrauch an der Odenwaldschule

„Hier auf der Odenwaldschule ist alles erlaubt“, sagte Gerold Becker einmal bei einer Einschulungsveranstaltung. Im Rückblick bringt man mit der Aussage des ehemaligen Leiters der Lehranstalt weniger den radikal antiautoritären Erziehungsansatz in Verbindung als vielmehr die 130 offiziell bekannten Missbrauchsfälle, die nicht nur durch ihn selbst, sondern auch Lehrerkollegen und ältere Schüler begangen worden sind. Was für die Mehrheit der Schüler als „Insel außerhalb des Festlandes“ begann, wurde für viele von ihnen zu einem nicht endenden Albtraum. Vor allem Becker wusste, wie er sich bei Jungen beliebt machen konnte: Lange Partys, endlose Trinkgelage, laute Musik – seine Verführungskunst blieb auch den Lehrerkollegen nicht verborgen. Doch nur wenige nahmen Anstoß. Eines der Opfer klagt noch heute an. Wenn nur gefragt worden wäre, hätten sie auch eine Antwort bekommen. Für viele zerbrach damals ein Stück Heimat und Identität. Regina Schilling und Luzia Schmid stellen in ihrer Dokumentation die Frage nach Schuld, dem Wegsehen und Nicht-wahrhaben-Wollen, dem Ver-tuschen. Im Film sprechen ehemalige Opfer des pädophilen Treibens an der Odenwaldschule ebenso wie die Pädagogen, die damals unterrichtet haben. „Wir sind zu Komplizen der Täter geworden“, so ein ehemaliges Mitglied des Kollegiums, der bereit, nichts unternommen zu haben. Einem Schüler, der ihn nach Bekanntwerden der Missbrauchsfälle mit den Vorwürfen konfrontieren wollte, sagte Becker: „Ich habe eine gute Zeit gehabt.“ Becker selbst verstarb 2010. Aufgrund von Verjährung konnte auch niemand sonst für die Taten belangt werden.

**Grimme-Preis
an**

Regina Schilling

(Buch / Regie)

Luzia Schmid

(Buch / Regie)

für
**Geschlossene Gesellschaft –
Der Missbrauch an der Odenwaldschule**
(ARD/SWR/HR)

Produktion: zero one film

BEGRÜNDUNG DER JURY:

Die 100-Jahr-Feier der Odenwaldschule 2010 bildet die Klammer des Dokumentarfilms „Geschlossene Gesellschaft“ von Luzia Schmid und Regina Schilling über die Missbrauchsfälle am hessischen Reforminternat. Der eigentlich freudige Anlass gerät zum Forum der verschleppten Aufarbeitung unvorstellbarer Gewalttaten.

Ausgerechnet dort, wo man nach dem Krieg angetreten war, seine Schüler zu freien Menschen zu erziehen – Leitspruch: Werde, wer du bist –, sollen der frühere Schulleiter Gerold Becker und 17 andere Täter Jugendliche durch sexuelle Übergriffe fürs Leben traumatisiert haben. Wenn ein früherer Schüler vom „unglaublichen Geschoss“ eines Lehrers erzählt, das er bis zur Ejakulation massieren musste, gibt es nichts mehr zu beschönigen, zu relativieren, gar zu leugnen oder zu vertuschen, wie es an der Odenwaldschule über Jahrzehnte der Fall war.

Nicht ohne Sympathien für den Geist der Schule, den sie mit historischen Fotos beschwören, versuchen die Autorinnen, im Film repräsentiert durch die Off-Sprecherin Luzia Schmid, die die Schweizer Schwesterschule besuchte und persönliche Erfahrungen einbringt, das Versagen eines Schulmodells zu ergründen und geben schon mit dem Titel einen wichtigen Hinweis. Die mit der Odenwaldschule verbandelte Elite hat ihren alleinherrschenden Lieblingspädagogen Becker stets gedeckt und so dafür gesorgt, dass der nach seinem Ausscheiden 1985 nie zur Rechenschaft gezogen wurde.

Beckers Fähigkeiten als Lehrer bezweifelt selbst der anonyme Betroffene nicht, der im Film ausführlich zu Wort kommt. Es ist ein Verdienst der Autorinnen, dass sie den Eindruck dieser Zerrissenheit zwischen Opfer und Fan zulassen, ohne dadurch Beckers unleugbare Schuld zu schmälern.

Ganz ohne marktschreierische Schuldzuweisungen zeigen Schmid und Schilling Lehrer, die sich ihrer Mitverantwortung stellen, ihrer Blindheit, ihrer Feigheit, bereit sind, ihr Bild von Becker, der Schule und der eigenen Rolle zu revidieren. Sie lassen aber auch dessen uneinsichtigen Nachfolger zu Wort kommen: „Ich bin jemand, der seine Integrität immer gewahrt hat“, sagt Wolfgang Harder. „Ich sitze nicht in dem Boot.“

Erst die nächste Schulleiterin Margarita Kaufmann forciert die Aufarbeitung. Bei der 100-Jahr-Feier verbindet sie eine Schweigeminute für die Betroffenen etwas unglücklich mit der Nachricht vom Tod Gerold Beckers. Der Film entlässt den Zuschauer betreten: Auf dieser Schule lastet eine schwere Hypothek, die Schmid und Schilling unaufgeregt benennen und aufwühlend reflektieren. ■

Regina Schilling

Geboren 1962 in Köln, studierte Regina Schilling in ihrer Heimatstadt Literaturwissenschaften und Pädagogik. Danach arbeitete sie als Pressereferentin beim Verlag Kiepenheuer & Witsch. Seit 1997 ist sie als freiberufliche Dokumentarfilmerin tätig. Es entstanden Produktionen wie „Der junge Mann und sein Buch“, „Leben nach Microsoft“ und „Bierbichler“. Bei „24h Berlin“ wirkte sie an der Regie mit. Darüber hinaus schreibt Regina Schilling Jugendbücher und ist seit 2001 Programmmanagerin des internationalen Literaturfestivals lit.COLOGNE.

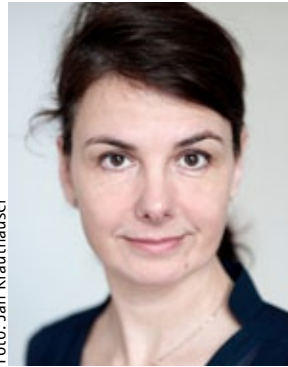
Foto: Uli Grohs



Luzia Schmid

1966 in Zürich geboren, machte Luzia Schmid zunächst eine Ausbildung zur Primarschullehrerin. Danach begann sie ein begleitendes Journalismus-Studium in Luzern. Sie arbeitete mehrere Jahre beim Radio und war feste Redakteurin in der Nachrichtenredaktion von „10vor10“ im Schweizer Fernsehen. 1999 schließlich wechselte sie an die Kunsthochschule für Medien in Köln. Seit 2001 ist sie als freie, mehrfach ausgezeichnete Autorin für verschiedene Fernsehredaktionen tätig und ist seit 2002 Gastdozentin im Bereich Medienkunde an der Hochschule für Soziale Arbeit in Luzern.

Foto: Jan Krauthäuser



„Der Grimme-Preis bedeutet für uns in besonderer Weise Anerkennung für einen Film, der eine sehr schwierige und lange Entstehungsgeschichte hatte. ‚Geschlossene Gesellschaft‘ war für alle, die daran mitgewirkt haben, ein Kraftakt. Deswegen ist uns diese besondere Auszeichnung ein Ansporn, weiterhin zu versuchen, gute Filme zu machen – auch über sogenannte ‚schwierige‘ Themen.“

Regina Schilling / Luzia Schmid



Foto: SWR/zero one

Nach jahrelangem Schweigen, endlich eine Aufarbeitung

Grimme-Preis | Information & Kultur

The Other Chelsea

ZDF

Produktion: Kloos & Co. Medien GmbH



Foto: Eugen Schlegel

Produktion: Kloos & Co. Medien GmbH**Federführender Sender:** ZDF**Buch/Regie:** Jakob Preuss**Kamera:** Eugen Schlegel, Pavel Kazantsev, Roman Yelenski, Maxim Kuphal Potapenko, Philipp Gromov, Felix Korfmann**Schnitt:** Markus CM Schmidt, Philipp Gromov, Lena Rem**Ton:** Oleg Goloveshkin**Musik:** Dominik Sprungala**Erstausstrahlung:** ZDF, Montag, 27.06.2011, 0.20 Uhr**Sendelänge:** 88 Minuten

The Other Chelsea

Noch ist das neue Stadion von Schachtjor Donezk nicht fertig, aber die Einweihung steht kurz bevor. Milliardär Rinat Achmetow, das ukrainische Gegenstück zum englischen Chelsea-Magnaten Abramowitsch, hat viel Geld in die neue Arena investiert. Achmetow ist Präsident eines Vereins, mit dem viele Menschen in der ostukrainischen Stadt ihre Hoffnungen verbinden. Die Region im Donezkbecken ist landschaftlich trist. Politisch wählt man mit über 90 Prozent den national-konservativen und Russland zugewandten Viktor Janukowitsch, der durch die Orangene Revolution zunächst sein Amt verlor. Doch in Donezk hält man ihm die Treue. Menschen in allen Schichten finden, dass er die guten, alten Zeiten verkörpert. So sehen das Stadtratspräsident Kolja, aber auch der Schachtarbeiter Sascha und seine Frau Walja. „Zu Sowjetzeiten war alles in starker Hand“, finden sie. Ihre Wünsche nach einer besseren Zukunft projizieren die Einwohner auf Schachtjor. Jakob Preuss zeigt eine Gesellschaft, in der die Schachtarbeiter ihren geringen Lohn unter widrigen Arbeitsbedingungen verdienen, während gleichzeitig für das neue Stadion Millionen ausgegeben werden. Das freut die örtliche Elite um Stadtratspräsident Kolja, denn die Nähe zur Macht ermöglicht ihm ein luxuriöses Leben. Verbindendes Element ist für beide Seiten nur die unbedingte Liebe zu ihrem Verein. Für 90 Minuten sind alle Ungerechtigkeiten und Korruptionsvorwürfe vergessen. Dann zählt, was auf dem Platz geschieht. Am Ende gewinnt Schachtjor Donezk den UEFA-Cup, doch die ungewisse Zukunft der Region bleibt.

**Grimme-Preis
an**

Jakob Preuss
(Buch / Regie)

**für
The Other Chelsea**
(ZDF)

Produktion: Kloos & Co. Medien GmbH

BEGRÜNDUNG DER JURY:

Sashas Godot heißt Rinat Achmetow. Der muss investieren, die marode Kohlemine Pulitkowskaja in Donezk zu neuem Aufschwung führen. Sasha, 55, war dort 30 Jahre lang unter Tage, jetzt hockt er im Büro; wie seine Kumpels ist er eingeschlossen in einer Stimmungsblase aus Melancholie, der Sehnsucht nach ruhmreichen Sowjetzeiten und dem Erfolg von Schachtjor Donezk.

Koljas Godot heißt auch Achmetow. Der Jungpolitiker und Jungunternehmer, 28, sucht die Nähe zum mächtigen Mann. Der Milliardär und Schachtjor-Eigner aber lässt sich in seiner fernen VIP-Lounge feiern. Neben ihm steht Viktor Janukowitsch, Chef der „blauen“ Partei der Regionen, Widerpart der „Orangenen Revolution“ in Kiew. Alle wollen was von Achmetow: Sasha Arbeit, Kolja Aufstieg, Janukowitsch Macht, und ach ja, Jakob Preuss, Regisseur und Autor von „The Other Chelsea“, will Kontakt zur Zentripetalkraft im Dreieck aus Wirtschaft, Business und Sport.

Godot bleibt seinem Nimbus treu. Der Oligarch ist unnahbar, undurchsichtig, ein Grüßbonkel und Feinlächler. Vielleicht will er mit Roman Abramowitsch gleichziehen, der als Besitzer des Londoner Klubs FC Chelsea in der Milliardärsliga spielt. Kommt Zeit, kommt die Zeit von Schachtjor Donezk. Das Leben ist eine Matroschka. Wahrheiten gibt es mehrere, hat nicht nur Kolja gelernt.

Im Stadion finden sich alle ein, die Preuss als Mitspieler für seine Donezk-Assemblage engagiert. Zentralachse ist der Verein, der während der Dreharbeiten mit Brasilianern den UEFA-Cup gewinnt. Und wer hat sie eingekauft, wer baut die neue Fußball-Kathedrale? Rinat Achmetow, der Patriot, the other chelsea, Held des bedingungslosen Fans Sasha und Leitstern von Kolja, Fan aus Opportunismus.

Preuss macht keinen Fußballfilm, der Autor hat gar keine Bilderrechte. Also behilft er sich mit Knetmasse und Animation, mit Spielfotos und Spielfreude. Putzig wirkt das nicht, so wenig wie das übrige Arrangement der Themen und Figuren. Preuss' Introspektion der Oben-und-unten-Strukturen kommt leichtfüßig daher. Der Zuschauer wird informiert, und er wird unterhalten.

Der souverän komponierte Film überzeugt auf seinen rhythmischen Ebenen, bei der Dramaturgie, bei der Regie, bei Schnitt und Musik. Preuss ist den Sashas und Koljas sehr nahe, doch macht er sich nicht gemein. Er agiert mit den Aufsteigern und den Abgestiegenen. Skurrilität ergibt sich unter der Hand. Allein Godot, der bleibt ein Schemen. Kolja und Sasha gehen weiter ins Stadion, sie warten weiter. Nur schauen sie in verschiedene Richtungen. ■

Jakob Preuss

Geboren 1975 in Berlin, hat Jakob Preuss Jura in Köln und Paris sowie Europäische Studien in Warschau studiert. In seinen Filmen spielen stets sozialpolitische Fragen eine wichtige Rolle, wobei er seine Arbeitserfahrung aus dem politischen Bereich mit einbringt. Es entstanden „Der unbegrabene Krieg – Srebrenica 10 Jahre später“ und „Zerrissener Iran – Jugendliche Lebenswelten in der Islamischen Republik“, die er mit seiner Firma Gagarin's Gaze produzierte. „The Other Chelsea“ ist sein erster abendfüllender Dokumentarfilm. Sein aktuelles Projekt trägt den Arbeitstitel „Europas Grenzen“.



Foto: Eugen Schlegel

„Ich wusste bisher ehrlich gesagt wenig über den Grimme-Preis, außer dass es eine sehr renommierte und als seriös geltende Auszeichnung ist, die, wie ich dachte, hauptsächlich an lang verdiente Intellektuelle und Künstler vergeben wird (vielleicht assoziierte ich mit Grimme im Unterbewusstsein das Wort „grimmig“, was dann wiederum die unbewusste Assoziation mit älteren Männern hervorrief). Umso mehr war ich freudig überrascht, zu erfahren, dass ich diesen Preis für meinen ersten langen Film erhalte. Der Preis hat noch einen anderen Effekt: In den Augen gerade vieler Menschen der Generation meiner Eltern wird man durch den Grimme-Preis von einem brotlosen Künstler, der sich lieber um eine sinnvolle Anstellung kümmern sollte, wenigstens für kurze Zeit zu einem angesehenen Kulturschaffenden – das ist sehr viel wert! Ich freue mich sehr über diesen Preis!“

Jakob Preuss

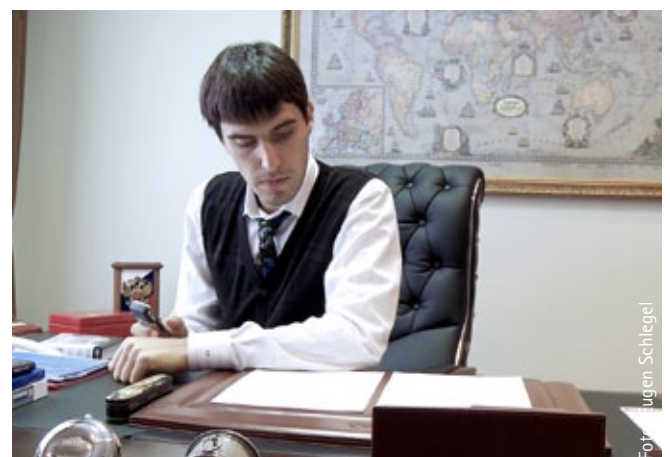


Foto: Eugen Schlegel

Jeder hat Interessen: Stadtratspräsident Kolja Donezk

Grimme-Preis | Information & Kultur

Mein Leben – Die Fotografin Sibylle Bergemann

ARTE / ZDF

Produktion: IT WORKS! Medien



Foto: IT WORKS! Medien

Produktion: IT WORKS! Medien
Federführender Sender: ZDF
Buch: Maria Wischnewski
Regie: Sabine Michel
Kamera: Uwe Mann
Schnitt: Gudrun Steinbrück
Ton: Alexander Heinze
Redaktion: Ann-Christin Hornberger
Erstausstrahlung: ARTE, Sonntag,
 16.01.2011, 16.30 Uhr
Sendelänge: 43 Minuten

Mein Leben – Die Fotografin Sibylle Bergemann

„Hier kommt das Vögelchen raus“, sagt sie und drückt ab, nachdem sie zuvor den Film in ihre alte Kamera eingelegt hat. Im Portrait „Mein Leben – Die Fotografin Sibylle Bergemann“ von Maria Wischnewski und Sabine Michel lässt die Ikone der Autorenfotografie die Kamera ganz nah an sich heran. Es schwingt Melancholie mit, wenn Bergemann über ihre Entwicklung hinter der Kamera spricht. Diese Stimmung spiegelt sich auch häufig in ihren Bildern wider. Nachdem sie zunächst nur Fenster abgelichtet hatte – „Ich habe mich nicht getraut, Leute zu fotografieren“ –, fokussierte sie ihre Kamera während der Arbeit bei der Wochenzeitung „Sonntag“ auch auf Menschen. Bergemann erzählt von aufregenden Shootings mit der jungen Katharina Thalbach, ihrer Beziehung zu ihrem Mentor und späteren Ehemann Arno Fischer und ihren Reisen als DDR-Bürgerin in den Westen. Durch eine Studienreise kam sie nach Venedig. „Hauptsache raus hier“, hat sie sich damals gedacht und war froh, der DDR für kurze Zeit den Rücken kehren zu können. Bergemanns Fundus an alten Aufnahmen scheint unendlich. Zu jedem Bild gibt es eine ganz eigene Geschichte. Aber sie verschweigt im Gespräch auch ihre Krankheit nicht. Bergemann glaubt, sie sei auch deshalb an Krebs erkrankt, weil sie ihre Wohnung am Berliner Schiffbauerdamm („meine Heimat“) nach fast 30 Jahren verlassen musste. Im Portrait spricht sie von Selbstzweifeln, schönen Erinnerungen und ihrem Gefühl für Bilder: „Es muss mich berühren. Wenn da nichts ist, kommt auch nichts rüber. So einfach ist das.“ Sibylle Bergemann verstarb 2010 und wurde 69 Jahre alt.

**Grimme-Preis
an**

Maria Wischnewski

(Buch)

Sabine Michel

(Regie)

für
Mein Leben – Die Fotografin Sibylle Bergemann
(ARTE/ZDF)

Produktion: IT WORKS! Medien

BEGRÜNDUNG DER JURY:

Als Sibylle Bergemann 2004 nach Jahrzehnten aus ihrer Wohnung am Schiffbauerdamm ausziehen muss, gibt sie die Räume zur Besichtigung ihres Lebens frei. Die Ausstellung – „Finissage“ betitelt – zeigt, was bedeutungslos geworden oder verloren ist: so das Sofa, auf dem Cartier-Bresson und Newton mit ihren Ostkollegen saßen und Fotos diskutierten; dazu sehen wir Lichter, vom Wasser der Spree nachts reflektiert und als helle Flecken auf den Boden geworfen. Auf den ersten Blick scheint das als Nachruf zu Lebzeiten wenig spektakulär, doch es kommen fünftausend Menschen.

Auch der Film von Sabine Michel und Maria Wischnewski ist eine Finissage, aber man merkt es erst im Nachhinein. Er zeigt die Fotografin – die nach den Dreharbeiten verstarb – als leise, schalkhafte, trockene, zugewandte und intensive Beobachterin ihres Ichs, ihrer Umwelt und der wechselhaften Zeitläufte. Und obwohl sie, von Krankheit gezeichnet, bei einem Shooting in der halbzerfallenen Pracht Venedigs gefilmt wird, sieht der Film keine Spur morbide aus – allenfalls wirkt er melancholisch zart grundiert. Wie das Leben selbst. Was für diesen entschieden leichten Film schon viel zu präventiv klingt.

Überhaupt scheint der Film schlichter, als er ist. Tatsächlich ist er auf höhere Weise einfach. Er tut dramaturgisch wie filmästhetisch Notwendiges und verzichtet auf Brimborium, wo er kann. Es sieht aus, als ob die Filmemacherinnen sich die Maxime der Fotografin zu Eigen gemacht hätten. „Ich wollte einfach mal, dass sie schön aussehen und eine Würde haben“, sagt sie, als sie die Polaroids von einer Behindertengruppe in bunten Theaterkostümen erläutert.

Das Porträt erfüllt die Formatvorgaben der Reihe „Mein Leben“ durchaus. Man erfährt Biografisches, auch wichtige Motive und Daten: wie Bergemann zum Fotografieren kam; dass im MoMa in New York ein Foto ihrer Marx-und-Engels-Denkmal-Serie hängt, warum sie und andere die Agentur „Ostkreuz“ als „Magnum“ des Ostens gründeten; wie sie sich nach der Wende von der Modefotografie für die Zeitschrift „Sibylle“ auf die Reisefotografie verlegte. Davon abgesehen aber geben Michel und Wischnewski ihrer Porträtierten Freiheit und Raum, sich selbst zu zeigen. Manche Szene bleibt länger stehen, als zum unmittelbaren Verständnis nötig ist, und öffnet sich so auf unaufgeregte Weise für die unausgesprochene Geschichte hinter der ausdrücklichen.

Dabei ist „Mein Leben – Die Fotografin Sibylle Bergemann“ nirgendwo unzulässig intim. Und doch hat man den Eindruck, selten einer Person so nahegekommen zu sein. ■

Maria Wischnewski

Geboren wurde Maria Wischnewski 1976 in Ost-Berlin. Sie studierte Kulturwissenschaften an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder sowie in Russland und Polen. Nach dem Studium arbeitete sie als Übersetzerin, Kinoprogrammmacherin und bei verschiedenen Film-Festivals. Seit 2007 ist Wischnewski Producerin und Autorin für gesellschaftlich relevante und zeitgeschichtliche Dokumentarfilme. Ihre Produktion „Flake“, die zusammen mit Annekatrien Hendel entstand, wurde in diesem Jahr ebenfalls für einen Grimme-Preis nominiert.

Foto: Martin Langner



Sabine Michel

Die 1971 in Dresden geborene Sabine Michel sammelte bereits früh Erfahrungen als Regie- und Kameraassistentin. Nach dem Volontariat beim SFB erhielt sie Stipendien für Aufenthalte in Paris und Lissabon. Sie studierte Regie an der HFF „Konrad Wolf“ und realisierte mehrere Spiel- und Dokumentar-Kurzfilme, die auf vielen Festivals gezeigt wurden. Ihre erste abendfüllende Produktion war der Spielfilm „Nimm dir dein Leben“, der für den „MFG-Star“, den Regienachwuchspreis des Festivals in Baden-Baden, nominiert wurde. Seitdem dreht sie Dokumentarfilme. Sie lebt in Berlin.

Foto: Kerstin Jacobsen



„Ich erzähle von einer Frau, die mich, ungeachtet ihrer Zartheit, durch ihre ungewöhnliche Kraft, ihrer Zivilcourage und ihren hintergründigen, trotzigsten Humor sehr beeindruckt hat. Umso mehr freut mich die Anerkennung durch die Verleihung des Grimme-Preises. Ich widme ihn Sibylle Bergemann. Mein Dank gilt meiner Familie und meinem gesamten Team. Er bestärkt mich in meiner Art, Filme zu machen.“

Sabine Michel



Foto: IT WORKS! Medien

Eher melancholisch als morbide: „Mein Leben“

Grimme-Preis | Information & Kultur

Die Jungs vom Bahnhof Zoo

rbb/NDR

Produktion: Rosa von Praunheim Filmproduktion



Foto: Markus Tiarks

Produktion: Rosa von Praunheim
Filmproduktion

Federführender Sender: rbb

Buch/Regie: Rosa von Praunheim

Kamera: Nicolai Zörn, Lorenz Haarmann,
Jens Pätzold, Dennis Pauls, Thomas
Ladenburger

Schnitt: Mike Shephard

Ton: Thomas Schrader, Oliver Sechting,
Markus Tiarks, Manja Ebert

Musik: Andreas Wolter

Redaktion: Jens Stubenrauch (rbb),
Barbara Denz (NDR)

Erstausstrahlung: rbb, Do., 17.11.2011,
22.45 Uhr

Sendelänge: 90 Minuten

Die Jungs vom Bahnhof Zoo

Klaus, Daniel und Nazif. Drei Namen, die für unterschiedliche Schicksale stehen, und eng verbunden sind mit der Stricherszene am Bahnhof Zoo in Berlin. Die Motive, ihren Körper für Geld zu verkaufen, sind unterschiedlich. Viele, die anschaffen gehen, seien nicht einmal homosexuell, so Ärztin Claudia, die zwei Mal im Monat mit Sozialarbeiter Sergiu zu den Treffpunkten am Zoo oder in Schöneberg fährt, um Präventionsarbeit zu leisten. Dies kann auch bedeuten, dass sie den Jungen und jungen Männern beim Ausstieg helfen. „Strukturelle Prävention“ nennt Sergiu das. Auch um eine vorübergehende Bleibe kümmern sie sich. Dennoch landen viele immer wieder auf dem Strich – die schnelle Nummer im Sexkino oder eine Nacht beim Freier. Lukrativ ist das Ganze oft nur, wenn der Stricher jung und sportlich ist. Klaus, Daniel und Nazif erzählen offen davon, wie sie Stricher wurden und welche Erfahrungen ihre Kindheit bestimmt haben. Dabei fällt auf, dass viele von ihnen schon als Kinder von Erwachsenen sexuell und körperlich missbraucht wurden. Für Nazif war sein Freier Robert daher nicht nur bloßer Kunde: „Von Robert bekam ich die Liebe, die ich sonst nie bekam.“ Überhaupt zeigt Rosa von Praunheim ein Bild, das so in der Öffentlichkeit nicht präsent ist: Was Fernsehbeiträge und Polizei noch vor wenigen Jahrzehnten als „asoziale Elemente“ und „Parasiten der Gesellschaft“ bezeichneten, sind Menschen mit Hoffnungen, Träumen und Gefühlen, auf der Suche nach Liebe, Geld und Glück.

**Grimme-Preis
an**

Rosa von Praunheim

(Buch / Regie)

für
Die Jungs vom Bahnhof Zoo
(rbb/NDR)

Produktion: Rosa von Praunheim Filmproduktion

BEGRÜNDUNG DER JURY:

Von Praunheims Filmografie ist reich an schrillen Filmen, mit denen er bewusst provozierte, mitunter auch schockierte. In diesem Film schlägt er überraschend andere Töne an, auch wenn er sich selbst und seinem von ihm schon facettenreich variierten Thema schwules Leben in Deutschland treu bleibt.

In „Die Jungs vom Bahnhof Zoo“ portraitiert er auf sensible Weise und dennoch knallhart realistisch fünf ehemalige Strichjungen vom Berliner Bahnhof Zoo. Über Interviews und Beobachtungen verfolgt er ihren Weg zurück, der sie seinerzeit in der Stricher-Szene landen ließ. Dabei wird sicht- und hörbar, dass die Mehrheit seiner Protagonisten Opfer seelischer, physischer und auch sexueller Misshandlungen sind oder vor Armut und Krieg aus ihrer Heimat geflüchtet sind.

Für das Anschaffen auf dem Strich braucht es keine großen Sprachkenntnisse, keine Ausbildung und keine amtlichen Papiere. Das Geld ist schnell verdient. Alkohol und Drogen machen ein solches Leben erträglicher, bis auch hier Abhängigkeit die Probleme der Jungs potenziert.

Von Praunheims Fragen sind klar und nicht suggestiv. Die überraschende Offenheit der Jungs lässt das Vertrauen erahnen, das der Regisseur bei ihnen genießt und das im Film nie missbraucht wird. Das trägt zur Authentizität in hohem Maße bei. In der spürbaren, menschlichen Nähe zu seinen Protagonisten, in der nichts beschönigenden, aber unaufgeregten Beschreibung ihrer Lebenswelten liegt die große Leistung von Praunheims. Die Erzählstruktur verschachtelt die Portrait-Linien und lässt auf diese Weise sowohl das Exemplarische als auch das ganz Individuelle dieser Schicksale hervortreten.

In einer geschickten Montage gleich am Anfang des Films macht von Praunheim sein übergreifendes Anliegen deutlich: In Ausschnitten aus der Berliner Abendschau von 1965 beschimpft ein Polizeisprecher in scharf propagandistischem Ton die damaligen Stricher vom Bahnhof Zoo als schwerkriminelle, asoziale Elemente.

Das ist fast 50 Jahre her, aber von Praunheim weiß, dass trotz schwuler Spitzenpolitiker und erlaubter Homo-Ehe vieles von dieser Homofeindlichkeit bis heute latent in der Gesellschaft lebt. Dieser bornierten Ablehnung setzt er in seinem Film die Schicksale der fünf Jungs entgegen und wirbt um unsere Anteilnahme. ■

Rosa von Praunheim

Als Holger Mischwitzky 1942 in Riga geboren, wuchs Rosa von Praunheim in Ostberlin auf. Nach der Flucht 1953 in den Westen inszenierte er schon am Gymnasium Theaterstücke und wechselte später an die Kunsthochschule Offenbach. Danach begann er, freie Malerei an der Hochschule für bildende Künste in Berlin zu studieren. Sein Film „Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt“ ist ein Gründungsdokument der neuen deutschen Schwulenbewegung. Bislang hat er über 70 Filme gedreht, die auf zahlreichen Festivals gezeigt wurden.

Foto: Oliver Sechting



„Wer ist Herr Grimme und warum schaut er nicht grimmig, sondern ist ein Freudenspender schöner und größer als ein Orgasmus oder zwei? Und die Verleihung soll eine kinemathekische Orgie sein, ist das wahr?, fragt sich Rosa von Praunheim.“

Rosa von Praunheim



Foto: Markus Tiarks

„Sensibel und dennoch knallhart realistisch“

Grimme-Preis | Information & Kultur

Alarm am Hauptbahnhof – Auf den Straßen von Stuttgart 21

ARD/SWR

Produktion: indifilm; Böller und Brot



Foto: SWR / Böller und Brot

Produktion: indifilm; Böller und Brot
Federführender Sender: SWR
Buch/Regie: Sigrun Köhler, Wiltrud Baier
Ton: Sigrun Köhler, Wiltrud Baier
Redaktion: Gudrun Hanke-El Ghomri,
 Martina Zöllner
Erstausstrahlung: Das Erste, Mittwoch,
 24.08.2011, 23.30 Uhr
Sendelänge: 86 Minuten

Alarm am Hauptbahnhof – Auf den Straßen von Stuttgart 21

Als Angela Merkel im Bundestag den entscheidenden Satz spricht, reißt über Berlin gerade die Wolkendecke auf. In gleißendem Sonnenlicht steht sie am Rednerpult: „Die Landtagswahl wird die Befragung der Bürger in Baden-Württemberg sein über Stuttgart 21 und viele andere Projekte mehr.“ Sie sollte Recht behalten, denn Ministerpräsident Mappus wird später abgewählt – auch wegen Stuttgart 21. Doch bevor die Demonstrationen und Auseinandersetzungen um die Verlegung des Hauptbahnhofs der Schwabenmetropole ihren Höhepunkt erreichen, herrscht bei der Landesregierung auf der Cannstatter Wasen noch Volksfeststimmung. Zur gleichen Zeit studieren die Gegner vom Bahnhofprojekt bereits effektive Sitzblockaden. Sigrun Köhler und Wiltrud Baier lassen die Bilder sprechen. Sie zeigen die Absurdität der Debatte, die Unverhältnismäßigkeit einzelner Akteure, aber auch den zivilen Diskurs von Befürwortern und Gegnern. Dabei symbolisiert kaum etwas die politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen um Stuttgart 21 so gut, wie die Achterbahn auf der Wasen in Cannstatt. In hoher Geschwindigkeit geht es rauf und runter. Wasserwerfer kommen bei Schülerdemonstrationen zum Einsatz, Mitglieder der Landesregierung müssen vor Ausschüssen aussagen, und das öffentlich übertragene Schlichtungsverfahren wird Höhepunkt der Mediendemokratie 2011. Der Bauzaun des Bahnhofsgebäudes, der durch Banner mit Sprüchen wie „Oben bleiben!“ oder „Bei Abriss Aufstand“ Ausdruck eines stummen Protestes gewesen ist, wird derweil nicht mal einen Kilometer weiter imd Haus der Geschichte Baden-Württembergs ausgestellt.

**Grimme-Preis
an**

Wiltrud Baier
(Buch/Regie)

Sigrun Köhler
(Buch/Regie)

für
**Alarm am Hauptbahnhof –
Auf den Straßen von Stuttgart 21**
(ARD/SWR)

Produktion: indifilm; Böller und Brot

BEGRÜNDUNG DER JURY:

„Alarm am Hauptbahnhof“ ist ein Film über das Stuttgarter Protestleben, inklusive seiner komischen Seiten. Sechs Monate lang haben Wiltrud Baier und Sigrun Köhler gedreht, vom „Schwarzen Donnerstag“ im September 2010, als der damalige Ministerpräsident Stefan Mappus der Protestbewegung mit einem harten Polizeieinsatz den Garaus machen wollte, bis zu den Wahlen im März 2011, als die Protestbewegung der politischen Karriere von Mappus den Garaus machte. Sie sind unter die Leute gegangen, ins Zeltlager der Parkschützer, sie haben sich neben debattierende Stuttgarter gestellt. Sie haben zugesehen, wie ältere Männer und Frauen trainierten, der Polizei das Wegtragen möglichst schwer zu machen. Sie haben die Bürgerfrauen von Stuttgart beobachtet, wie sie mit Raffinesse die Protestaufkleber so auf Straßenschilder und Laternenpfähle pappen, dass die Stadtreiniger sie gar nicht mehr runterkriegen.

„Alarm am Hauptbahnhof“ ist ein Film, der von der Dramatik des Konflikts und von den Mühen der Demokratie auf leichte Weise erzählt. Das Komische kommt in die Szenen nicht zur Extra-Belustigung, sondern weil das Leben sowieso komisch ist, schon gar, wenn das schwäbische Bürgertum den Aufstand probt. Die Herangehensweise der Filmemacherinnen ist nicht analytisch, sondern neugierig und manchmal auch hinterlistig. Sie wissen als Eingeborene offenbar genau, wo sie fündig werden, und sie fördern Szenen zu Tage, die man im Fernsehen sonst nicht gesehen hat.

So verwenden sie souverän die Methode, Bilder aus der Sphäre von Politik und Medien mit den eingefangenen O-Tönen Beteiligter kommentieren zu lassen. Als Heiner Geißler sich zu Beginn der Schlichtung am Stuttgarter Hauptbahnhof der Presse stellt, ist er so von Mikrofonen und Kameras umstellt, dass die weiter hinten Stehenden nichts verstehen können. Deren Kommentare liegen nun über den Bildern. Hat Geißler jetzt was über einen Baustopp gesagt oder nicht? „Wir müssen nach Hause gehen und uns das im Fernsehen ansehen“, sagt eine frustrierte Zuhörerin und setzt hinzu, „aber da ist alles schon wieder geschnitten“ – angewandte Medienkritik.

„Alarm am Hauptbahnhof“ ist ein wunderbares Stück Fernsehen von der Seite her, aus ungewöhnlicher Perspektive gedreht, ironisch und mit unverkennbarer Sympathie für das Widerständige. Wer in zehn Jahren wissen will, was eigentlich die Stuttgarter in den Jahren 2010/2011 umgetrieben hat, wird auf diesen Film zurückgreifen können und fündig werden. ■

Wiltrud Baier

Geboren wurde Wiltrud Baier 1967 in Erlangen. Sie hat in München eine Lehre als Konditorin absolviert und dann an der Filmakademie Baden-Württemberg studiert. Im Jahr 2000 gründete sie zusammen mit Sigrun Köhler die Produktionsfirma/Künstlergruppe „Böller und Brot“. Zusammen konzentrieren sie sich auf künstlerische Dokumentarfilme, mit denen sie bereits zahlreiche internationale Preise gewonnen haben. Zu ihren bekanntesten Werken gehören „Schotter wie Heu“ und „Der große Navigator“ über einen Missionar, der von Papua Neuguinea nach Ostdeutschland geschickt wird.

Foto: Böller und Brot



Sigrun Köhler

Geboren 1967 in Schwäbisch-Hall, hat Sigrun Köhler eine Ausbildung als Druckvorlagenherstellerin absolviert und an der Filmakademie Baden-Württemberg studiert. Im Jahr 2000 gründete sie zusammen mit Wiltrud Baier die Produktionsfirma/Künstlergruppe „Böller und Brot“. Zusammen konzentrieren sie sich auf künstlerische Dokumentarfilme, mit denen sie bereits zahlreiche internationale Preise gewonnen haben. Zu ihren bisherigen Werken gehören unter anderem „Schotter wie Heu“ über die letzte Bank ohne einen Computer sowie „Der große Navigator“.

Foto: Böller und Brot



„Gerne wird von Mut gesprochen, den es im guten alten Fernsehen wieder mehr bräuchte. Das Vertrauen aller Beteiligten in unsere spielerische Arbeitsweise, zumal bei einem politisch nicht ganz unumstrittenen Projekt, wird mit dem Grimme-Preis belohnt. Hurra!“

Wiltrud Baier/Sigrun Köhler



Foto: SWR/Böller und Brot

Landet im Museum: Der Zaun von „Stuttgart 21“



WIR GRATULIEREN DEN GRIMME-PREISTRÄGERN 2018

Am 3. März 2009 stürzt völlig unerwartet das Historische Archiv der Stadt Köln ein. Zwei junge Menschen verlieren ihr Leben. Ein Kulturschatz von europäischer Dimension wird verschüttet. Es ist die größte kulturelle Katastrophe seit dem 2. Weltkrieg.

Es folgt eine einzigartige Rettungsaktion von unvorstellbarem Ausmaß: 95 Prozent von 30 Regalkilometern Archivgut aus 1.100 Jahren Geschichte werden innerhalb von drei Jahren geborgen. Die Zusammenführung und Restaurierung der Archivalien kostet 350 Millionen Euro und dauert 30 Jahre.

Unsere Generation ist aufgerufen, erneut Geschichte zu schreiben und unser kollektives Gedächtnis zu retten. Es entsteht eine noch nie da gewesene Art von Archiv, in dem wir aus unserer Vergangenheit unschätzbare Impulse schöpfen, um unsere Zukunft zu gestalten. Ein Hort der Demokratie und erlebbarer Geschichte, der Stadtkultur und Bürgerschaft prägen wird.

Schreibt nicht manchmal das Leben selbst die preiswürdigsten Drehbücher?

Informieren Sie sich bei Dr. Stefan Lafaire, dem Vorstandsvorsitzenden der Stiftung Stadtgedächtnis: 0221/933502-0.



Tipps eines alten Juryhasen

Aus der Jury Information & Kultur

von David Denk

Anruf bei einem alten Juryhasen. Es ist der Hilferuf eines Novizen, der sich dachte: Ach, so einen Jurybericht schreibst du mit links. Du musst dir nur notieren, wer wen warum angebrüllt hat und die Beleidigungsformeln am besten auch noch. Die Liste kannst du für deine weiteren Juryeinsätze archivieren und jedes Jahr ergänzen. Und dann? Keine Rededuelle, keine Schreiereien, keine Bisswunden. Nichts, gar nichts. Der Grimme-Preis ist auch nicht mehr das, was er mal war (in meiner Vorstellung, in den Legenden). In der Jury „Information & Kultur“ waren alle total nett zueinander, haben sich gegenseitig Joghurts aus dem Kühlschrank mitgebracht und Tee nachgeschickt. Eine Sorte hieß irgendwas mit „Harmonie“. Offenbar hat er gewirkt. Teile der Jury waren sogar zusammen in der Sauna. Und nun hat der Novize den Salat. Was bitte soll er über diesen Kuraufenthalt in Bad Marl schreiben?

Der alte Juryhase bedauert den Anrufer ein bisschen und gibt ihm den guten Tipp, beim nächsten Mal gleich nach der Jurysitzung loszuschreiben, wenn die Eindrücke noch frisch sind und nicht erst am letzten Tag der Abgabefrist (den guten Tipp, beim nächsten Mal mehr mitzuschreiben, gibt der Novize sich selbst). Weil es jetzt aber zu spät ist und der alte Juryhase zugibt, aufschiebbare Dinge auch immer erst in letzter Minute zu erledigen (Journalistenkrankheit?) und er überhaupt ein netter Typ ist, lässt sich der alte Juryhase auf einen kurzen Plausch ein über die Juryarbeit und die nominierten Produktionen, die ihm „ein bisschen monochrom“ vorgekommen sind in diesem Jahrgang und darin als „Abbild deutscher Fernsehverhältnisse“.

Der Alte und der Neue sind sich einig darin, dass die kürzeren fernsehspezifischen journalistischen Dokuformate in der Krise stecken – eine Beobachtung, die auch schon die Jury des vergangenen Jahres in ihrem Bericht formuliert hat. Außer Sabine Michels Beitrag zur Arte-Porträtreihe „Mein Leben“ über die stilprägende DDR-Modelfotografin Sibylle Bergemann hat die Jury nur Produktionen von (annähernd) 90 Minuten für preiswürdig erachtet, von denen zwei auch schon im Kino liefen.

Michels Film geht mit seinem künstlerischen Gestaltungswillen über das journalistische Porträt hinaus, ihm gelingt eine Charakterisierung aus der Selbstbeschreibung heraus, indem sie Bergemann kurz vor deren Tod 2010 zum Reden bringt und ihre Arbeit zum Sprechen. Michels Film ist nur 43 Minuten lang – und doch lässt sie sich Zeit.

Das Porträt ist der Gegenentwurf zum atemlosen, boulevardesken, oberflächlichen, skandalisierenden Abfilmen (am besten noch mit Wackelkamera) von brisanten Themen, Kindersklaven bei der Kakaoernte in „45 Minuten: Schmutzige Schokolade“, Umweltschäden durch Gasflaring in „Abgefackelt – Wie Ölkonzerns unser Klima killen“ – alles schlimm, aber als Film hat keine der beiden Nominierungen überzeugt. Gut gemeint ist noch lange nicht gut gemacht.

Was der alte Juryhase für dieses Jahr positiv verbucht: Es haben mehr Frauen als Männer gewonnen (5 zu 2), und alle zum ersten Mal. Ein Abo für den Grimme-Preis hat nur Dominik Graf, aber das ist eine andere Baustelle.

Rosa von Praunheim musste bis zu seinem ersten Grimme-Preis 69 Jahre warten, ist der mit Abstand älteste Preisträger 2012. Sein Thema hat er gleich vor der Haustür gefunden, nicht wie so viele Nominierungen in Kenia („Kinshasa Symphony“), Rumänien („Die Wahrheit über Dracula“) oder Chile („Mein Leben mit Carlos“). In „Die Jungs vom Bahnhof Zoo“ beschreibt er den Alltag von Strichern in Berlin, die teilweise hier ihren Körper verkaufen, um in Rumänien ihre Familie zu ernähren. „Die Schattenseite des vereinten Europas“ nennt das eine Mitjurorin.

Unter den Preisträgern dominieren Produktionen, die „vertiefend aktuell“ deutsche Lebenswirklichkeit reflektieren.

Mittels Interviews mit ehemaligen und noch aktiven Strichern baut der Film eine Brücke auf die dunkle Seite der Hauptstadt, ohne in Betroffenheit zu erstarren. Sein Ton ist angenehm nüchtern. Von Praunheim zeigt, was ist – aber nicht sein sollte.

Unter den Preisträgern dominieren Produktionen, die „vertiefend aktuell“ (alter Juryhase) deutsche Lebenswirklichkeit reflektieren: sei es Sigrun Köhlers und Wiltrud Baiers ethnologisch-abseitige Erkundung des Protests gegen ein Bauprojekt in „Alarm am Hauptbahnhof – Auf den Straßen von Stuttgart 21“ oder das Komplettversagen einer pädagogischen Modelleinrichtung in „Geschlossene Gesellschaft – Der Missbrauch an der Odenwaldschule“ von Regina Schilling und Luzia Schmid, den die Schule ohne öffentlichen Druck wohl bis heute nicht aufgearbeitet hätte. „Wenn der Skandal ausbleibt, warum sollte ich dann weiter skandalisieren“, sagt ein Lehrer. Die Jury war schockiert über diesen Kadavergehorsam, diesen unbedingten Willen, den Geist einer Schule zu verteidigen, die das Leben vieler Schüler zerstört hat. Bei keinem anderen Film war sich die Jury so sicher, dass er einen Grimme-Preis verdient hat, wie bei „Geschlossene Gesellschaft“.

Einen Hauch von Kontroverse gab es nur um den Kurzfilm „Holding Still“ von Florian Riegel über eine querschnittsgelähmte Amerikanerin, die über eine Überwachungskamera am Leben vor ihrem Haus teilnimmt. Die einen lobten die essayhafte Erzählweise und Bildsprache, den



„Die Jungs vom Bahnhof Zoo“: im Ton angenehm nüchtern

Du bist kein WERWOLF



EIN GEWINN FÜR JUGENDLICHE, DIE ES WISSEN WOLLEN

Unverkrampt, direkt und niemals peinlich: So hat *Du bist kein Werwolf*. Über das Leben in der Pubertät viele junge Herzen und den Sonderpreis Kultur des Landes NRW gewonnen. In sechs neuen Folgen beantwortet das 25-minütige Wissensmagazin des wdr auch 2012 wieder alle Fragen rund um das Thema Erwachsenwerden. Mehr unter www.dubistkeinwerwolf.de

WDR ¹

anderen blieben durch die beschränkte Perspektive zu viele Fragen offen. Das war's auch schon. Im Rennen um den Preis spielte „Holding Still“ keine Rolle mehr – genauso wenig wie „Teufels Werk und Gottes Beitrag“ von Helge Cramer, in dem der Autor sich erneut mit Fällen von Exorzismus in Deutschland beschäftigt. Trotz des ehrenwerten Vorhabens, das kirchenpolitische Kalkül hinter Teufelsaustreibungen sichtbar zu machen, war die Ablehnung so einmütig wie nie. Das ewige Kreischen und Aufbäumen verwirrter junger Frauen weckte bei manchem Juror regelrechte Aggressionen, einer schlug vor, den Autor beim Bergfest zu einer „Themenaustreibung“ beiseite zu nehmen.

Im Nachhinein kann der Novize verstehen, warum mancher Juror dem Bergfest fernbleibt: Das Aufeinandertreffen mit den Autoren, über deren Filme man gerade noch diskutiert, womöglich gestritten oder gar gelästert hat, kann unangenehm sein – besonders wenn die Autoren offensiv das Gespräch suchen, „Haben Sie denn noch eine Frage zu unserem Film?“, dem Novizen aber beim besten Willen keine einfallen will. Wenn sich allerdings ein ungezwungenes Gespräch ergibt, weil die eigenen Fragen wie von selbst kommen und /oder die Autoren Fragen stellen, die man beantworten kann und darf, ist dieses ungewöhnliche Forum gar nicht hoch genug zu preisen. So erinnert sich der Novize gern an den Austausch mit Mareille Klein und Julie Kreuzer, den jungen Autorinnen von „Auf Teufel komm raus“, einer Doku über einen bei seinem Bruder in der Provinz untergekröchten Sexualstraftäter, die bei allen handwerklichen Schwächen zur Diskussion über Bürgermoral und deutsche Rechtsprechung anregt.

Gern unterhalten hätte sich der Novize mit Jakob Preuss. Weil sein persönlicher Favorit „The Other Chelsea“ unter den Preisträgern ist, kann er das am 23. März in Marl nachholen. Im nachnominierten „The Other Chelsea“ erzählt Preuss von Fans des Fußballvereins Schachtjor Donezk. Voller Zuneigung zu seinen Protagonisten entwirft Preuss ein Gesellschaftspanorama, nicht anklagend, aber auch nicht romantisierend. Kongenial ergänzt wird Preuss' Film durch die Animationssequenzen von Stephan Flint Müller, der alleine schon für den wunderbaren

Vorspann auch explizit hätte ausgezeichnet werden müssen. Mit diesem Vorschlag kann sich der Novize aber leider nicht durchsetzen.

„Tut mir leid, wenn ich dir keine Inspiration liefern kann“, verabschiedet sich der alte Juryhase am Telefon. Der Novize bedankt sich, legt auf und denkt bei sich: Prima, das dürfte für 6.000 Zeichen locker reichen. ■

David Denk

David Denk, geboren 1981 in Düsseldorf, hat in Leipzig und Budapest Diplom-Journalistik und Theaterwissenschaft studiert und ein integriertes Volontariat bei der taz absolviert. Seit 2008 ist er verantwortlich für die Medienberichterstattung der taz, seit 2011 Ressortleiter tazwei/Medien. Im vergangenen Jahr wählte ihn das „Medium-Magazin“ unter die „Top 30 bis 30“.



Foto: Denk

Jury Information & Kultur



Foto: Grimme / Jorczyk

von links nach rechts

Ute Bischoff, Dr. Joachim Huber, Dr. Heike Hupertz, Dr. Ingrid Schöll, Detlef Ruffert, David Denk, Anette Borkel, Holm Henning Freier, Fritz Wolf

Erfolgreich mit hochwertigen Programmen für Kinder. Seit 15 Jahren.
Der Kinderkanal von ARD und ZDF

für
dich



von ARD und ZDF

AHOUUU!

Herzlichen Glückwunsch
zum Grimme-Preis.

Du bist kein
WERWOLF





SONDER- PREISE

Grimme
Preis
2012

Publikumspreis der Marler Gruppe

Mein Leben – Die Fotografin Sibylle Bergemann (ARTE / ZDF)..... 108

Aus der Marler Gruppe

Damals, heute, dazwischen 110

Sonderpreis Kultur des Landes NRW

Du bist kein Werwolf – Über das Leben in der Pubertät (Ki.KA / WDR)..... 112

Besondere Ehrung des Deutschen Volkshochschul-Verbandes

Hannelore Hoger..... 114

Publikumspreis der Marler Gruppe

Mein Leben – Die Fotografin Sibylle Bergemann

ARTE / ZDF

Produktion: IT WORKS! Medien

PUBLIKUMSPREIS DER MARLER GRUPPE



Foto: IT WORKS! Medien

Produktion: IT WORKS! Medien
Federführender Sender: ZDF
Buch: Maria Wischnewski
Regie: Sabine Michel
Bildgestaltung: Uwe Mann
Schnitt: Gudrun Steinbrück
Ton: Alexander Heinze
Redaktion: Ann-Christin Hornberger
Erstausstrahlung: ARTE, Sonntag,
 16.01.2011, 16.30 Uhr
Sendelänge: 43 Minuten

Mein Leben – Die Fotografin Sibylle Bergemann

„Hier kommt das Vögelchen raus“, sagt sie und drückt ab, nachdem sie zuvor den Film in ihre alte Kamera eingelegt hat. Im Portrait „Mein Leben – Die Fotografin Sibylle Bergemann“ von Maria Wischnewski und Sabine Michel lässt die Ikone der Autorenfotografie die Kamera ganz nah an sich heran. Es schwingt Melancholie mit, wenn Bergemann über ihre Entwicklung hinter der Kamera spricht. Diese Stimmung spiegelt sich auch häufig in ihren Bildern wider. Nachdem sie zunächst nur Fenster abgelichtet hatte – „Ich habe mich nicht getraut, Leute zu fotografieren“ –, fokussierte sie ihre Kamera während der Arbeit bei der Wochenzeitung „Sonntag“ auch auf Menschen. Bergemann erzählt von aufregenden Shootings mit der jungen Katharina Thalbach, ihrer Beziehung zu ihrem Mentor und späteren Ehemann Arno Fischer und ihren Reisen als DDR-Bürgerin in den Westen. Durch eine Studienreise kam sie nach Venedig. „Hauptsache raus hier“, hat sie sich damals gedacht und war froh, der DDR für kurze Zeit den Rücken kehren zu können. Bergemanns Fundus an alten Aufnahmen scheint unendlich. Zu jedem Bild gibt es eine ganz eigene Geschichte. Aber sie verschweigt im Gespräch auch ihre Krankheit nicht. Bergemann glaubt, sie sei auch deshalb an Krebs erkrankt, weil sie ihre Wohnung am Berliner Schiffbauerdamm („meine Heimat“) nach fast 30 Jahren verlassen musste. Im Portrait spricht sie von Selbstzweifeln, schönen Erinnerungen und ihrem Gefühl für Bilder: „Es muss mich berühren. Wenn da nichts ist, kommt auch nichts rüber. So einfach ist das.“ Sibylle Bergemann verstarb 2010 und wurde 69 Jahre alt.

**Publikumspreis der Marler Gruppe
an**

Maria Wischnewski

(Buch)

Sabine Michel

(Regie)

Uwe Mann

(Bildgestaltung)

Ann-Christin Hornberger

(Redaktion)

für

Mein Leben – Die Fotografin Sibylle Bergemann

(ARTE/ZDF)

Produktion: IT WORKS! Medien

BEGRÜNDUNG DER JURY:

„Dieser Frau bin ich ganz nahe gekommen!": In dieser spontanen Aussage eines jungen Jurymitglieds der Marler Gruppe wird die Magie dieses einfühlsamen Porträts Sibylle Bergemanns deutlich. Der Film erzählt die Geschichte einer Künstlerin, die sich ganz ihrer Leidenschaft verschrieben hat. Dramaturgisch geschickt lässt Regisseurin Sabine Michel die Geschichte Sibylle Bergemanns in weiten Teilen von dieser selbst erzählen. Mit Hilfe ihrer stimmungsvoll-melancholischen Fotos gibt sie dem Zuschauer einen Einblick in die Vielseitigkeit ihrer Arbeit.

Gemeinsam ist allen Fotos, dass die Menschen niemals vorgeführt, immer von ihrer positiven Seite gezeigt werden. Sie hat keine Models, sondern Frauen fotografiert, hat bei der Arbeit eine Atmosphäre geschaffen, welche die Menschen das Objektiv vergessen ließ, so dass sie bei sich sein konnten: Augenblicke, die Sibylle Bergemann festhielt.

Der Film schafft es, diese Magie, die Bergemanns Fotos innewohnt, auch auf das bewegte Bild zu übertragen. Verantwortlich dafür ist nicht zuletzt sein visuelles Konzept. Mit intensiven, oft melancholischen Bildern wird dem Zuschauer ein vielfältiger Blick auf das Sein vermittelt. Eindrucksvoll sind auch die dichten Sequenzen von der Arbeitsweise der Fotografin. Wir sehen kein routiniertes Fotoshooting, sondern eine ernsthafte Auseinandersetzung mit der zu fotografierenden Person, eine vorsichtige Annäherung an, eine behutsame Erkundung der prägenden und für sich sprechenden Umgebung. Kameramann Uwe Mann nimmt diese Arbeitsweise auf, zeigt mit zurückhaltenden und doch gefühlvollen Bildern das Geheimnis von Sibylle Bergemanns Arbeitsweise, die sich dann in den Fotos dokumentiert: ihre Nähe zu den Menschen.

Der Regisseurin Sabine Michel ist es zu verdanken, dass die nie eitel wirkende Sibylle Bergemann sich überhaupt zu diesem Portrait überreden ließ. Der Zuschauer erhält einen tiefen Einblick in das Leben der Künstlerin sowohl in der DDR als auch im wiedervereinigten Deutschland. Redakteurin Ann-Christin Hornberger ist nicht hoch genug anzurechnen, dass sie den Sender für dieses Thema in der Sendereihe „Mein Leben – dokumentarische Porträts" begeistern und die spezielle Produktionsweise durchsetzen konnte, ohne die dieser Film vielleicht nicht in dieser überragenden Qualität hätte entstanden können. Bleibt zu hoffen, dass das Publikum auch in Zukunft bei dieser Sendereihe weiter und wieder in den Genuss solch sensibler Fernsehkunst kommt. ■

Maria Wischnewski

Geboren wurde Maria Wischnewski 1976 in Ost-Berlin. Sie studierte Kulturwissenschaften an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder sowie in Russland und Polen. Nach dem Studium arbeitete sie als Übersetzerin, Kinoprogrammmacherin und bei verschiedenen Film-Festivals. Seit 2007 ist Wischnewski Producerin und Autorin für gesellschaftlich relevante und zeitgeschichtliche Dokumentarfilme. Ihre Produktion „Flake", die zusammen mit Annkatrin Hendel entstand, wurde in diesem Jahr ebenfalls für einen Grimme-Preis nominiert.

Foto: Martin Langner



Sabine Michel

Die 1971 in Dresden geborene Sabine Michel sammelte bereits früh Erfahrungen als Regie- und Kameraassistentin. Nach dem Volontariat beim SFB erhielt sie Stipendien für Aufenthalte in Paris und Lissabon. Sie studierte Regie an der HFF „Konrad Wolf" und realisierte mehrere Spiel- und Dokumentar-Kurzfilme, die auf vielen Festivals gezeigt wurden. Ihre erste abendfüllende Produktion war der Spielfilm „Nimm dir dein Leben", der für den „MFG-Star", den Regienachwuchspreis des Festivals in Baden-Baden, nominiert wurde. Seitdem dreht sie Dokumentarfilme. Sie lebt in Berlin.

Foto: Kerstin Jacobsen



Uwe Mann

Geboren 1962 in Hoyerswerda, absolvierte Uwe Mann vor seinem Kamera-Studium an der HFF Potsdam-Babelsberg zunächst im Volontariat eine Regieassistenten im DEFA-Studio für Dokumentarfilme. Seit 1997 arbeitet er als Kameramann. Neben „Mein Leben – Die Fotografin Sibylle Bergemann" umfassen seine bisherigen Werke unter anderem Volker Koepps „Fremde Ufer" oder auch die für den Grimme-Preis nominierte Produktion „Mein Leben – Flake". Uwe Mann hat darüber hinaus ein Musikvideo für Polarkreis 18 und mit Marc-Andreas Bochert mehrere erfolgreiche Kinderfilme gedreht.

Foto: Katrin König



Ann-Christin Hornberger

Ann-Christin Hornberger, geboren 1963 in Wiesbaden, hat Theater- und Literaturwissenschaften an der LMU in München studiert und kam 1992 zum Fernsehen. Bei ZDF/ARTE durchlief sie mehrere Stationen, bevor sie als Redakteurin bis Ende 2011 die ARTE-Reihe „Mein Leben" betreute. Derzeit liegt der Schwerpunkt ihrer Arbeit auf den Themenfeldern Wissenschaft sowie den Sendepätzen ARTE Wunderwelt und ARTE Entdeckung.

Foto: ZDF/ Carmen Sauerbrei



„Dass der Film ausgezeichnet wird, bedeutet mir sehr viel. Durch ihren Tod nach Abschluss der Dreharbeiten wurde die eindringliche Momentaufnahme ihres Lebens zu einem Nachruf auf eine großartige Künstlerin und zu ihrem Vermächtnis. Ich hoffe, dass die Auszeichnung auch als Ermutigung für ARTE verstanden wird, dem Porträtformat künftig wieder mehr Raum zu geben."

Ann-Christin Hornberger

Damals, heute, dazwischen

Aus der Marler Gruppe

von Mark Blumberg

Februar 2012: 13 Jahre, nachdem ich zum ersten Mal bei der Marler Gruppe teilgenommen habe, bin ich nach ein paar Jahren Pause wieder bei der Sichtungswache dabei. Bei meiner Premiere war ich noch Schüler, bei meiner bis dato letzten TV-Woche im Jahr 2004 in den Anfängen des Studiums. Dieses Jahr sichte ich erstmalig als Berufstätiger. Im Folgenden ziehe ich einen subjektiven und stellenweise nicht ganz ernst gemeinten Vergleich zwischen den Sichtungswochen damals und heute.

Am Anfang: Zahlenspiele

Um diesem Text zunächst noch den Anschein von Objektivität zu geben, versuche ich mich zuerst in deskriptiver Statistik und vergleiche die Nominierungen im Wettbewerbskontingent Information & Kultur der Jahre 1999 und 2012. Zunächst ist die Zahl der nominierten Beiträge von 18 im Jahr 1999 auf 22 im Jahr 2012 gestiegen (Serien und Mehrteiler habe ich hier nicht berücksichtigt).

Die These, dass die Kultur immer weiter in den späten Abend verschoben wird, lässt sich anhand dieser Beiträge kaum bestätigen, so ist die durchschnittliche Anfangszeit der Beiträge minimal von 21.40 Uhr auf 21.43 Uhr gestiegen. Die Dauer der einzelnen Beiträge ist dabei von 74 Minuten auf 69 Minuten leicht zurückgegangen. Auffälliger ist jedoch, dass die Varianz in der Dauer der Beiträge deutlich zurückgegangen ist. Rangiert die Spannweite der Dauer 1999 noch zwischen 6 und 170 Minuten (wobei 3 Beiträge die 100-Minuten-Grenze überschritten), so lag diese 2012 nur noch zwischen 28 und 95 Minuten.

In Summe ergibt sich, wie bei nahezu allen Sichtungswochen, an denen ich teilgenommen habe, eine Gesamtdauer von ca. einem Tag Fernsehen, welchen die Jury über fünf Tage verteilt zu sichten, zu diskutieren und letztendlich zu beurteilen hatte.

Wie setzte sich nun die Jury der Marler Gruppe zusammen? 1999 bestand sie aus 24 Personen, von denen die große Mehrheit (820) noch zur Schule ging. 2012 ist die Mitgliederzahl der Marler Gruppe auf 16 Personen gesunken, von denen nur noch weniger als die Hälfte

zur Schule geht. Eine ähnlich starke Veränderung gab es auch bei der Geschlechteraufteilung. Diese war 1999 mit 13 weiblichen und elf männlichen Mitgliedern relativ ausgeglichen, während 2012 die Frauen eindeutig dominierten: elf zu fünf. Die von einigen Mitgliedern hieraus abgeleitete Forderung, die M-Stimmen im Abstimmungsprozess doppelt zu gewichten – ernst gemeint? –, wurde jedoch von der Mehrheit der Mitglieder zurückgewiesen.

Und was ist mir während der Sichtungswache im Vergleich zu früher besonders aufgefallen, wie stellen sich die Entwicklungen dar?

Nun, das beginnt bei Formalien und Äußerlichkeiten. Heute gibt es eine ganz andere, sprich: eine striktere Zeitdisziplin. Wurden zur Jahrtausendwende die Pausen zwischen den einzelnen Beiträgen bereits zur ausgiebigen Diskussion selbiger genutzt, was verständlicherweise ver-

Für mich persönlich gehörte die Diskussion des Beitrages „Kongo-Müller: Eine deutsch-deutsche Geschichte“ zu den intensivsten Erlebnissen meiner Juryarbeit.

heerende Folgen für den Tagesplan hatte, wurde diesmal die Länge – genau genommen die Kürze – der Pausen wesentlich strikter eingehalten. Dabei ließ sich feststellen, dass der Anteil der Raucher innerhalb des letzten Jahrzehntes zurückgegangen ist, während das Handy zum Normalbesitz gehört. Auffällig übrigens, dass gerade die Schüler in der Runde am stärksten auf die Zeitdisziplin pochten.

Das Handy ersetzt die Zigarette

Das Sprichwort „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben“ bewahrheitete sich jedoch, und so gab es jeden Abend die obligatorische Tagesabschlussdiskussion. Hierbei zeigte sich zu meinem Erstaunen, dass entweder die Marler Gruppe 2012 sehr homogen war oder aber die nominierten Beiträge jeweils von „klarer“ Qualität waren. So haben wir die Beiträge des Tages jeden Abend sehr zielgerichtet in relativer Einheitlichkeit diskutiert; nur wenige Filme lösten langwierige und kontroverse Diskussionen aus.

Eine interessante Entwicklung zeigte sich jedoch etwas abseits der eigentlichen Sichtung: Die Anzahl der von uns aufgenommenen Fotos hat im Laufe der Jahre deutlich zugenommen. So gehörte das Gruppenfoto 2012 fast schon zum täglichen Ritual, sei es für „grimme“, sei es für die Chronik der Volkshochschule, das Online-Magazin des Gymnasiums oder die Tageszeitung.

Für mich persönlich gehörte die Diskussion des Beitrages „Kongo-Müller: Eine deutsch-deutsche Geschichte“ zu den intensivsten Erlebnissen meiner Juryarbeit, weil sie mir so überdeutlich mein eigenes Älterwerden plakativ vor Augen geführt hat. Während ich, der zumindest das Ende der deutschen Teilung noch bewusst selbst erlebt hat, diese Geschichte im Kontext der Beziehungen zwischen West- und Ostdeutschland während der 60er Jahre sehr interessant fand, haben die jüngeren Teilnehmer bemängelt, dass diese Beziehung nicht genügend erklärt wurde.



Foto: ZDF/Kelly Walsh

„Kongo-Müller: Eine deutsch-deutsche Geschichte“

Marler Gruppe

von links nach rechts

Heidi Weinert, Tim Hartelt, Christiane Tausch, Leo Hansen, Margret Grützner, Ursula Möbus, Katharina Terwonne, Kurt Langer, Martha Paskiewicz, Pascal Weiland, Laura Di Betta, Gabriele Knafla, Anna Pels, Mark Blumberg, Anita Kolb, Nicole Gerth



Foto: Grimme/Jorczyk

Überhaupt hat sich hierbei gezeigt, dass eine der größten Herausforderungen für die Macher von Dokumentationen und Informationssendungen wohl darin besteht, ein einheitliches Grundwissen zu umreißen, welches sie bei allen Zuschauern voraussetzen können. An dieser Stelle entwickelt die Marler Gruppe allerdings auch ihren speziellen eigenen Reiz, einfach, weil sie aus Personen ganz unterschiedlichen Alters und Berufs besteht, was immer wieder ganz neue Perspektiven auf die Vielzahl der in den Wettbewerbsbeiträgen behandelten Themen erlaubt, besser erzwingt.

Intensive Abschlussdiskussion

Trotz der überwiegend homogenen Bewertung der meisten Beiträge durch die gesamte Gruppe, welche zu relativ kurzen Tagesabschlussdiskussionen führte, entwickelte sich am Ende der Sichtungswoche eine sehr intensive Abschlussdiskussion. Nach drei Abstimmungsrunden hatte sich eine Gruppe von fünf Filmen herauskristallisiert, welche von

(jeweils nahezu) allen Mitgliedern als preiswürdig angesehen wurden. Weil die Marler Gruppe jedoch auf die Vergabe eines einzelnen Preises limitiert ist, wurden diese fünf Beiträge nochmals ausgiebig diskutiert, und alle Mitglieder haben mit viel Herzblut versucht, ihre Favoriten noch einmal ganz nach vorn zu bringen.

Überhaupt hat sich gezeigt, dass eine der größten Herausforderungen für die Macher von Dokumentationen wohl darin besteht, ein einheitliches Grundwissen zu umreißen.

Der sich anschließende finale Abstimmungsmarathon über drei weitere Abstimmungsdurchläufe, um sich letztendlich auf den Preisträger zu einigen, gehörte zu den spannendsten und emotionalsten Momenten meiner bisherigen Grimme-Erfahrungen. ■



Foto: IT WORKS! Medien

„Mein Leben – Die Fotografin Sibylle Bergemann“

Mark Blumberg

Mark Blumberg, geboren 1981 in Marl, ist Unternehmensberater bei einer international tätigen Wirtschaftsprüfungs- und Beratungsgesellschaft. Er hat Volkswirtschaftslehre an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn studiert. Von 1999 bis 2004 war er bereits Mitglied der Marler Gruppe. Seit 2012 ist Mark Blumberg erneut Juror in der Publikumsjury.



Foto: Blumberg

Sonderpreis Kultur des Landes NRW

Du bist kein Werwolf – Über das Leben in der Pubertät

Ki.KA / WDR

Produktion: tvision GmbH

SONDERPREIS KULTUR DES LANDES NRW



Produktion: tvision GmbH
Federführender Sender: WDR
Buch: Ralph Caspers, Katharina Wiechers, Christian Gillmann
Regie: Katja Engelhardt (Studio), u. a.
Kamera: Stefan Lemanski, Stephan Neuhalfen, Ute Mattigkeit
Schnitt: Michael Frings, u. a.
Ton: Ralf Weber u. a., **Musik:** Tobias Kremer, **Moderatoren:** R. Caspers, Ch. Henning, **Darstellung:** W. Kalb, A. Brandenburg, N. Nöthing, L. Fröhlich, R. Hinterkeuser, F. Trezek, **Redaktion:** Brigitta Mühlentbeck, Manuela Kalupke
Erstausstrahlung: Ki.KA, Donnerstag, 21.04.2011, 20.30 Uhr
Sendelänge: 25 Minuten

Du bist kein Werwolf – Über das Leben in der Pubertät

Wie genau funktioniert eigentlich Küssen? Und was tun bei einer peinlichen Erektion in der Öffentlichkeit? Ralph und Christine gehen diesen und anderen Geheimnissen auf den Grund: Sie erforschen und erklären das Mysterium Pubertät. Was passiert wann und warum im eigenen Körper? Auch bei schwierigen Themen gibt das Moderatorduo Tipps und verrät Tricks für Jugendliche. Ob lästiger Stimmbruch und die bange Frage, wann die eigene Stimme endlich wieder normal klingt, oder wenn Schweiß plötzlich anders riecht als zuvor – Ralph und Christine erklären wichtige Abläufe im Körper und machen klar: alles ganz normal. Wenn Protagonist Jens, selbst gerade ein Teenager, diese und andere Sorgen plagten, weiß Werner Wolfmann Rat. Als Jens' ganz persönlicher Problemlöser versucht er eine Brücke zu spannen zwischen jugendlichem Drängen und erwachsenem Behüten. Aber auch der Zuschauer ist gefragt, wenn Ralph und Christine zum „Selbstversuch“ aufrufen. Lena soll einen Tag lang ohne Geld auskommen und Nura ein Stimmungsbarometer erstellen, um ihre Gefühle besser kennen und deuten zu lernen. In jeder Sendung kommt außerdem ein Pärchen auf die Couch. Hier erzählen sie, was sie eigentlich am jeweils anderen mögen, was es mit der Eifersucht auf sich hat oder welche Freiheiten jeder Partner in einer Beziehung braucht. Und obwohl die Pubertät eine Verwandlung mit sich bringt, in der sich einfach fast alles ändert, wird eines immer wieder deutlich: Wer mitten in der Pubertät steckt, ist noch lange kein Werwolf!

Sonderpreis Kultur des Landes NRW
an

Andreas Dölfs

Ralph Caspers

Manuela Kalupke

für
**Du bist kein Werwolf –
Über das Leben in der Pubertät**
(Ki.KA/WDR)

Produktion: tvision GmbH

BEGRÜNDUNG DER JURY:

Schon der Titel ist brilliant. Wie auch der Vorspann – eine unschuldige Kugel verwandelt sich in einen haarigen Würfel. Erwachsene vergessen das gern, aber es ist ja nicht leicht, jung zu sein. Und das keineswegs bloß, weil mit der Kindheit auch die Zeit der Unbeschwertheit endet: Der Körper verändert sich, die Stimme auch, überall wachsen Haare. Aber deshalb ist man trotzdem noch lange kein Werwolf.

Die Sendung richtet sich an Kinder, die ihre Pubertät noch vor sich und entsprechend viele Fragen haben. Das Magazin ist schon deshalb etwas Besonderes, weil es seit gefühlter Ewigkeit kein Format mehr gab, in dem es um nichts anderes als um typische Pubertätsprobleme ging. Zuletzt war dies im vielfach ausgezeichneten ARD-Magazin „Moskito“ (1987 bis 1995) und in der allerdings nur kurzlebigen (1996/97) ZDF-Reihe „Dr. Mag Love“ der Fall. Zumindest von der Haltung her knüpft der WDR mit „Du bist kein Werwolf“ nun an den ZDF-Vorläufer an: Alles dreht sich um Pubertät und Sexualität, und zwar überzeugend unverkrampft.

Auftraggeberin war WDR-Redakteurin Brigitta Mühlenbeck, Moderator Ralph Caspers hat das Magazin gemeinsam mit Manuela Kalupke (vormals Produktionsfirma tvision, mittlerweile ebenfalls WDR-Redakteurin) sowie tvision-Geschäftsführer Andreas Dölfs entwickelt. Die Zielgruppe kennt Caspers bestens aus der WDR-Wissens-Show „Wissen macht Ah!“. Damit sich die beiden Sendungen nicht allzu sehr ähneln, wurde für die Rolle der Frau an seiner Seite ein neues Gesicht gesucht. Gefunden hat man Christine Henning. Sie ist das, was gerne eine echte Entdeckung genannt wird, zumal sie Caspers nicht nur buchstäblich auf Augenhöhe Paroli bieten kann.

Der fröhlich-frotzelige ironische Stil des Duos täuscht erfolgreich darüber hinweg, dass ein Format dieser Art immer auch eine Gratwanderung darstellt. Aber natürlich kann man keine Aufklärung betreiben, wenn man nicht zeigen darf, worum es geht. Die Beiträge sind formatadäquat und jugendgerecht aufgearbeitet. Bei Themen rund um den Körper behilft man sich mit Grafiken, andere Aspekte werden in Form witziger Comic-Strips erzählt. Aber auch für Eltern birgt das Magazin großen Erkenntnisgewinn: weil ihnen „Wolfmann“, eine Art Rechtsberater für Kinder, in jeder Folge einen entlarvenden Spiegel vorhält. ■

Andreas Dölfs

Andreas Dölfs wurde 1967 in Köln geboren und hat in seiner Heimatstadt Volkswirtschaftslehre studiert. Im Anschluss war er als Aufnahme- und Produktionsleiter bei RTL und MMC tätig, wo er vorrangig für Live- und Kindersendungen verantwortlich war. Als Producer produzierte er danach unter anderem Spielfilme für „Galileo“. Seit 2002 ist Dölfs geschäftsführender Gesellschafter bei tvision. Hier sind bisher neben über 1.000 Filmbeiträgen für das Format „Wissen macht Ah!“ auch Sendungen wie die „Südafrika-Maus“ entstanden, die mit dem Erich-Kästner-Preis ausgezeichnet worden ist.

Foto: Richard Raffel



Ralph Caspers

Geboren 1972 auf der Insel Borneo, studierte Ralph Caspers an der Kölner Kunsthochschule für Medien mit Schwerpunkt Buch und Regie. Zunächst war er bei SuperRTL als Moderator des Formats „Muuh – das Tiermagazin“ zu sehen. Danach wurde er das Gesicht verschiedener WDR-Sendungen, darunter „Wissen macht Ah!“, für die er auch das Drehbuch schreibt. Seit 1999 moderiert er im Wechsel mit Armin Maiwald und Christoph Biemann „Die Sendung mit der Maus“. Neben „Du bist kein Werwolf“ ist Caspers auch regelmäßig bei „Frag doch mal die Maus“ und „Quarks Et Caspers“ zu sehen.

Foto: Johannes Haas



Manuela Kalupke

Manuela Kalupke, geboren 1970 in Kehl, hat Medienplanung, -entwicklung und -beratung studiert. Zunächst war sie ab 1995 bei Werk Drei als Redaktionsassistentin und später als Redakteurin der Sendung „MausClub“ tätig. Ab 2002 arbeitete sie bei tvision als Producerin und Redaktionsleiterin für verschiedene WDR-Sendungen, z.B. „Wissen macht Ah!“ oder „Die Sendung mit der Maus“. Seit 2010 ist sie WDR-Redakteurin für Kinder- und Familienprogramme. Kalupke hat mehrfach publiziert und wurde unter anderem mit dem Erich-Kästner-Fernsehpreis für die „Südafrika-Maus“ ausgezeichnet.

Foto: WDR/Sachs



„Der Grimme-Preis bedeutet für mich eine große Ehre und Wertschätzung meines unermüdlichen Einsatzes und meiner Arbeit. Er ist für mich aber vor allem Motivation und Ansporn, weiter den Beweis anzutreten, dass man qualitativ hochwertiges, unterhaltsames und nachhaltiges Fernsehen für Kinder und Jugendliche gerade im öffentlich-rechtlichen Rundfunk entwickeln und produzieren kann. Und dass es sich lohnt, immer wieder Mut zu beweisen und sich für diese Zielgruppe einzusetzen, denn sie ist die Zukunft.“

Manuela Kalupke

Die Auszeichnung des Stifters | Besondere Ehrung des Deutschen Volkshochschul-Verbandes

Die Verstandesspielerin

Zur Darstellungskunst der Hannelore Hoger

| von Dieter Bartetzko

BESONDERE EHRUNG



Foto: ZDF / Stephan Persch

Weder Kinobetreiber noch Filmkritiker, Produzenten, Filmenthusiasten, Schauspieler oder Regisseure hätten vor einem Jahr geglaubt, dass ein neuer Stummfilm irgendjemanden in ein Kino locken könnte. Dann aber brach Michel Hazanavicius' „The Artist“ alle Kassen- und Ehrenrekorde. Der Erfolgsgipfel war erreicht, als „äußerst seltener Verstoß gegen die ungeschriebenen Gesetze der amerikanischen Filmakademie, der Nichtamerikaner und nicht englischsprachige Hauptdarsteller Jean Dujardin den Oscar erhielt.

Aus deutscher Sicht erscheint diese Sensation nicht gar so sensationell. Denn gäbe es hier einen Oscar, hätte ihn Hannelore Hoger spätestens für „Am Ende des Schweigens“ erhalten, jenen Bella-Block-Zweiteiler, in dem sie 2008 stumm spielte. Genial nannten Kritiker ihre Leistung, phänomenal, atemberaubend, weil es der Schauspielerin gelungen sei, nur mit Mimik und Körpersprache die Spannung eines Kriminalfilms zu halten.

Eines hatte Hannelore Hogers schauspielerische Leistung der von Jean Dujardin voraus: Der Franzose erbrachte sie in einer Inszenierung, in der jedes Detail darauf abgestimmt war, Stille zum Sprechen zu bringen. Hannelore Hoger oblag es, sich inmitten des Sprach- und Lautgewirrs eines normalen Tonfilms durch Stille zu behaupten. Dass sie es und wie sie es tat, offenbart einen entscheidenden Grundzug ihrer Kunst:

Denn gäbe es hier einen Oscar, hätte ihn Hannelore Hoger spätestens für „Am Ende des Schweigens“ erhalten.

Diese Schauspielerin ist, egal ob in kleinsten Neben- oder in tragenden Rollen, von geradezu bannender Präsenz, sie zieht, egal ob auf der Bühne oder der Leinwand, unweigerlich die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich.

Von bannender Präsenz

Diese Eigenschaft ist nicht nur eine Gabe, sie kann zuweilen auch eine Last für die Betroffenen und alle Beteiligten sein. Man denke beispielsweise an die legendäre greise Tilla Durieux, die selbst bei Fünf-Minuten-Auftritten so brillante Kollegen wie Martin Held oder Elisabeth Flickenschild unfreiwillig zu Komparsen degradierte. Oder an Inge Meysel, die in ihren Glanzrollen als Frau John in Hauptmanns „Die Ratten“, als eiserne Familienmutter Gant in Ketti Frings' „Schau heimwärts Engel“ oder als Gorkis Wassa Shelesnowa ganze Ensembles an die Wand spielte.

Wer an die Magie der Inge Meysel denkt, denkt unweigerlich auch an ihren einstigen Ehrentitel „Mutter der Nation“. Damit ist man zugleich beim fundamentalen Unterschied zwischen der Bannkraft der Meysel und der Hoger: 1988 hätte auch Hannelore Hoger eine Art zweiter Mutter aller Deutschen werden können. In diesem Jahr erschütterte sie die Nation mit ihrer Mutterrolle als Lea Bertinin in der Fernsehverfilmung von Ralph Giordanos „Die Bertinis“. Was das Publikum glücklicherweise davon abhielt, die Schauspielerin so ehern ins Herz zu schließen wie während der sechziger Jahre Inge Meysel als rührend resolute, kleinbürgerliche Käthe Scholz in Robert Strombergs „Die Unverbesserlichen“, war die diametral entgegengesetzten Spielweise der beiden Künstlerinnen.

Die besondere Mutterrolle in „Die Bertinis“

Die Meysel identifizierte sich bis in die letzte Faser mit ihrer Figur, Hannelore Hoger dagegen zeichnete ihre Lea Bertini spürbar bewusst, hielt kaum merklich Distanz zu dem Charakter, den sie darstellte – und wahrte ihm damit Vielschichtigkeit und Tiefe. Diese Mutterfigur ebnete einer neuen, durchdachten und nicht nur erfüllten Sichtweise auf Frauen und ihre Schicksale den Weg. Als hätte dank ihrer Brechts legendärer

Als diese Kommissarin 1993 erstmals auf dem Bildschirm erschien, brachte sie ein zuvor tabuisiertes Thema ins Spiel: die erotische Anziehungskraft reifer Frauen.

„Verfremdungseffekt“ endlich aus der Ideologie ins Leben gefunden, mied Hannelore Hoger als Lea Bertini jedes Klischee zwischen Muttertier und „Jiddischer Mamme“ – und bewies, vergleichbar Brechts „Mutter Courage“, gerade dadurch, dass all dies, ebenso wie Unterwürfigkeit und Stolz, Feigheit und Mut, Berechnung und Selbstlosigkeit, in dieser Frau Platz hatten. Inge Meysels Käthe Scholz war eine Identifikationsfigur par excellence gewesen, sie hatte auf Anhieb geliebt werden müssen. Hannelore Hogers Lea Bertini liebte man, nachdem und weil sie einem die Augen für eine mögliche weibliche Variante der Abgründigkeit und Widersprüchlichkeit geöffnet hatte, die in jedem von uns steckt.

Abgründigkeit und Widersprüchlichkeit: die weibliche Variante

Dasselbe gilt für Bella Block, die Rolle, mit der sich Hannelore Hoger im allgemeinen Bewusstsein nahezu unverrückbar etabliert hat. Als diese Kommissarin 1993 erstmals auf dem Bildschirm erschien, brachte sie ein zuvor tabuisiertes Thema ins Spiel: die erotische Anziehungskraft reifer Frauen. Nicht, dass Bühne, Film und Fernsehen dies Phänomen vorher nicht behandelt hätten. Doch egal, ob Vivien Leigh in „Süßer Vogel Jugend“, Anna Magnani in „Die tätowierte Rose“ oder Ingrid Bergmann in „Lieben Sie Brahms?“ Frauen verkörperten, die jenseits der vierzig verführten oder blind zu lieben wagten: Sie alle hatten ihr Tun vor 1993 zu büßen. Und die Tränen, die das Publikum über sie und ihre Leiden vergoss, waren immer auch Tränen der Genugtuung darüber, dass die Übertretung ungeschriebener eiserner Gesetze betreffs Geschlecht, Anstand und Konvention bestraft wurde.



„Intellektuelle analytische Spielweise“: Hannelore Hoger

Hannelore Hogers Bella Block war und blieb bis heute anders, und weckte andere Reaktionen: Eingeführt als weibliche Ausgabe des populären Kommissartypus' „einsamer Wolf“, wurde diese scheinbar sich selbst genügende Kommissarin von ihren jeweiligen Assistenten teils scheu, teils draufgängerisch verehrt und umworben. Auf einer Lebensstufe angelangt, die Frauen nach landläufiger Meinung in erotischen und sexuellen Dingen jenseits von Gut und Böse sieht, weckte und weckt sie, eigentlich spröde und unnahbar, Begehren.

Die besondere erotische Anziehungskraft reifer Frauen

In den einzelnen Serien-Folgen übermittelt Hannelore Hoger diesen zentralen Aspekt ihrer Rolle meist dezent, mit kurzen Blicken, mokanten Andeutungen oder wissender Distanz – und prägt diese Facette eines reifen Frauenlebens dennoch dem Publikum unauslöschlich ein. Als Charlotte Burg, die kühle Leiterin einer Detektei in „Die Drei“ (der Serie, die heute als Fingerübung vor Bella Block gilt), nutzte sie den eher plakativen Zuschnitt der



„Die verlorene Ehre der Katharina Blum“



„Jeder Mensch braucht ein Geheimnis“

Drehbücher zu Bravourstücken stummer erotischer Hochspannung, die ihre beiden jugendlichen Assistenten ihr, jeder auf seine Art, verfallen sein ließen.

Hogers Bella Block dagegen war ihrem zeitweiligen Lebensgefährten Rudolf Kowalski verfallen. Verfallen? Ja. Diese Kommissarin, die, wenn es sein muss, die erschreckendsten Verbrechen, die erschütterndsten Schicksale von sich und ihrer Seele abperlen lassen kann, ist hilflos in der Liebe zu diesem versponnenen Literaten. Das allmähliche Zerbrechen dieser Liebe, der Kampf Bella Blocks, in der Aussichtslosigkeit Würde zu wahren, ihr Ringen um Haltung, ihr jäh ausbrechender Zorn und ihre lähmende Verzweiflung führten in manchen Serienfolgen weg vom Qualitätskrimi in den Bereich der bewegenden Comédie humaine.

Selbst in diesen dramatischen Sequenzen, zu schweigen von den zahllosen, in denen Hannelore Hogers Bella Block als mitfühlender und mitdenkender Cicerone das Publikum mit den grausigsten Abarten

Überhaupt ist das, was man Unterspielen nennt, die Domäne Hannelore Hogers.

menschlicher Verirrungen und Verhaltensweisen bekannt macht, überzeugt und fesselt die Darstellerin mit einem kurzen Blick, einer Geste, einem Räuspern, geduldigem forschendem Zuhören und zielstrebig tastendem Fragen. Überhaupt ist das, was man Unterspielen nennt, die Domäne Hannelore Hogers. Damit ist der Bereich angesprochen, den sie im internationalen Rahmen mit so großen Darstellerinnen wie Simone Signoret, Helen Mirren, Maggie Smith oder Judi Dench, hierzulande mit Senta Berger und Eva Mattes teilt.

Eine Domäne der Hoger: das Unterspielen

Betrachtet man die Hoger sozusagen mit der überscharfen Kritikerlupe, bleiben für den direkten Vergleich zwei der Großen – die bereits erwähnte Tilla Durieux und Simone Signoret. Mit der Durieux verbindet Hannelore Hoger die intellektuelle analytische Spielweise: „Ihre Kraft, ihre Schönheit liegt: im Tun, im Erkennen. Sie ist die intellektuelle Tragödin, aber zugleich auch eine der temperamentvollsten.“: Was der große Alfred Kerr 1917 von Tilla Durieux sagte, gilt auch für Hannelore Hoger. Ebenso das Urteil der Schaubühne (1913) über die Wedekindsche „Lulu“ der Durieux: „In Genuss und Schmerz reflektiert sie.“

Das hingerissene Berliner Theaterpublikum aber nannte Tilla Durieux schlicht „das Puma“. Darin wiederum erkennt man Hannelore Hogers zornige Bella Block, ihre aufbegehrende Lea Bertini, aber auch die Hysterie ihrer sexsüchtigen Klatschreporterin Charlotte, die sie, als Komödiantin überraschend, 1997 in Helmut Dietls Satire „Rossini“ spielte. Vor allem aber verweist der Puma-Titel auf das, was Hannelore Hogers Ausstrahlung mit der Simone Signorets gemeinsam hat: Gleich dieser scheint sie oft wie von Panzerglas umgeben, das jedoch nicht immer verbirgt, was in ihr lodert. Was Wunder, dass Hannelore Hoger 2006 im deutschen Fernsehen in der Neufilmung von George Simenons „Die Katze“ in jener Rolle brillierte, mit der die Signoret bei der Berlinale 1971 den Silbernen Bären errang.

Zeitsprung: Hinter Bella Block, Charlotte Burg oder in jüngster Zeit Hannelore Hogers skalpellkühler Katharina von Medici in Jo Baiers „Henri IV.“ verblissen bedauerlicherweise all jene Rollen, mit denen die Schauspielerinnen zwischen 1968 („Die Artisten in der Zirkuskuppel: ratlos“)

Was Wunder, dass Hannelore Hoger 2006 im deutschen Fernsehen in der Neufilmung von George Simenons „Die Katze“ in jener Rolle brillierte, mit der die Signoret bei der Berlinale 1971 den Silbernen Bären errang.

und 1985 („Der Sommer des Samurai“) zu der intellektuell erotischen Darstellerin des neuen deutschen Films und insbesondere des deutschen Theaters geworden war. Ihr immer auf Erkenntnissen ruhendes Spiel machte sie zur faszinierenden weiblichen Allegorie der gewundenen Theorien des Alexander Kluge, ihre Ausstrahlung wahrte 1978 dem hoffungslosen „Deutschland im Herbst“ einen Funken Hoffnung und brachte in Kluges „Die Patriotin“ das Kunststück gleichsam schmunzelnder Resignation fertig, Herausragende Leistungen: auch eine Sache des schauspielerischen Handwerks

Mit Peter Zadek arbeitete Hannelore Hoger lange Jahre zusammen. Ihre Spielweise hielt oftmals dem Berserkertum des genialen Regisseurs ein diskretes kluges Gegengewicht. Was jenseits angeborener Standfestigkeit das schauspielerische Handwerk zu derart herausragenden Leistungen beitragen kann, hat Hannelore Hoger sich in seltener Zielstrebigkeit erworben: Sie begann 1958 ihre

Schauspiel-Ausbildung an der Hamburger Hochschule für Musik und Theater und wagte mehrmals Unterricht bei Lee Strasberg, dem Großinquisitor der darstellenden Kunst.



Tabubruch: Die erotische Anziehungskraft reifer Frauen



Foto: ZDF/Charlie Sperring

„Ellas Geheimnis“

Oder soll man sagen, Hannelore Hoger fielte durch Übung, was ihr als Kind in den Schoß gefallen war? Ihr Vater nämlich arbeitete als Inspizient am Hamburger Ohnsorg-Theater und ließ die Tochter schon als Sechsjährige dort auftreten. Besser als in einem Volkstheater kann man die Grundbegriffe der Bühne kaum erlernen und verinnerlichen. Eine logische Konsequenz dieses Lebens für die und mit der Bühne ist es, dass die erwachsene und erfahrene Schauspielerinnen auch Regie zu führen begann; debütierend mit Kroetz' „Stallerhof“, stellte sie sich später Hebbel, Bernhard und Wedekind. Was Wunder auch, dass die Schauspielerinnen Hoger sich gelegentlich auch als Diseuse von Format beweist: Wer ihren Abend „Liebesschluchzen – Texte und Lieder über die Liebe“ erlebt hat, behält bis heute das Staunen in Erinnerung, das aufkommt, wenn die beherrschte Bella Block unversehens zur facettenreich leidenschaftlichen Liebessucherin wird.

Der Idealfall einer Schauspielerin, die Gefühl und Verstand gleichermaßen beschäftigt

Vor diesem Hintergrund erweist sich Hannelore Hoger als Idealfall einer Schauspielerin: vielseitig, dass es einem den Atem verschlägt, fähig zum Kammerstück wie für die große Bühne, der Kamera so mühelos gewachsen wie dem Röntgenblick leibhaftiger Zuschauer. Vor allem aber beschäftigt ihre Kunst gleichermaßen Gefühl und Verstand.

Dass man sie gelegentlich, wie Eckhard Franke in „Theater heute“, dem Katechismus der deutschen Bühnen, eine „intelligente Diva“ nennt, ist, genauer betrachtet, das höchste Lob, das man einer Schauspielerin heute zollen kann. Will man keine feierlichen Lorbeerkränze winden, sondern schlicht das benennen, was Hannelore Hoger für Deutschland und das deutsche Publikum einzigartig macht, ist gleichfalls Eckhard Frankes Urteil zur Stelle: Hannelore Hoger sei „eine Entdeckerin, Verführerin, deren wache Neugier auf Figuren ansteckt“, schrieb er. Dem ist nichts hinzuzufügen. ■

Dieter Bartetzko

Dieter Bartetzko, geboren 1949, ist Feuilletonredakteur bei der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Sein Kerngebiet umfasst die Bereiche Architektur, Denkmalpflege und Archäologie. Häufig schreibt er auch Fernseh- und Theaterkritiken sowie Porträts und Rezensionen rund um Pop-, Rock- und Folkmusik. 2006 erhielt er den Preis für Architekturkritik des Bunds Deutscher Architekten.



Foto: FAZ.

Die Besondere Ehrung des Deutschen Volkshochschul-Verbandes wird vergeben an

Hannelore Hoger

BEGRÜNDUNG DES STIFTERS:

Eigensinnig, eigenständig, eigenwillig, dazu unverwechselbar und stets von nachhaltig prägender Präsenz: Diese Eigenschaften zeichnen die Fernseh-, Film- und Theaterschauspielerin Hannelore Hoger aus.

Mit ihrer besonderen Kunst eines eindringlichen, außerordentlich vielfältigen und facettenreichen Spiels schafft sie seit über 40 Jahren speziell auch im deutschen Fernsehen ungewöhnliche Erlebnisräume. Nie ist sie dabei in enger Weise auf eine Darstellung festgelegt, auch nicht bei jener Figur, die dem Publikum seit knapp zwei Jahrzehnten an das Herz und den Verstand gewachsen ist: der Kommissarin Bella Block.

Kein Wunder, dass intellektuelle Ansprüche wie die solche der Filmmacher Alexander Kluge, Peter Zadek, Egon Monk oder Max Färberböck bei ihr besonders gut aufgehoben waren und sind. Denn sie formt Filmfiguren, die auf besondere Art und Weise Bildung verkörpern – eine Menschen-Bildung im umfassenden Sinn. Figuren sind es, die Charakterkonturen und Seelengründe gewinnen in einer Intensität, die schocklos bis zur Schmerzgrenze – wobei sich in der inneren Bewegung Grenzen verschieben und auch jene Tiefen ausgelotet werden, die manche als Untiefen fürchten. In der immer sowohl überraschenden als auch im Profil kenntlichen Interpretation ihrer Figuren gelingt Hannelore Hoger etwas im deutschen Fernsehen relativ Seltenes: hohen Anspruch mit ungebrochener Publikumsattraktivität zu verschränken.

Viele Ober-, Zwischen- und Untertöne hat die Schauspielkunst dieser an ungewöhnlichen Zügen reichen Interpretin. Sie reichen vom Sarkastischen bis zum Schwarzhumorigen, von schrundiger Verzweiflung über bärbeißige Zartheit bis zur schroffen Abkehr, von innerer Zerrissenheit über ironische Abwehrgesten bis zur charmierenden Einladung. Doch hält die Schauspielerin Hannelore Hoger so einzigartig wie selbstverständlich auch Disparates, Hochkomplexes und Widersprüchliches zusammen und verhilft ihren Figuren in jedem Moment zu einer glaubwürdigen Charakterisierung und einer hohen Authentizität.

Viele Auszeichnungen belegen und bezeugen diese außerordentliche Kunst und heben dabei auch hervor, welch' hohe Bedeutung die professionellen Stationen, die individuellen Rollen und das gesellschaftliche Engagement Hannelore Hegers gerade auch für die fernsehkulturelle Entwicklung in der Bundesrepublik haben. Dass Zivilcouragiertes dazu gehört, in nicht geringem Maße, macht solches Lob zusätzlich wertvoll.

Mit Hannelore Hoger spricht der Deutsche Volkshochschul-Verband seine Besondere Ehrung einer Schauspielerin zu, die ihren Zuschauern nicht alltägliche Wahrnehmungsräume und Verhaltensweisen erschließt, auch im Sinne der Persönlichkeitsbildung. Dabei verbindet sie in außerordentlicher Weise eine hohe Darstellungszintelligenz und eine stets spürbare Interpretationswachheit mit einer intensiven Präsenz und mit immer wieder neuen, auch überraschenden Facetten und Perspektiven. Auf diese Weise hat sie das deutsche Fernsehen in ganz unterschiedlichen Rollen mit einer beeindruckenden Bandbreite an Figuren und Interpretationen bereichert und maßgeblich wichtige und wertvolle Segmente der TV-Erzählkunst so selbstbewusst wie reflektiert geprägt.

Mit der Besonderen Ehrung zeichnet der Deutsche Volkshochschul-Verband „Institutionen und Persönlichkeiten aus, die sich um das Fernsehen verdient gemacht haben.“ ■

Qualität hat viele Dimensionen.

Bei uns hat sie drei!

Der trimediale Newsdesk, unsere Schaltzentrale
für Fernsehen, Hörfunk und Online.



Reif für die Zukunft. www.mdr.de



EBERHARD- FECHNER- FÖRDER- STIPENDIUM

BERT-DONNEPP- PREIS

Grimme
Preis
2012

Eberhard-Fechner-Förderstipendium

Der Brand (SWR)..... 120

Bert-Donnepp-Preis

Medienredaktion Deutschlandfunk..... 122

Besondere Ehrung: Jakob Augstein..... 124

Bert Donnepp – Chronik und Vita..... 127

Rückblick Marler Tage 2011

Kein Polaroid-Effekt..... 128

Eberhard-Fechner-Förderstipendium der VG BILD-KUNST

Der Brand

SWR

Produktion: Filmsyndikat Filmproduktion in Kooperation mit dem SWR



Foto: SWR Produktion / Hartwig König

FÖRDERSTIPENDIUM

Produktion: Filmsyndikat Filmproduktion**Federführender Sender:** SWR**Buch:** Johanna Stuttmann**Regie:** Brigitte Maria Bertele**Kamera:** Hans Fromm**Schnitt:** Dominique Yvonne Geisler**Ton:** Steffen Graubaum**Musik:** Christian Biegai**Darstellung:** Maja Schöne, Mark Wachke, Florian David Fitz, Wotan Wilke Möhring, Ursina Lardi**Redaktion:** Stefanie Groß**Erstausstrahlung:** SWR, Mittwoch, 23.11.2011, 23.00 Uhr**Sendelänge:** 97 Minuten

Der Brand

Judith und Georg sind seit mehr als sechs Jahren ein Paar. Sie ist Physiotherapeutin, er arbeitet als Lehrer. Als Judith eines Abends allein einen Salsa-Abend besucht, lernt sie Ralph Nester kennen, der ihr am Abend zahlreiche Komplimente macht. Er bietet Judith an, sie nach Hause zu begleiten. Doch der unscheinbare Flirt ist für die 35-Jährige der Beginn eines brutalen Alptriums: In der Dunkelheit wird sie auf dem Heimweg von Nester vergewaltigt. Orientierungslos wacht Judith am Morgen danach neben dem Flussufer auf. Bei ihrem Anwalt erstattet sie Anzeige gegen Nester. Doch dieser behauptet, beide hätten einvernehmlich miteinander geschlafen. Da die Verletzungen zu gering sind, hat sie kaum Chancen auf eine Verurteilung. Außerdem genießt Nester als Arzt in einer Privatklinik einen sehr guten Ruf. Die Tat hat bei Judith tiefe Spuren hinterlassen und ihr Leben verändert. Ralph Nester geht ihr nicht mehr aus dem Kopf. „Ich werde ihn nicht los. Egal, was ich mache“, erzählt sie ihrem Freund Georg. Die Beziehung der beiden steht vor einer Zerreißprobe. Judith spürt Nester nach und dringt immer weiter in sein Leben ein. Unter einem Vorwand macht sie sogar Bekanntschaft mit Nesters Frau und seinen Kindern. Die Ehefrau ahnt nichts vom Doppelleben ihres Mannes. Die Tatsache, dass Nester nicht bestraft wird, belastet Judith schwer. Sie besucht noch einmal den Salsa-Club und provoziert ihn so stark, dass er sie krankenhausauffällig schlägt. Judith glaubt, Nester nur auf diese Weise ins Gefängnis bringen zu können. Nach dem Vorfall bemüht sich ihr Anwalt um ein beschleunigtes Strafverfahren.

**Das Eberhard-Fechner-Förderstipendium
der VG BILD-KUNST
wird vergeben an**

Brigitte Maria Bertele

**für
„Der Brand“
(SWR)**

**Produktion: Filmsyndikat Filmproduktion
in Kooperation mit dem SWR**

BEGRÜNDUNG DER JURY:

Für Judith (Maja Schöne) endet der Salsa-Abend in einem wahren Albtraum. Der charmante Tanzpartner, den sie gerade erst kennengelernt hat, vergewaltigt sie auf dem Heimweg. „Der Brand“ von Regisseurin Brigitte Maria Bertele, ausgestrahlt in der Debütfilm-Reihe des Südwestrundfunks (SWR), hält sich konsequent an die Perspektive des Opfers und verweigert sich auch der sonst üblichen Krimi-Erzählstruktur. Polizeiliche Ermittlungen werden nicht ausführlich thematisiert, dafür jedoch die Wirkungen ihres zynischen Ausgangs:

Auch weil die körperlichen Verletzungen des Opfers nicht schwer genug waren, kommt der Täter – ein angesehener Arzt – mit seiner Falschaussage ungeschoren davon. Damit wird die Frau noch ein weiteres Mal erniedrigt. Judith wehrt sich gegen diese Ungerechtigkeit, sucht die Begegnung mit dem Vergewaltiger, dringt sogar bis zu seiner Familie vor. Ihr Kampf gegen das eigene Trauma treibt sie bis zum Äußersten: Das Opfer opfert sich erneut, damit der Vergewaltiger endlich überführt werden kann.

Brigitte Maria Bertele erzählt eindrucksvoll von den verheerenden Folgen einer Vergewaltigung, von dem Verlust des inneren Gleichgewichts und der Zerstörung des eigenen Körpergefühls. Der Film beschreibt in visuell überzeugenden Szenen Judiths seelischen Zustand: das Gefühl, innerlich verbrannt zu sein, als Ausdruck für die Ohnmacht eines Verbrechensopfers. Die Verzweiflung treibt Judith zu extremen Handlungen, die schwer nachvollziehbar erscheinen, hier aber für den Betrachter filmisch glaubwürdig erzählt werden.

Mit „Der Brand“ wurde die 37-jährige Regisseurin bereits zum zweiten Mal für einen Grimme-Preis nominiert. Zuvor hatte sie mit „Nacht vor Augen“ – ihrer Abschlussarbeit an der Filmakademie Baden-Württemberg über einen vom Afghanistan-Einsatz heimkehrenden Bundeswehr-Soldaten – einen herausragenden Film fertiggestellt. Beide Filme entstanden in Zusammenarbeit mit der 32-jährigen Autorin Johanna Stuttmann.

Mit dem Eberhard-Fechner-Förderpreis will die Jury Brigitte Maria Bertele, die in Ludwigsburg Dokumentarfilmregie studiert hat und Autorin mehrerer Dokumentationen ist, ausdrücklich ermutigen, ihre Arbeit auch mit fiktionalen Stoffen fortzusetzen. ■

Brigitte Maria Bertele

Geboren wurde Brigitte Bertele 1974 in Ulm. Hier studierte sie Schauspiel an der Akademie für darstellende Kunst und später Dokumentarfilmregie an der Filmakademie Baden-Württemberg in Ludwigsburg. Auslandserfahrung sammelte sie u. a. in Argentinien, Russland und den Vereinigten Staaten. Unter ihrer Regie entstanden Filme wie „Horizon Zone“, „Roaming Around“ oder die mehrfach preisgekrönte Produktion „Nacht vor Augen“. Zurzeit bereitet sie die Dokumentation „Die Tollkühnen“ vor, ein Film über Frauen und ihre Sehnsucht nach Abenteuer, Fliegen und Freiheit.



Foto: Barbara Köppe

Egal, wie die Medienlandschaft künftig aussieht: Ohne Inhalte geht nichts. Mit den Machern steht und fällt alles. Ihre Vorstellungen, ihr Können, ihre Fähigkeiten bestimmen letztlich das, was realisiert wird. Weil ohne entsprechende materielle Voraussetzungen die schönsten Gedanken nicht zu fertigen Programmen werden, ist vor vier Jahren ein Förderstipendium im Rahmen des Grimme-Preises ins Leben gerufen worden. Die bisherigen vier Stipendiaten Alejandro Cardenas-A. (für „Alias Alejandro“), Thomas Durchschlag (für „Allein“), Clemens Schönborn (für „Der Letzte macht das Licht aus“) und Suzan Sekerci (für „Djangos Erben“) waren mit diesen Produktionen für den Grimme-Preis nominiert und ernteten viel Jury-Anerkennung – die Preisnähe war jedes Mal zu spüren.



BILD-KUNST

Mehr als erfreulich ist, dass dieses wertvolle Instrument jetzt auf der festen Basis von weiteren fünf Jahren fortgeführt werden kann. Unter einem Namen, der zu den ganz Großen des Fernsehens gehört: Eberhard Fechner – ein Filmschöpfer von hohen Gnaden, von der „Nachrede auf Klara Heydebreck“ über den TV-Zweiteiler „Tadellöser & Wolff“ und die große Dokumentation über den Maydanek-Prozess bis zu „La Paloma“.

Als das Kulturwerk der Verwertungsgesellschaft beschloss, das Instrument des Förderstipendiums im Rahmen des Grimme-Preises mit eigenem Akzent weiterzuführen, war die Entscheidung ebenso einmütig, den 1992 verstorbenen Eberhard Fechner (selbst mehrfacher Grimme-Preisträger, ausgezeichnet auch mit der Besonderen Ehrung für sein Lebenswerk) als Namenspatron zu wählen: „Eberhard-Fechner-Förderstipendium der VG BILD-KUNST“, so lautet die Bezeichnung vollständig und offiziell. Die VG BILD-KUNST freut sich sehr, „mit diesem Förderstipendium ein Zeichen zu setzen und jungen, aufstrebenden Filmemachern eine Starthilfe zu geben“, so begründet Cay Wesnigk, Verwaltungsratsvorsitzender dieser Verwertungsgesellschaft, die auch rund 8.000 Filmschaffende vertritt, das Engagement. Damit entsprechen man auch dem gesetzlich festgelegten kulturpolitischen Auftrag. Besonders erfreulich ist, dass auch in Zeiten der äußeren Krise diese Kulturförderung möglich sei, zumal der Förderbetrag für junge Filmemacher gegenüber den Anfangsjahren beträchtlich ausgeweitet wurde – auf 15.000 Euro.

Er sei überzeugt, so Wesnigk (der auch Mitglied des Kulturwerks der VG BILD-KUNST ist und, nicht zu vergessen, selbst Grimme-Preisträger), dass mit dieser Entscheidung das Grimme-Engagement für Qualitätsfernsehen und die ebenfalls auf hohe Qualität zielenden kulturpolitischen Zielsetzungen der VG BILD-KUNST eine „produktive und fruchtbare Verbindung eingingen.“ ■

Bert-Donnepp-Preis

Medienredaktion Deutschlandfunk

| Laudatio von Manfred Erdenberger



Hansgert Eschweiler, Laudator Manfred Erdenberger, Grimme-Preis-Referent Dr. Ulrich Spies mit den Preisträgern: Bettina Köster, Brigitte Baetz, Bettina Schmieding, Andreas Stopp

Foto: Grimme

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen,

ich freue mich, dass man sich im knallharten täglichen Wettstreit, der nicht nur in Berlin zwischen Print- und elektronischen Medien ausgetragen wird, hier und heute mal wieder auf Gemeinsamkeiten und gemeinsame Verpflichtungen besinnt, auf moralische wie mediale Standards. Und dass sich die Freunde des renommierten Bert-Donnepp-Preises für Medienpublizistik einmal mehr auf „wahre Werte“ besonnen haben, das übergewichtige Fernsehen zugunsten des allgewärtigen Radios zunächst hint'angestellt haben (kommt ja dann Ende März). Und wie schön, dass sie auch den Print-Medien wieder einen angemessenen Platz auf dem Podest eingeräumt haben.

Zum Hörfunk: Es ist ja leider die Ausnahme geworden, dass man als Journalist auch mal positiv und anerkennend über die Konkurrenz (besser: die Mitbewerber am Hörermarkt) spricht. Aber heute Abend

tue ich es aus Überzeugung und deshalb gerne: Unsere vier Preisträger (Andreas Stopp, Brigitte Baetz, Bettina Köster und Bettina Schmieding) kommen von einem Sender, der selbst bei kritischen Geistern seine Stimme (besser: Stimmen) mit hoher Kompetenz und Qualität täglich bundesweit hörbar macht. Der Lohn: Er wird, und das belegen auch die Zitate, aufmerksam verfolgt.

Was schon wieder eine Ausnahme in der heutigen Medien-, vor allem Radio-Landschaft, darstellt. Ich weiß, wovon ich rede: Ich durfte im letzten Jahr mit den Erfahrungen von 37 WDR-Jahren in der Jury des Deutschen Radiopreises über 260 Hörfunkbeiträge aus zehn Kategorien bewerten. Von den Qualitätsschwankungen bei öffentlich-rechtlichen wie privaten Anbietern ist mir manches Mal schwindlig geworden...

Nun mag ein werbefreies Radioprogramm wie beim DLF schon mal ein Qualitätsmerkmal an sich sein. Aber wo statt Information und Unterhaltung nur noch Unterhaltung ohne Information angeboten wird, wo man

vorgebliche Satire für ein unverzichtbares Element hält oder wo flache Comedy kommentierte Realität ersetzen soll, ist für mich der Weg zum Ausschaltknopf nicht mehr weit.

Weil aber der zitierte DLF in einem 80-prozentigen Wortprogramm mit handfesten Informationen aus Politik, Wirtschaft, Kultur – ich füge hinzu: und Medien – punktet, wird die Anerkennung der Arbeit der Kolleginnen und Kollegen einschließlich der „sachkundigen Chronisten der Medienwelt“ nicht nur mit Preisen und Lobreden, sondern durch tägliche Aufmerksamkeit der Hörerschaft belohnt. Übrigens auch die Bereitschaft bedeutender Interviewpartner ist dadurch gesichert. Da müssen die einschlägigen Redaktionen des DLF nicht um ihre Konkurrenzfähigkeit gegenüber dem allgegenwärtigen Fernsehen bangen...

Außerdem: Es ist schon schön, wenn die Interviews oder Berichte in den aktuellen Magazinsendungen länger sind als die An- und Abmoderationen in manchen Programmen des Hörfunks der großen ARD-Sender!

All das setzt Neugier und Offenheit gegenüber den Themen und Personen voraus – gerade in einer Zeit, wo man tagtäglich einen streckenweise gnadenlosen Konkurrenzkampf zwischen den alten und den neuen Medien erleben kann. Dazu gehört auch der Mut zur Offensive, wo andere schon aus Vor- oder Rücksicht auf dem Rückzug sind.

Die Themen im Medienmagazin der letzten Wochen sind wie immer deutsch und international, bunt und emotional, aktuell und hintergründig. Stichworte: Problemhafte Fernsehbilder aus Syrien, die Folgen des Internet-Streiks, kriselnde Medien in Griechenland, Medienrecht und die Wulff-Affäre, „BILD“ und Politiker, mediale Moskauer Risiken bei der Berichterstattung über Duma-Wahlen, der „Faktencheck“ zur unternehmensnahen Nebentätigkeit des Moderators Frank Plasberg. Es waren die besonders schweren Zeiten für Regional-Zeitungen in Mecklenburg-Vorpommern, ein Irak ohne US-Truppen, aber auch ohne Medienfreiheit, deutschsprachige Radioprogramme rund um die Welt oder Guttenbergs Medienorgel und seine aktuelle Agenda. Die Stichworte überraschen nicht – wohl aber die Art der Aufbereitung und Präsentation.

Die Preisträger halten die notwendige Distanz zu den vermeintlichen oder tatsächlichen Größen in Politik und Medien, suchen aber anderer-

seits auch die notwendige Nähe, um Tatbestände und Sachverhalte zu erklären und aufzuklären. Sie reden Klartext, wo PR-Texter oder Lobbyisten eher vernebeln. Wobei das Quartett aus Festen und Freien nicht nur im eigenen Saft schmort, sondern durch gezielte Zulieferungen für das Gesamtprogramm eines breit aufgestellten Senders zu einer sprudelnden Quelle der Kompetenz wird.

Man ist angepasst – freilich nur an den medialen Themenwandel im Wandel der Zeit. Aber statt nur auf die moderne Technik und damit das Internet zu setzen, nur zu twittern anstatt auch mal zu kommentieren, nur Schnipsel auf Facebook einzustellen statt Bilder im Ohr zu erzeugen, entsteht mit „Markt und Meinung“ seit fast 20 Jahren eine „Oase des Wortes“ in einer „Wüste der Worthülsen“. Angesichts der beschriebenen Distanz und der offenkundigen Bescheidenheit der Preisträger, sich nicht selbst zu loben, ist es verständlich, dass sich die heutige

Wo andere an der Oberfläche kratzen, zielen sie auf den tieferen Erkenntnisgewinn.

Auszeichnung in ihrer Sendung nicht wiederfinden wird. Leider damit auch nicht meine Laudatio – was eigentlich schade ist...

Ich empfehle aber den Machern des Internet-Auftrittes des Deutschlandfunks: Ergänzt eure werbewirksam aufgezählten Marken-Werte wie „...aktuell, informativ, analytisch und kulturell“ mit der Liste der beispielhaften Sendungen nun auch noch um die heute im wahrsten Sinne des Wortes ausgezeichnete Medienredaktion – sie hat es verdient! Für mich der einzige Schönheitsfehler: Die Sendezeit kollidiert mit der Hochphase der Fußball-Bundesliga-Konferenz. Aber 1.) gibt es andere mediale Möglichkeiten des Nach- oder Abhörens. Und 2.) das Desaster des 1.FC Köln ist um diese Zeit meistens schon besiegelt...

Schlussbemerkung: Ich denke natürlich an dieser Stelle an Bert Donnep, den ich zu Beginn meiner Marler Zeitungs-Volontärszeit 1965 als Ikone seiner „Insel-“ und „Grimme-Welt“ kennen- und schätzen gelernt habe, und der am Ende der Zeit ein guter und verlässlicher Freund geworden war. Deshalb freue ich mich ganz besonders darüber, dass ich heute den Preis verleihen darf, der seinen Namen trägt:

Herzlichen Glückwunsch, lieber Kollege, liebe Kolleginnen! ■

BEGRÜNDUNG DER JURY:

Seit bald 20 Jahren berichten die Macher von „Markt und Medien“ jeden Samstag um 17 Uhr regelmäßig, zuverlässig und kompetent über das aktuelle Mediengeschehen. Im April 1993 starteten Andreas Stopp, Brigitte Baetz, Bettina Köster und Bettina Schmieding das Magazin „Markt und Medien“ im Deutschlandfunk und sind seither im Hörfunk sachkundige Chronisten der Medienwelt. Die Rolle des „Zeit“-Chefredakteurs Giovanni di Lorenzo beim Comeback des Freiherrn zu Guttenberg, die Entlassung eines Chefredakteurs in Russland, die Schwierigkeiten der Lokalzeitungen im ländlichen Raum Mecklenburg-Vorpommerns oder die Frage, wer Thomas Gottschalk bei „Wetten, dass..?“ beerbt – über all das berichtet das Team um Andreas Stopp engagiert und kenntnisreich, häufig unter tätiger Mithilfe der Landeskorrespondenten und der Auslandskorrespondenten des Senders.

Die Redakteure setzen sich kritisch mit dem Mediengeschehen auseinander und wahren dabei stets die notwendige Distanz zu allen Akteuren, auch den öffentlich-rechtlichen, zu deren Senderverbund der Deutschlandfunk gehört. Wo andere an der Oberfläche kratzen, zielen

sie auf den tieferen Erkenntnisgewinn. Anstatt die gängige Medien-PR-Sprache zu duplizieren, suchen sie die eigentliche Nachricht hinter der Selbstdarstellung von Intendanten, Geschäftsführern und Staatskanzleichefs. Tabu ist für sie nur das eigene Haus – so finden auch keine Werbebeiträge Eingang in die Sendung.

Das Programm ist auch nach 18 Jahren noch geprägt von großer Offenheit und Neugier allen Themen gegenüber, pro Sendung werden bis zu vier Themen hintergründig vertieft, die anderen Themen der Woche werden in ausführlichen Nachrichten verzeichnet, die häufig durch O-Töne ergänzt werden. Die Kontinuität und das Engagement des Teams werden vom Sender belohnt durch einen zuverlässigen Sendeplatz. So ist „Markt und Medien“ für alle, die über das Mediengeschehen auf dem Laufenden bleiben wollen, zu einem unverzichtbaren Begleiter geworden. Auch spröde Themen bereiten die leidenschaftlichen Hörfunkjournalisten ansprechend für das Radio auf, ohne dabei die professionelle Information einem überzogenen Unterhaltungsanspruch zu opfern. Die Sendung ist eine Insel der Sachkenntnis im Einerlei der Radiowellen und leistet einen unschätzbaren Beitrag zur Medienkompetenz der Hörer. ■

Bert-Donnepp-Preis – Besondere Ehrung

Jakob Augstein

| Laudatio von Patrick Bahners



Foto: der Freitag

Besondere Ehrung für Jakob Augstein, Herausgeber „der Freitag“

Aufs Festland hinüber geht der Gruß des Lobredners. Meine Damen und Herren, dank der alltäglichen Wunder elektronischer Übermittlung hört und sieht uns der Empfänger der Besonderen Ehrung zum Bert-Donnepp-Preis, obwohl Jakob Augstein nicht unter uns im Saal sitzt. Aber wenn ich einen Moment lang vom Technischen absehe, so schwer das für einen Journalisten heute auch ist, wenn ich die Sorte des Textes, den ich hier vorlese, nach Feuilletonistenart bestimme, also mittels einer möglichst verblüffenden Metapher, dann komme ich darauf, dass ich eine Flaschenpost auf den Weg bringe.

Diese Pointe ist ausnahmsweise nicht auf meinem eher späthumanistischen als popkulturellen Mist gewachsen. Dass ich eine Botschaft aufgeschrieben, zusammengerollt und verkorkt habe und nun den Wellen überlasse, ohne zu wissen, ob sie überhaupt ankommt, das hat mir der Preisträger vorgegeben, ja geradezu diktiert. Er hat mir und meinesgleichen, Feuilletonredakteuren, unseren Platz auf der Medienweltkarte zugewiesen und uns als Insulaner identifiziert.

In einem recht langen Interview, das er nach dem Kauf des „Freitag“ gab und das, Zeichen der Zeit, nicht gedruckt wurde, sondern online zu lesen war und ist, äußerte sich Jakob Augstein zur Zukunft der Zeitungen. Dort bekannte er sich dazu, als „Angehöriger einer Bildungsschicht“

besondere Neugierden zu pflegen, die sich noch nicht marktkonform gemacht haben durch vorausseilende Suche nach den Sinnprodukten, für die andere Kunden sich interessieren. Augstein sagte: „Deshalb ist die klassische Zeitung auch etwas Schönes, weil sie im Feuilleton solche kleinen Inseln des Irrsinns bereithält.“ Meine Damen und Herren, Sie werden mir zustimmen: Die erfrischende Deutlichkeit dieses Satzes steht fürwahr für eine besonders ehrenwerte, höchst seltene Spielart der Medienpublizistik, die realistisch und passioniert zugleich ist.

Die tägliche Versorgung mit Neuigkeiten, sagte Jakob Augstein im zitierten Interview voraus, werde sich komplett ins Netz verlagern. Über die Aussichten derjenigen Tageszeitung, für die er selbst zehn Jahre lang arbeitete, stellte er fest: „Ich wüsste nicht, warum es die Süddeutsche in 20 Jahren noch geben soll.“ Kein Controller könnte das so kontrolliert formulieren.

Eine Insel des Irrsinns wird umspült von einem Meer der Vernunft. Alles, was nicht Feuilleton ist in der Zeitung, wird heute umstrukturiert nach den Maßgaben einer Mikromarktforschung, die die Reaktionen von Lesern auf Textlängen, Überschriften, Bildgrößen und Satzketten misst. Und auch im Feuilleton wird die Landmasse des Irrsinns längst Quadratzentimeter für Quadratzentimeter zurückgedrängt.

Jakob Augstein hat das Irrrationale an dieser Rationalisierung immer wieder benannt – und er tut etwas: nicht einfach „dagegen“. Einen als unaufhaltsam erkannten Prozess aufhalten zu wollen wäre im Zweifel nicht links. Augstein tut etwas in der von ihm erkannten Lage. Und hier ist die Referenz an die „Dialektik der Aufklärung“ dann doch am Platz: Das Rationale und das Irrrationale, Freiheitschancen und Verblendungszusammenhang sind in der Entwicklung der Medien zwei Seiten derselben Sache.

Wie kann man überhaupt vorankommen? Augsteins Antwort: Nicht auf dem Mittelweg der erpressten Versöhnung, sondern durch Ausreizen und Zuspitzen der dialektischen Möglichkeiten. Er hat eine Zeitung gekauft, damit es weiter eine linke überregionale Zeitung in Deutschland gibt. Und er kann sich in der nahen Zukunft dem nahenden Untergang von Süddeutscher und FAZ zum Trotz eine ganz neue Tageszeitung vorstellen, wie sie in England Tradition hat: ein Boulevardblatt von links.

Augstein, der vielgewandte Mann, ist Verleger und Journalist, Leitartikler und Blogger, Rollenswitcher auf der Höhe der Zeit und altmodischer Publisher. Zweifellos ein ganz besonderer Kandidat für den Bert-Donnepp-Preis: Fast alles, was Jakob Augstein publiziert, ist ein Beitrag zur Medienentwicklung, schon weil der Autor die eigene Rolle im Aufklärungszusammenhang reflektiert hat und transparent macht.

Irgendwas mit Medien muss man vielleicht machen, wenn man Augstein heißt. Der Universalist namens Jakob Augstein kennt die Inseln des Irrsinns nicht nur aus eigener Anschauung, sondern aus eigener Arbeit. Ich schwenke, dieweil der Klimawandel der Öffentlichkeit weitergeht und die Küsten der Kritik erodieren, unverdrossen mein in Bleisatz bedrucktes Fähnchen. Bevor ich hier am Rednerpult des Hauses, das unter dem Namen „Die Insel“ gegründet wurde, den Korken auf die Flasche tue und meine Post versende, setze ich ein P.S. darunter: Lesen Sie „Im Zweifel links“, meine Damen und Herren, Jakob Augsteins Kolumne auf „Spiegel online“. Das ist bestes Feuilleton!

REPLIK JAKOB AUGSTEIN:

Guten Abend meine Damen und Herren,

es tut mir leid, dass ich heute nicht bei Ihnen sein kann. Einerseits. Andererseits haben wir dadurch das Vergnügen dieser Skype-Schaltung. Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht, ich habe mich daran noch nicht so richtig gewöhnt. Wir haben einmal ein Interview mit Alexander Kluge auf diesem Wege gemacht. Das war sehr eindrucksvoll. Wir haben uns zu dritt vor die Kamera gedrängt und auf dem Bildschirm schwebte übergroß Kluges Gesicht, weise mit mildem Lächeln und seine Stimme kam irgendwie aus dem Nichts – das hatte was von einer Erscheinung, außerirdisch, zugeschaltet aus einer höheren Dimension der Klugheit... Gut, keine Sorge, das kriege ich nicht hin.

Also, vielen Dank, Patrick Bahners, für Ihre Worte. Vielen Dank Ihnen allen, dass Sie mir diese Auszeichnung zukommen lassen. Wobei ich allerdings bei der Insel, die Sie, Patrick Bahners, da eben erwähnt haben, gleich an Giglio denken musste – wenn das nicht zu frivol ist im Angesicht der Opfer. Also eine Insel, an der die Kreuzfahrer stranden, die nur das Vergnügen suchen – und eben auch die Kreuzritter der Vernunft.

Es ist nett, dass Sie mich so loben. Aber auch ein bisschen übertrieben. Man ist es als Journalist irgendwie nicht gewohnt, gelobt zu werden. Wir arbeiten nicht gerade in einer zimperlichen Branche. Und im Netz, wo ich viel unterwegs bin, geht es ja noch ruppiger zu.

Das ist eine der Kehrseiten des Netzes. Sie können auch sagen, eine Kehrseite der Freiheit. Sie nehmen es mir bitte nicht übel, wenn ich die Gelegenheit nutze dazu noch kurz was dazu sagen, zur Freiheit im Netz.

Diese Freiheit ist ja bedroht – und zwar nicht nur von der Politik, sondern – und das finde ich wirklich bedenklich – von Seiten der Medien. Es gibt diese Allianz der Verlage unter der Führung von Springer die einen Feldzug führt mit zwei Zielen: Die Öffentlich-Rechtlichen Sender sollen aus dem Netz gedrängt werden und die freien Blogger sollen an die Leine des Leistungsschutzrechts genommen werden. Beides halte ich für gefährlich und falsch.

Die Verlage haben ja gegen die „tagesschau-App“ geklagt – das ist übrigens ein wirklich tolles Produkt und erfüllt den Grundversorgungsauftrag der Öffentlich-Rechtlichen in geradezu vorbildlicher Weise. Ganz ohne Autos, nackte Frauen und Gewinnspiele. Also, die haben geklagt und da hat der Richter in Köln neulich gesagt: Könnt ihr nicht mal reden? Und hat das ganze vertagt.

Jetzt haben die Intendanten mit den Verlagen geredet und es sind erste Leitlinien einer möglichen Vereinbarung durchgesickert. Am Ende läuft es darauf hinaus: Schuster bleib bei Deinem Leisten. Die Verlage sollen im Netz Texte machen und die Öffentlich-Rechtlichen Bewegtbild.

Darf ich mal eine Prognose wagen? Das klappt nie – und mir ist total schleierhaft, warum die Verlage über diesen Vorschlag überhaupt nachdenken. Bewegtbild im Netz ist doch eine großartige Sache. Da lässt sich wenigstens mal ein bisschen Geld mit Werbung verdienen. Wollen die darauf verzichten?

Man soll sich ja in schwebende Verfahren nicht einmischen: Aber so wird das nix. Am Ende brauchen wir einfach ein duales System im Netz – und zwar eines, wo alle alles dürfen.

Genauso wie im Fernsehen. Da existieren private und öffentliche auch friedlich nebeneinander.

Am Ende brauchen wir einfach ein duales System im Netz – und zwar eines, wo alle alles dürfen.

Gut, das war mein Wort zum Sonntag. Ich konnte einfach der Versuchung nicht widerstehen, das in diesem Kreis noch mal zu sagen. Danke, dass Sie mir zugehört haben. Danke für die Auszeichnung. Danke Patrick Bahners. Guten Abend nach Marl.

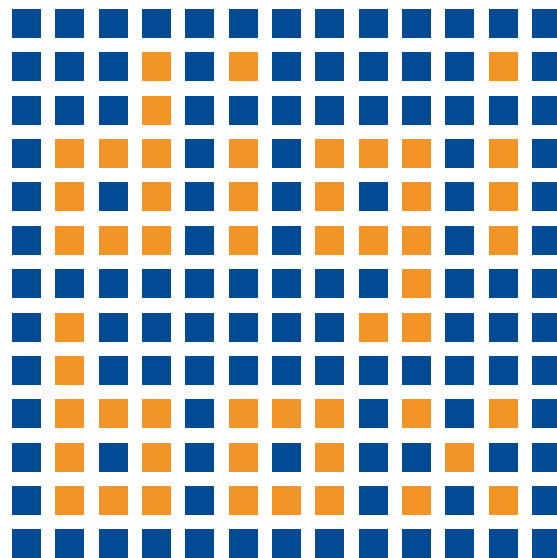
Augstein out. ■

BEGRÜNDUNG DER JURY:

Jakob Augstein, 44, hätte mit seinem biografischen Hintergrund das Naheliegende wählen und es sich einfach machen können. Doch er hat für sein publizistisches Wirken den mühseligen Weg gewählt und sich nicht an etablierten Produkten beteiligt, ebenso wenig wie er als Journalist vorgefertigte Meinung perpetuiert. Dies zeigt er so regelmäßig wie verlässlich in seiner Kolumne mit dem schönen programmatischen Titel „Im Zweifel links“, die wöchentlich bei „Spiegel Online“ zu lesen ist und jeweils donnerstags veröffentlicht wird. Dort schreibt Augstein über Netzdemokratie und Gutenberg, über den Wert des öffentlich-rechtlichen Rundfunks („Rettet ARD und ZDF!“, 9.6.11) oder die Unmoral der „Bild“-Zeitung. Und zum 20-jährigen Bestehen des Internet schreibt er einen Satz wie diesen: „Profit und Furcht werden diesem großartigen Experiment den Garaus machen.“ (28.7.11). Jakob Augstein hat sich – und das kann gar nicht hoch genug geschätzt werden – weit von der üblichen Verlegerposition entfernt und mit nüchterner und rationaler Sehweise deren Kulturkampf gegen die öffentlich-rechtlichen Sender pointierte Aufklärung entgegengesetzt.

Mit dem Kauf der kleinen Wochenzeitung „der Freitag“, deren Verleger er seit 2008 ist, bewies Jakob Augstein Pioniergeist und wurde in der publizistischen Landschaft Deutschlands zu einem Medien-Architekt, indem er ein neues Blatt entwarf, ein „Meinungsmedium“ (so die ungewöhnliche Eigendefinition), das Printausgabe und Online-Aktivität, Medienmacher und Mediennutzer auf intensive Weise fordernder als woanders üblich miteinander verbindet und in Dialog bringt. In der Kooperation des „Freitag“ mit dem britischen „Guardian“, die Augstein anschob, zeigt er auch Möglichkeiten einer europäischen Qualitätspublizistik auf.

Jakob Augstein ist darüber hinaus einer der wenigen Branchenvertreter in diesem Land, die in allen Medien publizistisch souverän auftreten können, ob es um Print, Fernsehen oder Internet geht. Er ist ein Mann mit Eigenschaften, der etwas zu sagen hat und mit Charakter vertritt. Und bei dem das demokratische Gefühl als inneres Movens vorhanden ist, über das man nicht lange nachdenken muss. Für die gesellschaftspolitische Publizistik im Allgemeinen wie für den Medienjournalismus im Speziellen ist unter neuem Vornamen die Signatur Augstein weiterhin ein Gütesiegel ersten Ranges. ■



DIGIBOX STUDIO FÜR GESTALTUNG, PREPRESS UND DIGITALE MEDIEN – Layouts, Gestaltung, Reinzeichnungen und Adaptionen für Anzeigen, Beileger, Flyer, Broschüren, Magazine, Kataloge und Plakate, Onlineauftritte, CMS-Modelle, Responsive Webdesign, Progressive Enhancement, Editorial-, Katalog-, Image-Apps und Social Media, Retuschen, Compositings, 3-D-Computergrafiken und -Renderings, zertifizierte Digitalproofs, Anpassungen, Umsetzungen für Rollenoffset, Tiefdruck, Tageszeitungs- und ungestrichenes Papier, Database Publishing, Bilddatenbanken und Scans, mit neuester Technik, klassischen Tugenden wie Qualität, Termintreue, echter Kompetenz und Produktionssicherheit, langjähriger Erfahrung, Begeisterung für gute Resultate, Leidenschaft und Herzblut. DIGIBOX gratuliert herzlich allen **GRIMME-PREISTRÄGERN**

DIGIBOX GmbH | Merowingerstraße 20d | 40223 Düsseldorf | 0211/300666-0 | www.digiboxgmbh.de

Deutscher Preis für Medienpublizistik

Preisträger-Chronik

Der 21. Bert-Donnepp-Preis wurde am 31. Januar 2012 verliehen. Bislang ist die 1991 vom Verein der „Freunde des Adolf-Grimme-Preises“ gestiftete und mit 5.000 Euro dotierte Auszeichnung an folgende Persönlichkeiten vergeben worden:

- 1991 an:** Uwe Kammann, Gisela Zabka, Stefan Jakob und Volker Lilienthal (Redaktion „epd / Kirche und Rundfunk“)
Besondere Ehrung: Walter Fabian
- 1992 an:** Cornelia Bolesch (Fernsehen und Hörfunk, „Süddeutsche Zeitung“); Besondere Ehrung: Rolf Richter
- 1993 an:** Horst Röper („Formatt“)
- 1994 an:** Christian Hellmann (Redaktion „TV Spielfilm“)
- 1995 an:** Oliver Herrgesell („Die Woche“); Besondere Ehrungen: Andrea Brunnen-Wagenführ und Uwe Kuckei
- 1996 an:** Klaus Ott (Medienredaktion „Süddeutsche Zeitung“)
Besondere Ehrung: Manfred Dellling
- 1997 an:** Klaudia Brunst (Chefredakteurin „taz – Die Tageszeitung“)
- 1998 an:** Peter Turi („kress-report“)
- 1999 an:** Michael Hanfeld („FAZ“-Feuilletonredaktion)
- 2000 an:** Sybille Simon-Zülch und Fritz Wolf (Freie Fernsehkritiker)
- 2001 an:** Hans-Jürgen Jakobs („Der Spiegel“ / „SZ-Medienseite“)
- 2002 an:** Dieter Anschlag und Dietrich Leder („Funkkorrespondenz“)
Besondere Ehrung: Volker Lilienthal
- 2003 an:** Stefan Niggemeier („Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung“) und Egon Netenjakob (Medienpublizist)
- 2004 an:** Rainer Braun (Freier Journalist für „Funkkorrespondenz“, „Berliner Zeitung“, „WAZ“, „Neue Zürcher Zeitung“ u.a.)
- 2005 an:** Ulrike Kaiser („Journalist“) und Volker Lilienthal („epd medien“); Besondere Ehrung: Rainer Stadler und Balts Livio
- 2006 an:** Jörg Wagner (Medienmagazin rbb „radioeins“, „NZZ“)
- 2007 an:** Kuno Habermusch und die Redaktion des NDR-Medienmagazins „Zapp“ Besondere Ehrung: Thomas Thieringer
- 2008 an:** Steffen Grimberg (Medienredakteur Die Tageszeitung „taz“)
- 2009 an:** Torsten Körner (Freier Kritiker für „Funkkorrespondenz“ und „epd medien“, Autor und Biograph)
- 2010 an:** Diemut Roether und Michael Ridder (Redaktion „epd Medien“)
- 2011 an:** Andreas Stopp, Brigitte Baetz, Bettina Köster und Bettina Schmieding (Medienredaktion „Deutschlandfunk“)
Besondere Ehrung: Jakob Augstein („der Freitag“)

Gründer Grimme-Institut

Bert Donnepp



Bert Donnepp wurde am 22. April 1914 in Rosslau an der Elbe geboren. Er besuchte das Goethe-Reform-Realgymnasium in Dessau, wo ihm 1934 das Zeugnis der Reife überreicht wurde. Von 1934 bis 1940 Studium an der Universität Leipzig und am Pädagogischen Institut Leipzig (Fächer: Pädagogik, Philosophie, Psychologie, Geschichte und Publizistik). Hier legte er 1938 das Staatsexamen für das Lehramt ab. Von 1940 bis 1945 diente er in der Wehrmacht, geriet in Gefangenschaft und wurde 1945 aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft entlassen. Nach seiner Übersiedlung nach Marl im Oktober 1945 war Donnepp von 1946 bis 1948 zunächst als Lehrer beim Schulverband Marl beschäftigt, bevor er am 29. März 1949 zum Direktor für das Bildungswerk der Stadt Marl ernannt wurde. Er war mit der Leitung der Volkshochschule, der Stadtbibliothek und des Lesesaals beauftragt. Nach zwischenzeitlicher Promotion zum Dr. phil. an der Westfälischen Landesuniversität Münster wurde er 1979 als Leitender Direktor für das Bildungswerk der Stadt Marl „die Insel“ in den Ruhestand verabschiedet.

In seiner aktiven Zeit als Publizist, Erwachsenenpädagoge und Organisationsmanager war Donnepp als unermüdlicher Motor mit dem Aufbau einer Medien-Volkshochschule und der Entwicklung einer engen Kooperation zwischen der Weiterbildung und dem Massenmedium Fernsehen beschäftigt: Die am 8. Januar 1955 eingeweihte „Insel“ war das erste feste Haus für kommunale Weiterbildung in Deutschland. Hier entwickelte er Anfang der 60er Jahre sein „Projekt mit dem Fernsehen“, ein Konzept für die Auslobung eines Fernsehpreises, der – von Donnepp initiiert – bei der Jahreshauptversammlung des Deutschen Volkshochschul-Verbandes (DVV) 1961 in Berlin beschlossen wurde und seit 1964 als Adolf-Grimme-Preis alljährlich in Marl vergeben wird. Die ersten 13 Wettbewerbe wurden unter Leitung von Bert Donnepp von der „Insel“ organisiert, bevor – ebenfalls auf Anregung Donnepps – das 1973 vom DVV als Medieninstitut ins Leben gerufene Adolf-Grimme-Institut im Jahr 1978 mit der Organisation des Grimme-Preises betraut wurde.

Bert Donnepp wurde 1989 beim 25. Grimme-Preis vom DVV besonders geehrt für seine Verdienste um die Entwicklung des Fernsehens in Deutschland. Als Rundfunkreferent des DVV hielt er fast bis zu seinem Tod 1995 engen Kontakt zum DVV und seinen Landesverbänden, zu den Rundfunkanstalten und zum Adolf-Grimme-Institut. Er hatte als Sprecher der Wettbewerbsleitung des Grimme-Preises und Kuratoriumsvorsitzender des Grimme-Instituts wichtige ehrenamtliche Führungsämter inne und kümmerte sich bis zuletzt um „seinen“ Adolf-Grimme-Preis. ■

Kein Polaroid-Effekt

Transmediales Erzählen: ein Grimme-Diskurs

| von Jochen Voß

RÜCKBLICK MARLER TAGE 2011



Paul Bunnun mag ‚transmedia storytelling‘ nicht – zumindest den Begriff. Dabei erzählt er mit seiner Firma „Somethin‘ Else“ in London Geschichten digital auf allen Kanälen. „Somethin‘ Else“ kreiert Videospiele ohne Video, entwickelt Kampagnen in sozialen Netzwerken, arbeitet für Fernsehstationen und große Marken. Das Unternehmen weitet die Plots über mehrere Plattformen aus, beteiligt die Nutzer an Inhalten und lässt die Erzählung vom geschlossenen Werk zum Prozess werden.

Bunnun versteht sich nicht als Produzent. Statt bloß zu produzieren will er Inhalte gestalten, mit denen er dem Publikum die beste Lösung für seine Geschichten bietet. Und dennoch – oder gerade deswegen – fürchtet er sich vor dem Mode-Schlagwort Transmedia. Solche Begriffe könnten „kreative und Geschäftsleute dazu verleiten, falsche Wege einzuschlagen, denen die Zuschauer nicht folgen möchten“, warnte er während der Marler Tage der Medienkultur, dem jährlichen zentralen Diskurs-Forum im Grimme-Institut. Bunnun spricht lieber von Content-Systemen. Mit seinem Vortrag lenkte er gleich zu Beginn der Tagung

rund um „Die Kunst des transmedialen Erzählens“ den Blick auf wesentliche Elemente im Storytelling der Gegenwart und Zukunft: auf das Publikum und dessen Einbindung.

Nur allzu oft verdichtet sich die Diskussion um neue Entwicklungen auf Schlagworte, abgrenzende Definitionen und frische Etiketten. Der Versuch, den Stand der Dinge bei Videos im Netz zu beschreiben, gleiche dem Vorhaben, eine Polaroid-Aufnahme von einem fahrenden Zug anzufertigen, sagte im vergangenen Jahr ein Mitarbeiter des Webvideo-Riesen „YouTube“. Alles bleibt unscharf.

Und so tat es gut, dass sich den rund 100 Zuhörern der Grimme-Tagung kein schnell geschossenes Instantfoto bot, sondern eine Anschauung aus der Praxis, ohne dabei die Theorie aus den Augen zu verlieren. Es war ein Bild mit Tiefenschärfe und Details aus dem Leben, gezeichnet von Kreativen und Produzenten, Journalisten und Wissenschaftlern aus Deutschland, Schweden und England.

Nicht nur das Fernsehen ist im Umbruch. Kommunikation und Gesellschaft als Ganzes formieren sich unter den Vorzeichen neuer technischer Möglichkeiten um. „Nonlineare und interaktive Audiovisualität wird das Leitmedium des 21. Jahrhunderts“, konstatierte Prof. Dr. Gundolf S. Freyermuth für die neue Epoche, in der sich der digitale Bildraum vom ästhetischen Verständnis vergangener Zeiten deutlich abhebt.

Kommunikation und Gesellschaft: Umbruch im Ganzen

Schaut man genau hin, eröffnet sich in allen Genres eine neue Wucht erzählerischer Formenvielfalt, voll von Geschichten für jede Lebenslage und Rezeptionssituation. Man kann mit weltweiter Beachtung immersive Welten erschaffen, so wie zum Beispiel die Kampagne „Why so serious?“ zum Kinostart eines Batman-Spektakels. Man kann aber auch in kleinerer Dimension damit beginnen, die Bedürfnisse ernst zu nehmen, die Möglichkeiten zu erkennen und beides miteinander zu verbinden.

Forscher und Transmedia-Vordenker Henry Jenkins beschrieb in seinem Blog die neue Art zu erzählen als einen „Prozess, in dem wesentliche Elemente der Fiktion systematisch über verschiedene Verbreitungs Kanäle verteilt werden“. Der Zweck liege darin, eine „vereinigte und koordinierte Unterhaltungserfahrung“ zu gestalten. Jenkins sieht im transmedialen Erzählen „die ideale ästhetische Form für eine Ära der kollektiven Intelligenz“. Einer Ära also, in der alles vernetzt abläuft und in der sich Menschen mit ihren Gedanken einbringen.

„Koordinierte Unterhaltungserfahrung“

Das hat auch der Spartenkanal ZDF.kultur erkannt. Die Beteiligung der Nutzer ist ein wesentliches Element im Programm. Dinesh Chenana, stellvertretende Subkoordinatorin Gesellschaft bei ZDF.kultur sprach während der Marler Tage von einer „riesigen Couch“, auf der ihr Publikum sitze. Dort aber gebe es „kein Kommunikationsbedürfnis im Sinne eines Miteinander-Redens, sondern jeder erzählt etwas zum Gesehenen“. Die Erzählung werde zum Prozess: Ich sende, also bin ich.

Aus Sicht des Darmstädter Medienwissenschaftlers Prof. Dr. Franz Josef Röhl hat sich das Fernsehen für junge Menschen in seiner Bedeutung massiv gewandelt: Es sei nur noch „ein sensorisches Element“, so Röhl. Die Emotionalität indes habe das Fernsehen bereits verlassen und sich verlagert in Chats und soziale Netzwerke. Röhl rät zu neuen Inhalten, die sich in den weiten Erlebniswelten der Zuschauer auf die eigentlichen Fernseheinhalte beziehen. Zwei bis drei Prozent des Potentials sieht der Forscher im deutschen Fernsehen bereits umgesetzt.

Die Emotionalität indes habe das Fernsehen bereits verlassen und sich verlagert in Chats und soziale Netzwerke.

„Wir können uns dem nicht verschließen“, konstatiert auch WDR-Fiction-Chef Gebhard Henke. So funktioniere der Münsteraner „Tatort“ gerade beim jungen Publikum so ausgezeichnet, weil sich die Jugend im Netz den Konsum gegenseitig autorisiere, so Henke. Auch wenn die ARD sich im Internet in einem engen rechtlichen Rahmen bewegt, so unternimmt man doch erste Schritte, um zum Beispiel im sozialen Netzwerk Facebook für seine Filme zu werben.

Immer wichtiger: Marketing für Medienprodukte

Oft lässt sich nicht mehr klar trennen, was denn nun Produkt und was die Werbung ist. Für den Mysteryfilm „Lost Place“, der in diesem Jahr im Kino starten soll, hat die Produktionsfirma „MovieBrats“ bereits vor mehreren Monaten damit begonnen, potentielle Zuschauer in Form



Diskutierten bei den Marler Tagen: Wesnig, Gorny, Steinbrecher

einer Community zu versammeln. „Unsere eigene Facebook-Seite zum Projekt hat sich als der Ort etabliert, wo sich die „Lost Place“-Community trifft, austauscht und für das Projekt engagiert“, berichtete MovieBrats-Geschäftsführer Alex Weimer. Unter anderem kommt ein Comic zum Einsatz, der die Hintergründe der rätselhaften Film-Ereignisse im Pfälzer Wald thematisiert.

Die Branche arbeitet emsig daran, die neuen Kanäle mit neuen Formen zu bespielen. Mit dem „UFA Lab“ ging bereits vor einigen Jahren in Berlin eine übergreifende Versuchsküche an den Start. Kompetenzen aus allen Bereichen des Geschichtenerzählens – darunter Filmemacher und Games-Entwickler – sitzen von der ersten Minute eines neuen Projekts an selben Tisch. Sie suchen nicht nur nach Technologien für neue Geschichten, sondern auch nach Geschichten für neue Technologien.

Die Rolle der Werkstätten

Mit „Wer rettet Dina Foxx?“ brachte das „UFA Lab“ im vergangenen Jahr im ZDF ein Alternative Reality Game (ARG) auf den Sender. Getrieben von einem abrupt endenden Fernsehfilm als Ausgangspunkt konnten die Zuschauer zu Spielern werden und sogar im echten Leben nach Lösungshinweisen suchen.

Mike Pohjola, Mitbegründer und Kreativ-Chef der schwedischen Firma „The Company P“, sieht in den Entwicklungen die Chance, das Publikum mit immersiven Erfahrungen wieder vollends in die Handlung hineinzuziehen. Das Unternehmen hat mit Projekten wie „The Truth about Mari-

ka“ und „The Conspiracy for Good“ die Messlatte in Sachen ARG hoch gelegt. Pohjola will den Chor des antiken Theaters zurückbringen, der irgendwann im Mittelalter zugunsten des teilnahmslosen Zuschauers verschwunden sei.

„Der beste Platz, eine Tragödie zu verfolgen, ist der Chor“, erklärt er in Anlehnung an Aristoteles' Poetik. Anstatt Menschen zu beobachten, die mit ihrem Gott zürnen, sei es weit besser, im Chor selbst mit dem Gott zu zürnen, erklärte Pohjola schlicht. ■

Jochen Voß

Geboren 1975 in Hamm/Westfalen, erstellt und entwickelt Jochen Voß als freier Medienjournalist und Autor Inhalte für Fach- und Publikumsmedien. Neben seiner publizistischen Tätigkeit hält er Seminare und Workshops zum inhaltlichen und strukturellen Wandel von Kommunikation und Medien. Jochen Voß lebt in Köln und Brüssel.



SCHLINGENSIEF?



ANTWORTEN MONATLICH.

KUNST, BÜHNE, MUSIK, DESIGN, FILM, LITERATUR
DAS KULTURMAGAZIN DES WESTENS



www.kulturwest.de oder Tel.: 0201 / 86206-33



HINTER-GRUND

Grimme
Preis
2012

Sponsoren

Škoda: Vorbildfunktion und höchstes Niveau.....	133
RWE: Kultur unter Strom.....	135
Das Plakat zum Grimme-Preis.....	137
Der Moderator: Michael Steinbrecher.....	139
Die Künstler: Salut Salon.....	141
Der Koch: Björn Freitag.....	143
Der Beirat.....	144
Sponsoren, Partner und Förderer des Grimme-Preises 2012.....	146



Ausgezeichnet in der
Kategorie „Komfort und
Raumangebot“.



ŠKODA. Offizieller Partner des Grimme-Preises. Als einer der bedeutendsten Fernsehpreise wird der Grimme-Preis nur Personen und Produktionen verliehen, die Maßstäbe in ihrem Bereich gesetzt haben. So wie der ŠKODA Superb Combi hinsichtlich Fahrkomfort, Raumangebot und Ladevolumen innerhalb unserer Modellauswahl. Lassen Sie sich einfach von unserem Shuttle-Service inspirieren und vereinbaren Sie eine Probefahrt. Näheres zu unserem Kulturrengagement erfahren Sie auf www.skoda-kultur.de - und alle anderen Fragen stellen Sie gerne Ihrem ŠKODA Partner unter 0800/99 88 999.

Kraftstoffverbrauch für alle verfügbaren Motoren in l/100 km, innerorts: 14,4-5,4; außerorts: 7,8-3,8; kombiniert: 10,2-4,4; CO₂-Emission kombiniert in g/km: 237-114 (gemäß VO (EG) Nr. 715/2007). Abbildung zeigt Sonderausstattung.

Vorbildfunktion und höchstes Niveau



ŠkodaAUTO Deutschland ist seit 2010 exklusiver Fahrzeugpartner von Deutschlands renommiertester Medienauszeichnung. Bei der Verleihung des Grimme-Preises sorgt die Marke mit dem geflügelten Pfeil im Logo mit ihrer Fahrzeugflotte für exklusive Mobilität. Mehr als zwei Dutzend Superb-Limousinen werden am 23. März unterwegs sein, um die Gäste aus der Fernsehbranche stilvoll zum roten Teppich vor dem Stadttheater Marl zu bringen.

Nikolaus Reichert, Leiter Unternehmenskommunikation von ŠKODA AUTO Deutschland, begründet das Engagement so: „Mit dem Grimme-Preis werden TV-Beiträge ausgezeichnet, die Vorbildfunktion für das Medium haben und höchstes Niveau repräsentieren. Dieser Ansatz verbindet sich ideal mit dem Qualitätsanspruch von ŠKODA. Denn zur intelligenten, Ressourcen schonenden Mobilität gehört auch Beweglichkeit in den Köpfen. So setzt ŠKODA aus Verantwortung für die Gesellschaft ebenso Akzente auf sozialen und kulturellen Gebieten. Wir freuen uns daher, auch in diesem Jahr Fahrzeugpartner der Preisverleihung zu sein.“

Uwe Kammann, Direktor des Grimme-Instituts, sieht in ŠKODA „einen idealen Partner, weil die Marke innovative, kreative und intelligente Mobilität verkörpert und sehr erfolgreich für ein modernes Konzept mit überzeugender Qualität steht.“ Damit, so Kammann, entspreche das so traditionsreiche wie zukunfts offene Unternehmen den Zielen des Grimme-Preises: Vorbild und Modell zu sein. Zudem sei es reizvoll, zu einem Kreis von attraktiven Kulturpartnern zu gehören, die in ihrer programmatischen und inhaltlichen Arbeit hohe Ansprüche stellten und genau deshalb von ŠKODA unterstützt würden.

Schwerpunkte dieses Engagements, das zum festen Programm von ŠKODA in Deutschland gehört, sind Filmfestivals, Jazz und Literatur. Die Zusammenarbeit mit Jungfilmern und arrivierten Filmschaffenden pflegt ŠKODA, wie das Unternehmen sagt, mit Leidenschaft. Denn als die Bilder 1895 laufen lernten, drehten sich auch die Räder in den böhmischen Werkshallen. ŠKODA hat verschiedene Filmpreise ausgelobt, etwa die „Goldene Lilie“ für den besten Film des GoEast-Festivals in Wiesbaden. Außerdem zählen Schauspielerinnen und Schauspieler wie Katharina Schüttler, Maria Schrader, Joachim Król oder Gustav Peter Wöhler zu den „Kulturköpfen“ von ŠKODA.

Unterstützt werden auch das Berliner Ensemble, das Kunstfest Weimar mit Nike Wagner, die Schirn Kunsthalle Frankfurt sowie das Deutsche Filminstitut. Und nicht zuletzt fördert ŠKODA als Kulturpartner den Jazz-Nachwuchs. Gemeinsam mit dem Deutschen Musikrat, dem Landesmusikrat Rheinland-Pfalz und der Deutschen Jazz Föderation lädt

„Wir freuen uns daher, auch in diesem Jahr Fahrzeugpartner der Preisverleihung zu sein.“

ŠKODA junge Bands zum Wettbewerb „Jugend jazzt für Jazzorchester mit ŠKODA Jazzpreis“ ein. Außerdem tourt die ŠKODA Allstar-Band um Trompeter Uli Beckerhoff jedes Jahr im Herbst durch Deutschland. Im Internet findet man die „Kulturseiten“, welche die große Vielfalt der ŠKODA-Kulturaktivitäten spiegeln, unter www.skoda-kultur.de. ■

KULTUR ELEKTRISIERT!



RWE unterstützt Kreative und Kulturschaffende mit vollem Energieeinsatz bei Projekten und Initiativen. Damit neue Impulse entstehen, innovatives Denken gefördert und Grenzen neu definiert werden.

VORWEG GEHEN
RWE

Kultur unter Strom

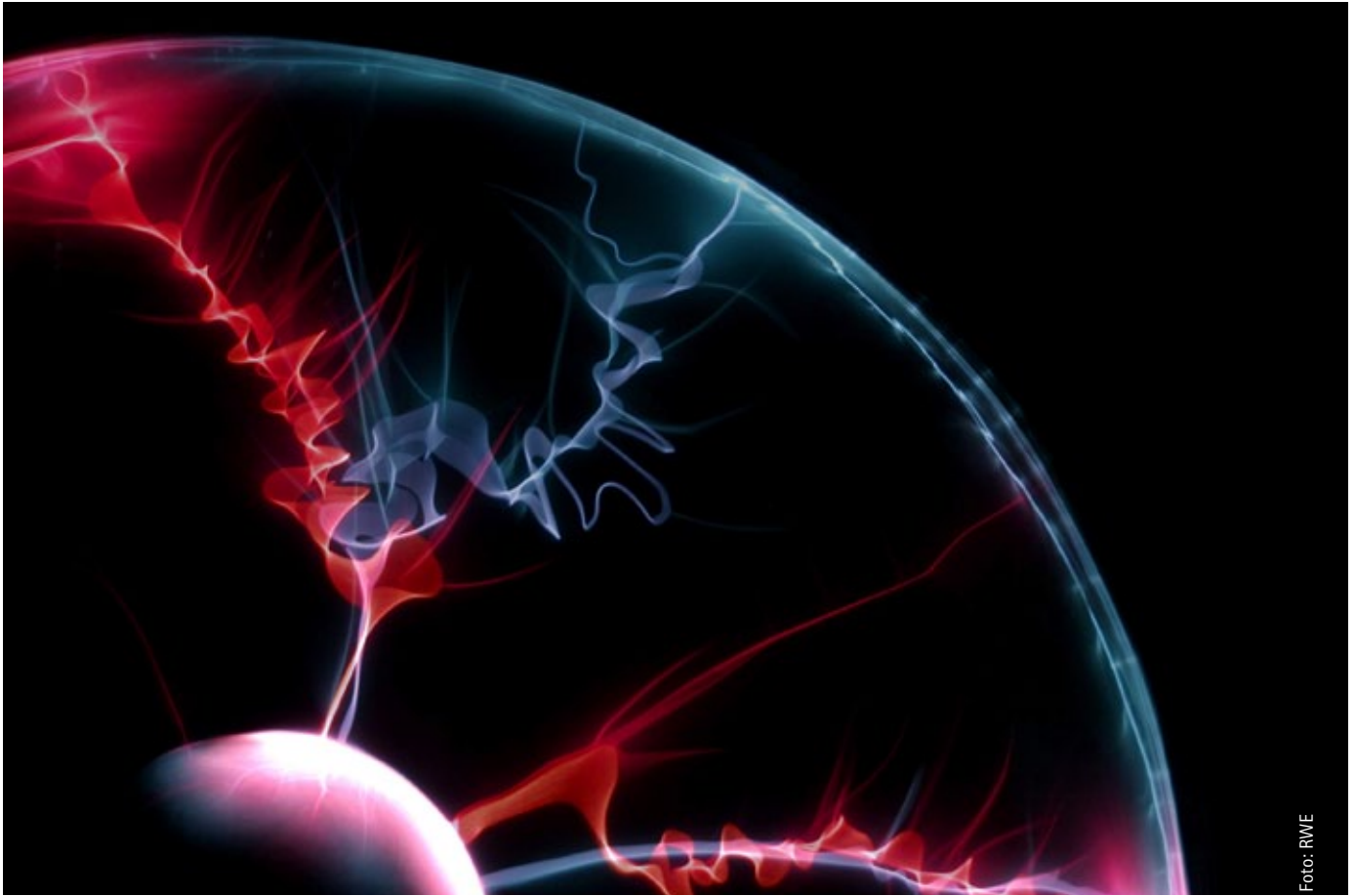


Foto: RWE

Magische Kugeln, die natürlich an die Gestalt der Erde erinnern. Darauf Lichtlinien, gezackt, mit unterschiedlichen Richtungen, auf jeden Fall auch schon auf den ersten Blick energiegeladen: So präsentiert sich ein Lichtobjekt unter dem ebenso anschaulichen wie einleuchtenden Titel „Blitze“. Es findet sich in einem Museum in der Ruhrgebietsstadt Recklinghausen (gerade mal zehn Kilometer von Marl entfernt). Dabei handelt es sich um kein gewöhnliches Museum, das diese Blitze beherbergt, sondern um eines, das zu einem Energiekonzern gehört, zu RWE.

Dass dies auf ein ganzes Universum hindeutet, sagt spätestens der Name: Strom und Leben. Eine bessere Kombination kann es auch für Grimme eigentlich gar nicht geben. Fernsehen, das ist ja gewissermaßen der Strom der Bilder. Und die haben, wenn sie denn von hoher Qualität sind, immer mit Leben zu tun. Im besten Fall: mit gelingendem Leben.

Weil diese Form so hohe Bedeutung hat, ist das Grimme-Institut froh, dass der Strom-Garant, RWE, wie auch im vergangenen Jahr die Verleihung des Grimme-Preises unterstützt. RWE, dessen Logo die Abstraktion des Kürzels aufhebt und übersetzt als „VoRWEggehen“, unterstützt die nun zum 48. Mal vergebenen Fernsehauszeichnungen auch mit deutlichem Hinweis auf die Ruhr-Verankerung: eben weil dieser Preis aus dem Grimme-Institut in Marl die bedeutendste Kultur-Auszeichnung in der Region darstelle.

Insofern verbinden sich für das Unternehmen in diesem Sponsoring, so wird betont, Kulturförderung, regionale Verbundenheit und eine große überregionale Strahlkraft in idealer Weise.

Dr. Arndt Neuhaus, Vorstandsvorsitzender der RWE Deutschland AG, begründet das Engagement, verbunden mit einer sehr herzlichen Gra-

Kulturförderung, regionale Verbundenheit und eine große überregionale Strahlkraft verbinden sich in idealer Weise.

tulation an alle Preisträger, so: „Der Adolf-Grimme-Preis steht für Qualität. Er ist eine Anerkennung, auf die jeder Medienschaffende stolz sein kann. Die Arbeit des renommierten Grimme-Instituts wirkt bundesweit, ja sogar international – und das vom kleinen Marl aus. Eine Leistung, die wir fördern wollen. Das haben wir bereits im vergangenen Jahr getan, und so halten wir es auch in diesem Jahr wieder.“ Dr. Arndt Neuhaus betont dabei, wie sehr es der RWE am Herzen liege, das umfangreiche Kultursponsoring weiterzuführen. In diesem Jahr würden insgesamt wieder zahlreiche Kulturprojekte mit einem Gesamtbudget im mittleren einstelligen Millionenbereich unterstützt.

Damit, so versichert er, „bleiben wir auch in wirtschaftlich schwierigen Zeiten ein verlässlicher Partner für die Kulturschaffenden dieser Region.“

23. INTERNATIONALES FILMFEST EMDEN N O R D E R N E Y



6. – 13. Juni 2012



**Herzliche Glückwünsche
aus Emden und Norderney an alle
Grimme-Preisträger 2012!**

www.filmfest-emden.de

Das Festival bedankt sich bei seinen Förderern und Sponsoren des Filmfestes 2011:



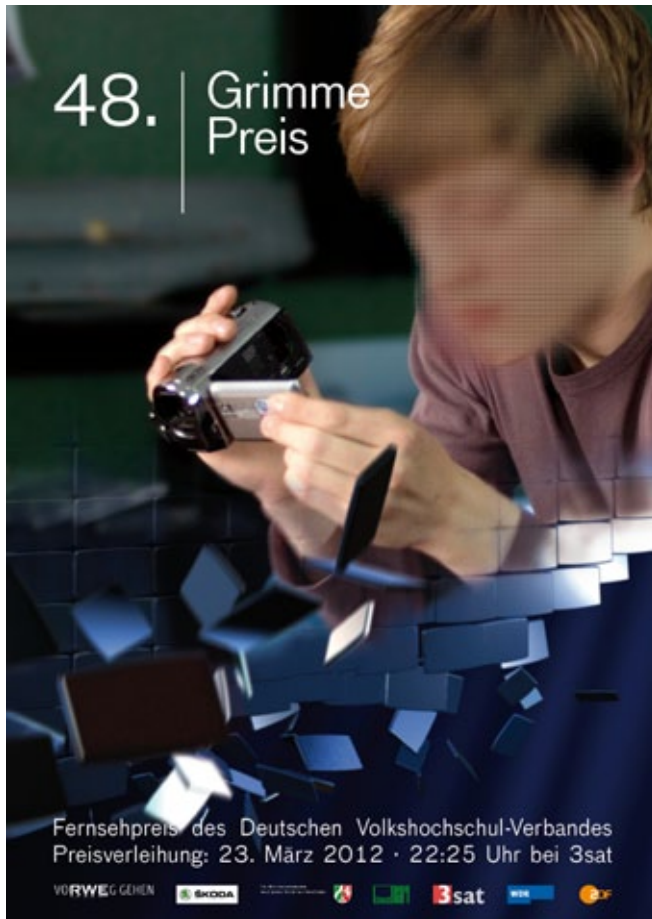
Kooperationspartner:



Das Plakat zum Grimme-Preis 2012

Fatale Entgrenzung

Ein Entwurf von Markus Thiele



Für jeden sichtbar ist jedenfalls: Was wir heute mit dem Internet entdecken, ist ja eine Welt, wie sie in dieser Form noch nie zu erfahren war.



Foto: Thiele

Markus Thiele

Das Plakat wurde neben anderen von Markus Thiele gestaltet. 1969 in Rendsburg geboren, produziert er Dokumentationen und Reportagen für deutsche und internationale TV-Sender. Seine Firma KARALIS mediaproductions mit Sitz auf Sardinien ist auch für das On Air Design der Grimme Preisverleihung verantwortlich. Dazu erstellt KARALIS die Spielfilme und die visuellen Elemente des Bühnendesigns für die Veranstaltung.

Die Tyrannei der Intimität: Das ist eine Schlagwort aus einem Diskurs der letzten Jahre, der vor allem eine Beobachtung in den Mittelpunkt rückt – nämlich die zunehmende Aufhebung früher doch relativ fester Grenzen zwischen dem eigenen, dem privaten Raum und einer Öffentlichkeit, die mit bestimmten Regularien auf Abstand gehalten wurde. Die zunehmende Entgrenzung der Medien, die Verfügbarkeit von Daten (so der kühl-neutrale Raum-Begriff für Inhalte aller, wirklich aller Art) jederzeit und an jedem Ort hat dieses Grundverhältnis und Grundverständnis ziemlich radikal umgekrempelt. Was einherging und –geht mit ganz neuformierten Beziehungsverhältnissen zwischen Voyeurismus und Exhibitonismus. Und dies in allen Spielarten. Zeigen-Wollen und Sehen-Wollen sind dabei im Aufmerksamkeitsspiel (das oft todernst ist) klar aufeinander bezogen. Wobei der Medienraum mäandert und auf den ersten, zweiten und auch dritten Blick nicht mehr die leiseste Orientierung gestattet – weil eben kaum noch zu unterscheiden ist, was aus erster, zweiter und dritter Hand stammt. Weil nur mühsam zu erkennen ist, was mit welcher Absicht an welchem Platz gestellt wird. Und mit welchen Folgen sich Publizität und Kommunikation auflösen in unendlichen Partikelwelten, die in allen Varianten changieren.

Für jeden sichtbar ist jedenfalls: Was wir heute mit dem Internet entdecken, ist ja eine Welt, wie sie in dieser Form noch nie zu erfahren war – mit entgrenzten Lebensorten für jeden Einzelnen, mit extremer Gleichzeitigkeit, mit ebenso weitgetriebener Zugänglichkeit, mit unendlicher Vielzahl und Vielfalt, und das alles in rasant beschleunigten Abläufen.

Es liegt auf der Hand, dass hier die Steuerungs-, die Kontrollmöglichkeiten schwinden. Das Netz ist unendlich, ist offen, ist gierig, in jeder Hinsicht. Die scheußlichen Folter-Bilder aus Abu Ghraib stehen jedem noch vor Augen. Sicher waren sie erst als private Beute-Fotos gemacht worden, bis sie sich dann, digital im Netz transportiert, selbstständig machten, mit Sprengkraft-Wirkung, die sicher keiner der lusternen Autoren bedacht oder gar beabsichtigt hatte.

Das diesjährige Grimme-Plakat, wie in den letzten beiden Jahren auch wieder entworfen von Markus Thiele, nimmt diese Universalmotiv der totalen Entgrenzung zwischen privat und öffentlich auf. Ausgangspunkt ist der Fernsehfilm „Homevideo“, der auf erschütternde Weise zeigt, wie Privates, Intimes sich auf medialem Weg verselbstständigen kann – mit fatalen Folgen, weil nichts, aber auch gar nichts zurückgeholt und in den eigentlich bestimmten Rahmen gestellt werden kann.

Was Jakob, dem Protagonisten von „Homevideo“, widerfährt, ist tatsächlich kein allein individuelles und zufällig ausgelöstes Schicksal. Das Versagen der Kontrolle, das Enthemen der Ereignisse ist vielmehr eng ans neue revolutionäre System des allüberall medial geprägten Seins gebunden.

Homevideo: Das klingt so harmlos. Dabei lieben die so genannten sozialen Systeme die riesengroßen Zahlen (Facebook: angeblich eine 800.000.000-Gemeinschaft) und die Computerindustrie preist „Clouds“ als Universalspeicher.

Das neue Grimme-Plakat zeigt Monitore, eine Kamera und ein verpixeltes Individuum. Eine flüchtige Wolke ist das nicht. ■

DAS JOURNAL FÜR URBANE LEBENS KULTUR



Die Frühjahrsausgabe
ab April an ausgewählten
Verkaufsstellen
an Rhein und Ruhr

► www.inrheinkultur.de
abo@inrheinkultur.de

Die App zum Magazin:

► www.digiboxgmbh.de

Der Moderator: Michael Steinbrecher

So viel mehr

| von Henning Severin

Dieser Mann kann so viel mehr als Fußball. So viel mehr als Sport. Natürlich, Michael Steinbrecher ist seit vielen Jahren ein markantes Gesicht des „aktuellen sportstudios“ im ZDF. Aber weit darüber hinaus ist er ein journalistisches Multitalent, das sein Können – vielfach ausgezeichnet – unter Beweis gestellt hat.

Wenn er in diesem Jahr als Moderator des Grimme-Preises dieser Gala Glanz und Profi-Kompetenz verleiht, schließt sich nach etwas mehr als zwei Jahrzehnten ein Kreis. Denn 1989 stand Michael Steinbrecher schon einmal an gleicher Stelle im Theater der Stadt Marl. Er erhielt einen Grimme-Preis „Spezial“ für eine herausragende Ausgabe der ZDF-Reihe „Doppelpunkt“ zum Thema „Mein Sohn ist schwul“. Auch damals übrigens war, wie diesmal auch, der Preis-Jahrgang ausgesprochen vielfältig und die Bandbreite groß.

Jetzt, 2012, also die ganz andere Funktion: nämlich auf der berühmten Marler Fernseh-Bühne die Preisträger ins rechte Licht zu rücken und ins erhellende kleine Werkstattgespräch zu ziehen. Insgesamt den berühmten roten Faden zu spinnen, der erkennen lässt, wie TV-Qualität eben auch mit ganz „persönlicher“ Qualität und Profi-Können verbunden ist.

Dabei wird er auch wieder seine ganz spezifischen Qualitäten als Moderator beweisen: indem er so gezielt wie unaufdringlich die Akzente setzt; indem er im Auftreten immer präsent wirkt, im Fragen klar und direkt eine Linie vorgibt, dabei aber auch stets den Grundgestus des Freundlichen und Zugewandten vermittelt, grundiert mit Lässigkeit und Lockerheit. Das alles ist eine Idealkombination, um den diesjährigen Grimme-Preisträgern das ein oder andere (Produktions-)Geheimnis zu entlocken.

Auch wenn Michael Steinbrecher eine lange Fernsehpräsenz vorzuweisen hat, waren die Vorzeichen seiner Karriere eigentlich andere. Er war Jugendfußballer bei Borussia Dortmund sowie Spieler bei Borussia Mönchengladbach und den Amateuren von Westfalia Herne. Seine Spitznamen: „Stoni“ und – sicherlich liebevoll gemeint – „Knochenbrecher“. Doch die aktive Karriere im Profifußball rückte in den Hintergrund, als er das Angebot bekam, Gastgeber der ZDF-Jugendsendung „Doppelpunkt“ zu werden. Das breite Publikum lernte ihn ab 1992 durch „das aktuelle sportstudio“ kennen. „Lockenkopf“ nannte man ihn schnell! wegen seiner unverwechselbaren Haarpracht – ein nie ganz verschwundenes äußeres Markenzeichen.

„Er schafft es, ohne Eiferergestus auch brisante Themen anzupacken.“

Steinbrecher hat sich in den vielen Jahren durch kompetente und kritische Sportberichterstattung – von Weltmeisterschaften bis zu Olympischen Spielen – sowie durch nachhaltigen Journalismus und kluge Vermittlung einen guten Namen in der TV-Landschaft gemacht. Er schafft es, ohne Eiferergestus auch brisante Themen anzupacken. Ob ein offenes Gespräch mit einem Bundesliga-Trainer über dessen Burn-out oder eine einfühlsame Sendung über Menschen, die mit dem HI-Virus leben: Die Bandbreite in Steinbrechers Schaffen ist groß. Das zeigt sich nicht zuletzt in den zahlreichen Beiträgen für die oft als Gesellschaftssonde angesetzte ZDF-Reihe „37 Grad“.



Steinbrecher ist ein Kind des Ruhrgebiets: geboren 1965 in Dortmund, aufgewachsen in Waltrop, und auch weiterhin ist der Pott für ihn Lebens- und nicht zuletzt auch Arbeitsmittelpunkt. 2008 promovierte er über die „TV-Programmgestaltung bei Olympia im Netz olympischer Abhängigkeiten“ an der Technischen Universität in seiner Heimatstadt Dortmund. Dort unterrichtet er nun auch seit drei Jahren Fernseh- und Videojournalismus. Steinbrecher ist dabei unter anderem für den Lernsender nrwision verantwortlich. Hinzu kommen soziale Engagements, so als Pate des Kinderhospiz Bethel und als Botschafter der Initiative „Respekt! Kein Platz für Rassismus“.

Grimme und Steinbrecher: eine Beziehung, die also unter vielfältigen Gesichtspunkten eine produktive Perspektive vermittelt. Und die jetzt auf der Marler Bühne zeigen wird, wie das zusammengeht, um das exzellente Fernsehen zu feiern: journalistisch versiert, charmant und locker, aber auch einfühlsam, wenn es geboten ist.

Eine Torwand wird es als Requisite übrigens nicht geben – die wichtigsten Treffer haben die Preisträger ja schon alle erzielt, mit Augenmaß, Profi-Können und Kunstfertigkeit. So freuen wir uns auf einen anregenden, unterhaltsamen und vergnüglichen Abend – mit einem Moderator ganz ohne Spitznamen: Michael Steinbrecher. ■



Von der Idee bis zur Verwirklichung

Durch den Einsatz von modernsten 3D-Visualisierungen sehen Sie Ihre Idee noch bevor der erste Euro für die Produktion ausgegeben wurde.

Ideen kreativ verwirklichen

Klassischer Bühnen- und Kulissenbau effektiv, innovativ und multimedial für Sie in Szene gesetzt. Wir sind Ihr leistungsstarker Full-Service-Partner für Bühnen- und Kulissenbau.

Wir stehen für fachliche Beratung, Corporate Events in Konzeption und Realisation, unterstützt durch 3D-Visualisierungen von unseren Designern, Projektleitern, sowie von unseren Grafikern, vom Briefing bis hin zur Einlagerung.

Fundierte Beratung, präzise Planung und zuverlässige, strukturierte Realisierung, das verstehen wir unter Qualität. Doch erst der, durch unsere Mitarbeiter gelebte, hohe Qualitätsanspruch macht aus unseren hochwertigen Ideen und Produkten eine wertvolle nachhaltige Dienstleistung.

Zum fünften Mal in Folge gehört **setcon** Event und Expodesign GmbH auch 2012 bundesweit zu den Top 10 der leistungsfähigsten Eventdienstleister im Bereich Bühnenbau, Dekorationsbau und Setgestaltung, ermittelt durch eine unabhängige Fachjury des Event-Fachjournal „Der Blachreport“

(www.blachreport.de)

setcon
Event & Expodesign

Telefon: +49(0)281/47 578-70
www.setcon.de

Der Unterschied ist nicht was wir tun, sondern wie!

Konzeption ■ Kreation ■ Realisation ■ Bühnenbau ■ Messebau ■ Setbau ■ Werbetechnik ■ Veranstaltungstechnik ■ Sonderbauten

Die Künstler: Salut Salon

Mit und auf dem Klavier

| von Philipp Müller



Foto: Frank Eidel

Das Spielen und Arrangieren von klassischer Musik empfinden wir nicht als anstrengend, sondern als Spaß.“ Man muss den vier Damen des Hamburger kammermusikalischen Quartetts nicht lange zuschauen, um das zu verstehen. Als Zuschauer oder -hörer fällt man in eine humorvolle Leichtigkeit, während der Reiz der Andersartigkeit die eigene Haltung zu klassischer Musik umgarnt und sogar verändert.

Es ist der rote Faden „Andersartigkeit“, der sich durch die Erfolgsgeschichte von „Salut Salon“ webt. Die Formation aus Klavier, Cello und zwei Geigen schreibt klassische Stücke für ihre Besetzung um, mischt unterschiedlichste Stile wie Folk, Pop und Jazz, nicht zu vergessen den Tango Nuevo und häufig auch eine bekannte Filmmusik. „Instrumental-Akrobatik“ oder „ein Crossover jenseits der Kategorien E und U“ nennt es die Fachpresse. Und das ist es auch, wenn Iris Siegfried, eine der beiden Gründerinnen, eine Geige auf die rechte und eine Geige auf die linke Schulter nimmt, während ihre Partnerin Angelika Bachmann auf einem Stuhl hinter ihr stehend mit einem Bogen in der rechten und linken Hand die Saiten der beiden Geigen gleichzeitig fast blind streicht. Es kommt auch vor, dass die vier Damen die Tasten ihres Flügels mit einem Lächeln im Gesicht spielen, während sie selbst auf ihm liegen. Und es gibt noch Oskar, eine Puppe, die sich ab und an zu Wort meldet. Das Ergebnis: die schönste Mischung aus klassischer Musik und Comedy.

„Unser größtes Ziel ist es, die Musik, die wir so lieben, auf eine Weise zu vermitteln, sodass das Publikum die Angst vor der Klassik verliert“,

sagt Angelika Bachmann. Edward Elgars „Salut d'amour“ war das Lieblingsstück der ursprünglichen Quartett-Formation (Ameli Winkler am Klavier und Simone Bachmann am Cello), die sich in den 90er Jahren regelmäßig zum „Jour fixe“ in einem literarisch-musikalischen Salon im Hamburger Stadtteil Eppendorf getroffen hat – heraus kam der Name „Salut Salon“.

Die „Liebe zur Musik“ geht mittlerweile fast einmal um die Welt: „Salut Salon“ spielt mehr als 100 Konzerte im Jahr, sie geben regelmäßig Gastspiele in den USA, in China (2010 vertraten sie die Hansestadt Hamburg auf der Expo in Shanghai), in Kanada, in Chile, in Russland, in der Schweiz, Italien, Luxemburg und Spanien. Die beiden Gründungsmitglieder Siegfried und Bachmann setzen sich neben ihrer eigenen

Die schönste Mischung aus klassischer Musik und Comedy.

künstlerischen Arbeit auch dafür ein, dass junge Menschen Musik als eine Grunderfahrung erleben können. 2003 übernahmen sie die Patenschaft für die Escuela Popular de Artes in Chile, ein Projekt der Kinder-nothilfe. Im Oktober 2011 erhielten sie für ihr Engagement das Bundesverdienstkreuz.

„Und wenn dann nach dem Konzert ein Gast zu unserem Autogrammstand kommt und wie nach einem Zahnarztbesuch sagt ‚es war gar nicht schlimm!‘, das freut uns am meisten“, sagt Bachmann. Willkommen im Salon, „Salut Salon“.



medien kompetent

www.mekonet.de

Sie suchen Informationen zum Thema Medienkompetenz? Sie interessieren sich für Veranstaltungen in Nordrhein-Westfalen, aktuelle Studien oder Nachrichten aus der Medienbildung? Dann sind Sie beim Grundbaukasten Medienkompetenz unter **www.mekonet.de/grundbaukasten** an der richtigen Adresse.

Der Grundbaukasten ist eine frei zugängliche und redaktionell betreute Online-Datenbank, die eine nach Zielgruppen und Themen strukturierte und kommentierte Auswahl von Informationen zum Thema Medienkompetenz bietet. Der Grundbaukasten ist ein Angebot von **mekonet**, dem Medienkompetenz-Netzwerk NRW.

mekonet berät und informiert Multiplikatorinnen und Multiplikatoren der Medienbildung in Sachen Medienkompetenzförderung. **mekonet** bietet dazu ein breites Angebot an Servicematerialien (on- und offline) und veranstaltet Fachtagungen zu aktuellen Themen.

Weiterführende Informationen finden Sie unter
www.mekonet.de

mekonet

MEDIENKOMPETENZ-NETZWERK **N R W**

mekonet, das Medienkompetenz-Netzwerk, wird gefördert von

Ministerin für Bundesangelegenheiten,
Europa und Medien
des Landes Nordrhein-Westfalen



>lfm:
Landesanstalt für Medien
Nordrhein-Westfalen (LfM)



Grimme
Institut

Projektbüro **mekonet**
c/o Grimme-Institut
Eduard-Weitsch-Weg 25
45768 Marl

Telefon +49 (0)2365 9189-0
Telefax +49 (0)2365 9189-89
E-Mail: info@mekonet.de
Internet: www.mekonet.de

Der Koch: Björn Freitag

„Freitag für Freitags“

| von Uwe Kammann



Foto: Moritz Brilo

Gekocht wird überall im deutschen Fernsehen, lustig und witzig, anregend und appetitlich, im direkten Wettbewerb oder im anspornenden Begleiten. Aber ach, der Duft erreicht uns so wenig wie die Aromen und inneren Werte der angerichteten Speisen. Da sieht es bei der Grimme-Preisgala ganz anders aus. Denn natürlich wird die Freude über die Preise und den festlichen Fernseh-Abend auch mit vielen Köstlichkeiten beim anschließenden Buffet im Rathaus gebührend begleitet. Diesmal in einer ganz speziellen Kombination.

Das Speisen-Spektrum zeigt schon auf den ersten Blick, dass diesmal wieder eine ganz spezielle Richtung eingeschlagen wird. Ob gelierte Minestrone mit Parmesanvinaigrette, ob Lachs auf grünem Erbsenpüree mit Honig-Mettenden, ob Lenden-Sauerbraten vom Weideochsen mit Blumenkohlpüree oder ob Ikarimi-Rückenfilet im Noriblatt mit Wasabi: Allein die Namen einiger der angebotenen Kreationen lassen das Wasser im Munde zusammenlaufen.

Für ganz neue Akzente sorgt diesmal beim Grimme-Buffet der Sternekoch Björn Freitag. Sein Restaurant „Goldener Anker“ in Dorsten gehört zu den herausragenden Adressen nicht nur der Region, sondern auch in ganz Deutschland. Seit elf Jahren ist er mit dem begehrten Michelin-Stern dekoriert. Er hat Kochbuch-Klassiker geschrieben – wie „Freitag in

Deutschland“ oder „Sterne Snacks“ –, er bestreitet mit viel Erfolg beim WDR Sendungen wie „Der Vorkoster“ und „Servicezeit“, und er sorgt als Mannschaftskoch von Schalke 04 für Sport-Energie.

Keine Frage auch, dass seine früheren Stationen zum Höhenflug ganz wesentlich beigetragen haben. Denn „Die Ente vom Lehel“ in Wiesbaden sowie der „Brückenkeller“ in Frankfurt gehören zu den Feinschmecker-Legenden im Land.

Auch sein Partner beim diesjährigen Grimme-Gourmet-Gipfel, Kai Kürschner, blickt auf einen beeindruckenden Weg bei der Schulung der Gaumen-Artistik zurück. Seit nunmehr sieben Jahren garantiert er als Küchendirektor beim Hüls-Service in Marl für Top-Qualität. Zuvor kochte er im Gummersbacher Sterne-Restaurant „Die Mühlenhelle“, dann im Sheraton Hotel Essen, im exklusiven Schlosshotel Kronberg, im Lantana Colony Club (Bermuda) und im Hotel Vier Jahreszeiten in Schluchsee (Schwarzwald). Besondere Fähigkeiten im „großformatigen“ Kochen bewies Kai Kürschner im Kempinski Hotel Corvinus Budapest, wo vier Restaurants zu betreuen waren und Bankette und Caterings für viele Hundert Personen auszurichten waren.

Das Grimme-Institut ist glücklich, dass es zwei so herausragende Koch-Profis für eine Zusammenarbeit gewinnen konnte. Für Björn Freitag ist dieses kulinarische Grimme-Engagement eine Premiere, während Kai Kürschner mit dem „Feierabendhaus“ und dessen Team schon seit Jahren mit immer wieder neuen Themen für hervorragendes Grimme-Catering sorgt. Unvergessen beispielsweise das Buffett-Thema „Urig ruhig“ mit dem stets umlagerten Curry-Brunnen.

Diesmal geht es, wie schon in den ersten Andeutungen bei Fleisch und Fisch erkennbar war, stärker in eine mediterrane und exotische Richtung. Das setzt sich fort bei Brot-Toppings wie Oliventapenade oder speziellen Salzen aus Peru, Portugal und Hawaii oder den Obstspießen zum Dessert, die beispielsweise mit Tonkabohnen-Espuma kombiniert werden können.

Am Schluss werden alle Gäste sagen, da sind sich die Grimmes sicher: Der Preis geht auch durch den Bauch – mit allen Köstlichkeiten unter der Formel „Freitag für Freitags“.

Für Björn Freitag ist diese kulinarische Grimme-Engagement eine Premiere.

Qualitätsfragen

Der Beirat für den Grimme-Preis und den Grimme Online Award

Die Medienwelt verändert sich ständig, derzeit sogar mit ziemlicher Beschleunigung. Bei dem, was sich verändert, sprechen manche von einer Revolution, andere sehen in den Neuformationen eher eine Evolution.

Wie auch immer: Wenn das Grimme-Institut seine beiden Preis-Unternehmen – den seit 1964 bestehenden Preis für hervorragendes Fernsehen und den ins zehnte Jahr gehenden Preis für Qualität im Netz – lebendig halten will, ist ihm guter Rat hochwillkommen. Dies gilt für alle Fragen der Zielrichtung und der wesentlichen Rahmendaten, dies gilt natürlich auch für die Perspektiven – denn die Zukunft muss schließlich gestaltet werden.

In all diesen Angelegenheiten und Fragen kann das Institut auf einen Beirat zählen, der sachkundig und engagiert die Erörterungen und Entscheidungen begleitet. Er tagt in der Regel zweimal im Jahr. Es gibt dabei viele wichtige Themen. Wie sollen die Strukturen der Preise aussehen, wo sind neue Justierungen notwendig? Wie sollen die Jürs

zusammengesetzt sein, wie ist Erfahrung am besten mit neuen, jungen und frischen Ideen zu verbinden? Wie sollten die Preisverleihungen gestaltet sein, um auf der Höhe der Zeit zu sein und den besonderen Ansprüchen der Grimme-Preise zu genügen?

Der Beratungskatalog erweitert sich in der jetzigen Mediensituation natürlich auch um Grundsatzfragen: Wie stehen die beiden Preise nebeneinander, auch zueinander? Wo sind die Berührungspunkte, wo werden aus Parallelen und Ergänzungen eher Verschränkungen, wo sind die Aufgabenfelder vielleicht ganz neu zuzuschneiden?

Der Beirat nutzt auch Möglichkeiten, sich über verwandte Qualitäts-Unternehmen zu informieren. So tagte er mehrfach während des Fernsehfilm-Festivals der Deutschen Akademie der Darstellenden Künste.

Das Institut ist im Beirat mit dem Direktor, **Uwe Kammann**, und den beiden für den Grimme-Preis und den Grimme Online Award zuständigen Referenten, **Ulrich Spies** und **Friedrich Hagedorn**, vertreten. ■

Ulrich Aengenvoort

Jahrgang 1956, ist Direktor des Deutschen Volkshochschul-Verbandes, der 16 Landesverbände und bundesweit mehr als 1000 Volkshochschulen umfasst. Aengenvoort war zuvor Geschäftsführer der Verbraucherzentrale Baden-Württemberg. Er ist stellvertretender Aufsichtsratsvorsitzender des Grimme-Instituts.

Foto: Aengenvoort



Ute Biernat

Jahrgang 1960, ist Geschäftsführerin von Grundy Light Entertainment und Grundy Schweiz. Sie hat Theater-, Film- und Fernsehwissenschaft studiert und arbeitete als freie Autorin und Redakteurin u.a. für das neuseeländische TV 3 sowie in den USA für Sender wie CBS und ABC. Bei Grundy TV stieg sie 1996 als Executive Producer ein.

Foto: Grundy Light Ent.



Anette Borkel

Jahrgang 1961, ist an der Hamburger Volkshochschule zuständig für Programmqualität. Ihr Schwerpunkt ist die Gesundheitsbildung. So ist sie auch Vorsitzende des Bundesarbeitskreises Gesundheit und Umwelt beim DVV. Die studierte Germanistin, Medienpädagogin und Volkskundlerin ist langjähriges Jury-Mitglied beim Adolf-Grimme-Preis.

Foto: Borkel



Frauke Gerlach

Jahrgang 1964, ist Justitiarin der Fraktion Bündnis 90/Die Grünen im Landtag Nordrhein-Westfalen. Sie studierte Rechtswissenschaften in Kiel und Göttingen. Sie ist Vorsitzende der Medienkommission der Landesanstalt für Medien NRW und Aufsichtsratsvorsitzende der Film- und Medienstiftung NRW und des Grimme-Instituts.

Foto: LfM



Christoph Neuberger

Christoph Neuberger ist Professor für Kommunikationswissenschaft an der LMU München. Zuvor lehrte er in Münster und Leipzig. Seit 1996 beschäftigte er sich in zahlreichen Studien und Publikationen mit dem Journalismus und der Öffentlichkeit im Internet. Ein weiterer Arbeitsschwerpunkt sind Fragen der Medienqualität.

Foto: WDR/H. Sachs



Konrad Scherfer

Jahrgang 1969, ist Professor für Medienwissenschaft an der Fachhochschule Köln. In seiner Promotion untersuchte er die Qualitätskriterien deutscher Fernsehpreise. Er war Wissenschaftlicher Mitarbeiter beim DFG-Sonderforschungsbereich Bildschirmmedien und Online-Redakteur für den SWR.

Foto: Scherfer



Ingrid Schöll

Jahrgang 1956, ist Direktorin der Volkshochschule in Bonn. Sie studierte Germanistik und Geschichte. Zu ihrem Themenbereich gehört Marketing für Weiterbildungseinrichtungen. Sie ist u.a. Mitglied im wissenschaftlichen Beirat des Deutschen Instituts für Erwachsenenbildung und langjähriges Jurymitglied beim Adolf-Grimme-Preis.

Foto: Thilo Breu



Ulrich Timmermann

Jahrgang 1952, ist Leiter des Verbindungsbüros der Intendantin des WDR. Nach dem Studium der Publizistik, Soziologie und Politikwissenschaft arbeitete er als Medienpädagoge, Lehrbeauftragter und Medienfachjournalist, u.a. im Grimme-Institut und seit 1996 im WDR. Diesen vertritt er auch im Aufsichtsrat des Grimme-Instituts.

Foto: WDR





BLICK. Dicht.

Medien mit Distanz und Nähe.

Die WAZ Mediengruppe gratuliert
den Grimme-Preisträgern.

WAZ
»»» MEDIEN
GRUPPE

www.waz-mediengruppe.de

Sponsoren, Partner und Förderer des Grimme-Preises 2012

Sponsoren

Grimme-Preis 2012

VORWEG GEHEN



ŠKODA

Die Ministerpräsidentin
des Landes Nordrhein-Westfalen



3sat



Partner

Grimme-Preis 2012



BILD-KUNST



GOCH
miteinander Stadt®



Infracor
Chemistry Services



MEIN SÜßES LEBEN!



MICHAELIS GmbH
Eventtechnik die begeistert!



0 23 65 / 960-777
www.sci-detektei.de



PRODUCTION RESOURCE GROUP



brands and products

LOEWE.

Förderer

Grimme-Preis 2012

Neue Marler Baugesellschaft, Michael Stallmann, DPD GeoPost GmbH (Niederlassung Marl)

brigitte hobmeier

misël maticëvić

die hebamme

auf leben und tod

ein film von
dagmar hirtz

HERZLICHEN
GLÜCKWUNSCH!

DAGMAR HIRTZ
BRIGITTE HOBMEIER
PETER PROBST
JO HEIM
RUDI CZETTEL

ES WAR UNS EINE GROSSE FREUDE MIT EUCH ZU ARBEITEN!

WIR DANKEN AUCH ALLEN ANDEREN DARSTELLERN UND MITWIRKENDEN,
UNSEREN PARTNERN UND FÖRDERERN.

MISËL MATIĆEVIĆ, AUGUST ZIRNER, PIPPA GALLI, KARL FISCHER,
MARIA HOFSTÄTTER, JOHANNA BITTENBINDER U. V. M.

GERD BAUMANN UND GREGOR HÜBNER, INGRID LEIBEZEDER,
BRIGITTE DETTLING, NICOLA UNDRITZ U. A.

ANJA HELMLING-GROB, CAROLINE VON SENDEN, DONALD
JENICHEN UND REINHOLD ELSCHOT

KLAUS LINTSCHINGER, KLAUS HIPFL UND HEINRICH MIS
GABRIELE PFENNIGSDORF, KLAUS SCHAEFER, JOHANNES

KÖCK UND ALFRED GRINSCHGL

SOWIE JOSEF KOSCHIER

EURE ROXIES

ANNIE BRUNNER, ANDREAS RICHTER, URSULA WOERNER

ROXYFILM

SKFILM

ZDF

ORF

FFF Bayern

FERNSEHFONDS
AUSTRIA

TvB1
Ein Teil





Das Erste¹

48. Grimme-Preis 2012

DREILEBEN

Ein außergewöhnliches Filmprojekt –
eine große Auszeichnung.

Die ARD Degeto gratuliert
den drei Regisseuren!

CHRISTIAN PETZOLD

Etwas Besseres als den Tod

DOMINIK GRAF

Komm mir nicht nach

CHRISTOPH HOCHHÄUSLER

Eine Minute Dunkel

Dank an alle,
die **DREILEBEN** ermöglicht haben.

BR¹ **ARD Degeto**¹ **WDR**¹